

WOLFGANG
BÜHNE
ICH PFEIF
AUF DEINE
FRÖMMIGKEIT!

SCHWELM | STUKENBROCK | SCHOPPEN
STATIONEN EINER GESCHICHTE,
WIE NUR GOTT SIE SCHREIBEN KANN

clv

1. Auflage 2023

© 2023 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung e.V.

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

www.clv.de

Lektorat: Oliver Reichl (CLV) und Martin Kaal

Satz: Johannes Heckl (CLV)

Umschlaggestaltung: Andreas Fett, Meinerzhagen

Umschlagfoto: David Bühne, Köln

Druck und Bindung: BasseDruck GmbH, Hagen

Hardcover:

Artikel-Nr. 256690

ISBN 978-3-86699-690-8

Paperback:

Artikel-Nr. 256738

ISBN 978-3-86699-738-7

Widmung

Meiner lieben Frau Ulla, die mich mehr als fünf Jahrzehnte lang durch dick und dünn begleitet hat. Immer wieder hat sie mich ermutigt und korrigiert, nie hat sie mich daran gehindert, dem Herrn zu dienen. Meine Wertschätzung und Dankbarkeit für ihren treuen und selbstlosen Dienst an mir, an unseren Kindern und an den vielen jüngeren und älteren Freunden habe ich leider viel zu wenig ausgedrückt.

Unseren sieben Kindern Michael, Tine, Daniel, Debora, Hannes, Tabitha, David und unseren Schwiegerkindern Nadja, Ralf, Marei, Claudia und Markus, denen wir es hoffentlich nicht zu schwer gemacht haben, an den Herrn Jesus zu glauben, ihm zu folgen und ihn zu lieben.

Den bisher 14 Enkelkindern, für die wir beten, dass sie alle rechtzeitig und konsequent ihre Lebensweichen zur Ehre Gottes und zu ihrem eigenen Segen stellen.

Den vielen lieben Geschwistern der Gemeinde in Schoppen, die uns wirklich eine »Herberge zur Heimat« waren und deren Gebete, Liebe und Fürsorge uns getragen und begleitet haben.

Und schließlich den vielen jüngeren und älteren Freunden und Mitarbeitern in der Jugendarbeit, Literaturarbeit, in der Mission im In- und Ausland, in der Verkündigung und der Verteidigung der biblischen Wahrheiten, und solchen, die uns in der Stille mit ihren Gebeten zum großen Segen waren.

Mögen diese Aufzeichnungen dazu dienen, sie vor unseren Fehlern zu bewahren, und sie zugleich anspornen, treu, glaubwürdig und mit großer Freude unserem Herrn Jesus zu folgen und zu seiner Ehre zu leben.

Meinerzhagen, im Winter 2022/23

INHALT

Anpfiff!	11
1. Schwelm – und die Faszination guter Gerüche ...	15
Wie Adolf Hitler Prügel bezog – und der Segen betender Eltern	19
Wie man lebhaftere Fantasie entwickelt ...	24
2. Heuchelei – die Sünde der »Frommen« ...	29
Staubtücher und Schleifsteine	39
»Ein Busch ist mehr wert als ein ganzer Wald von Pastoren ...«	44
Der unbezahlbare Wert von Freundschaften	53
Orientierungssuche	55
3. Bethel – Haus Kapernaum	61
Mehr als »zwölf Körbe voll« – Goldgrube »Brockensammlung«	71
»Eine Sichel zerbricht in der Erntearbeit« –	
Der Heimgang von Wilhelm Busch	73
»Wie hast du eigentlich deine Frau kennengelernt ...?«	78
»Christentum ist Brandstiftung!« Wolfgang Dyck –	
die wandelnde Provokation	89
4. Stukenbrock – eine Weiche wird gestellt	103
Die Faszination eines uralten Kottens	108
»Ins Wasser fällt ein Stein ...«	119
5. Zwischenstation – zurück in Schwelm	121
Mehr als peinlich: Falsch verstandene »Wahre Jüngerschaft«	123
»Treu gemeint sind die Wunden dessen, der liebt ...!«	129
Wie man zum Lesen motivieren kann ...	144
Der »Schreihals Gottes«: Wolfgang Dyck	149
»Ebbi Fröhlich« und das sagenhafte »Schweine-Rodeo«	157
Nicht nur Sonnenschein ...	162

INHALT

6. Ausgerechnet Sauerland?	169
Im Glauben leben ...	172
Eine Tüte voller Männerhaare und die Sache mit dem Kuhdung ...	181
»Steini« und ein riskantes Gebet	188
Was man von Knoblauch und den »Ossis« lernen kann ...	196
Einwurf Gerrit Alberts	205
Hippies, Promis und Knackis bekehren sich ...	209
Was man alles mit »Zivis« erleben kann ...	217
»Lügen haben kurze Beine!«	221
Ein Leben für die französische Fremdenlegion?	229
 Impressionen aus 50 Jahren Freizeitarbeit in Schoppen	 233
 Einwurf Kurt Becker	 251
Die größte Erweckung Europas?	257
Merkwürdige und folgenreiche Begegnungen	263
Wie Kontakte entstehen und Gott ungeahnte Weichen stellt	270
Gedenket eurer Lehrer: Bakht Singh	273
Ein neuer Verlag entsteht	283
Kann man den freien Fall der Lesekultur aufhalten?	292
Erweckung im Salzburger Land	298
Dunkle Wolken am Horizont	301
Einwurf Hans-Joachim Stecher	321
Es begann mit einem Hauskreis	325
Gedenket eurer Führer: William MacDonald	327
Der charismatische Aufbruch – »Dritte Welle«	337
 7. Nicht nur ein Blick in die Ferne ...	 343
Sibirien – kein lebensferner Traum mehr ...	344
Honduras – wo liegt denn das?	363
Einwurf Peter Lüling	373

INHALT

Erschütternde Nachrichten aus Kuba –	
und »Kfz-Kennzeichen: GM-KF 828«	377
Nie für möglich gehalten: Auf nach China!	387
Ausgerechnet auf einer Beerdigung ...	390
8. Unerwarteter Glücksfall Andi	399
Einwurf Andi Fett	403
»Ja, Vater! Auch wenn ich dich nicht verstehe ...«	413
9. Wie bitte? »Bomber« und Bücher?	417
»Andi ist tot!« Unfassbar!	427
10. Wie Gott uns Väter auf die Knie bringt ...	429
Hannes' Geisterfahrt ...	440
Einwurf Gorden Winter	453
Abpfeiff am Spielfeldrand?	459
Ein Gebet und Bekenntnis von C. H. Spurgeon	462
Anhang	
Von Konferenzen, Bibeltagen, »Taupunkten« und »Kraftstoffen«	465
Buchempfehlungen	478

»Was wir gehört und erfahren
und unsere Väter uns erzählt haben,
das wollen wir ihren Kindern nicht verschweigen,
sondern dem künftigen Geschlecht verkünden
die Ruhmestaten des Herrn und seine Stärke
und seine Wunder, die er getan hat. ...
damit die Nachwelt Kenntnis davon erhalte,
die Kinder, die geboren würden,
sollten aufstehen und ihren Kindern davon erzählen,
dass sie auf Gott ihr Vertrauen setzten
und die Taten Gottes nicht vergäßen
und seine Gebote befolgten ...«

PSALM 78,3-7 (ÜBERSETZUNG »MENGE 2020«)

Sei es, dass wir leben,
wir leben dem Herrn;

sei es, dass wir sterben,
wir sterben dem Herrn.

Sei es nun, dass wir leben,
sei es, dass wir sterben,
wir sind des Herrn.

RÖMER 14,8



Anpfiff!

»Wehmütig grüßt der, der ich bin, den, der ich sein möchte.«
— Sören Kierkegaard

Es war im Sommer 2022. Wie jeden Sonntagmorgen war ich mit meiner Bibeltasche unterm Arm zu Fuß unterwegs, um in 600 Metern Entfernung unseren Gemeindesaal zu erreichen. Dort fand pünktlich 15 Minuten später die Abendmahlsfeier statt, die wir jeden Sonntag als Gemeinde nach dem Wunsch unseres Herrn durchführen. Bereits in Gedanken an das Leben und Sterben Jesu versunken, sah ich – wie fast an jedem Sonntag um diese Uhrzeit – einen mir bereits jahrelang bekannten Wanderer entgegenkommen. Wir waren »per Du« und hatten uns bisher bei fast jeder Begegnung meist gegenseitig freundlich einen gesegneten Sonntag gewünscht und waren dann weitergegangen.

Dieses Mal blieb er allerdings vor mir stehen. Er sah mir mit zorniger Miene in die Augen und fühlte sich offensichtlich genötigt, mir etwas zu sagen, was ihm schon länger auf der Seele brannte:

»Weißt du eigentlich, was für ein seltsamer Kauz du bist? Selbstgerecht, eingebildet, eigensinnig, ehrsüchtig, rücksichtslos, unfreundlich und geizig!«

Das saß! Ich habe zwar nicht mehr alle Adjektive genau in Erinnerung, die er über mich ausschüttete. Jedenfalls war ich ziemlich verdattert und betroffen über diesen unerwarteten Anpfiff. Was sollte ich darauf erwidern?

Es fiel mir spontan nichts Besseres ein, als ihm zu antworten, dass ich ihm für seine Offenheit danke, denn ich sei wirklich ein schlechter Mensch. Doch dann fügte ich nach einer kurzen Verlegenheitspause hinzu, ich könnte ihm noch eine Anzahl von weiteren schlechten Eigenschaften von mir aufzählen, die sein Urteil bestätigen und deutlich machen, welch ein Sünder ich sei und warum ich die Gnade Gottes nötig habe.

Danach trennten sich unsere Wege. Ich ging wie ein begossener Pudel weiter. Wenige Minuten später reihte ich mich unter jene ein, die mit mir an diesem Morgen Gott dafür danken und anbeten wollten, dass er seinen Sohn Jesus Christus als Stellvertreter für unsere Sünden ans Kreuz schlagen ließ.

Natürlich musste ich noch lange über diese Schelte nachdenken. Es war nicht der erste Anpfiff, den ich in der Vergangenheit schlucken musste, und wird sicher auch nicht der letzte sein ...

Es ging mir wie Dietrich Bonhoeffer in seinem ergreifenden Gedicht: »*Wer bin ich?*«

*Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?
Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß? ...
Wer bin ich? Der oder jener? ...
Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!¹*
— Dietrich Bonhoeffer

1 Dietrich Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung*, Stuttgart: Evangelische Buchgemeinde, 1951, S. 263-264.

Zu dieser Zeit war ich gerade dabei, meine Lebenserinnerungen zusammenzustellen. Ernüchtert, aber auch verwundert überlegte ich: *Wem soll das dienen? Was habe ich zu bieten?*

Eine vorbildliche Frömmigkeit, ein beeindruckendes, anziehendes Wesen konnte es nicht sein, warum Gott einen Menschen wie mich für seinen Dienst gebrauchen will. Das wird der Leser anhand dieser Aufzeichnungen sicher bestätigen. Daher will ich auf den folgenden Seiten den Befund herausstreichen, den auch der ehemals superfromme Pharisäer Paulus für sich anerkennt:

»Erinnere sie daran, ... einst waren auch wir unverständlich, ungehorsam, irregehend, dienten mancherlei Begierden und Vergnügungen ... Als aber die Güte und die Menschenliebe unseres Heiland-Gottes erschien, errettete er uns, nicht aus Werken, die, in Gerechtigkeit vollbracht, wir getan hatten, sondern nach seiner Barmherzigkeit ...« — Titus 3,1-4

Gott braucht nicht meine Frömmigkeit, aber Gott handelt mit uns nach seiner Barmherzigkeit.

»Ein Mensch ruht dann in der Vergebung der Sünde, wenn der Gedanke an Gott ihn nicht an die Sünde erinnert, sondern daran, dass sie vergeben ist. Sodass das Vergangene keine Erinnerung daran ist, wie viel er verbrochen hat, sondern daran, wie viel ihm vergeben worden ist.«² — Sören Kierkegaard

2 Sören Kierkegaard, *Tagebücher Band 2*, Düsseldorf/Köln: Eugen Diederichs Verlag, 1963, S. 152.

Kapitel 1

Schwelm – und die Faszination guter Gerüche ...



Die erste Erinnerung an meine Heimat ist eine zerbombte Kleinstadt am Rande des Ruhrgebiets in der Nähe von Wuppertal.

Schwelm, das Tor zu Westfalen, zum Sauerland und zum Ruhrgebiet, war mitbetroffen, als der Bombenhagel der Alliierten 1944 auf Wuppertal herunterprasselte. Wir – das sind meine Eltern und ihre sechs Kinder – wohnten mitten in der Stadt, und als ich im Mai 1946 geboren wurde, lag Schwelm noch weitgehend in Trümmern. Aber überall wurde aufgeräumt, Schutt beseitigt, Fundamente freigelegt und das Kopfsteinpflaster erneuert. Es dauerte allerdings noch Jahre, bis die letzten Spuren des Zweiten Weltkriegs völlig beseitigt waren.



An der Hauptstraße hatten meine Eltern bereits vor dem Krieg von Juden ein Haus kaufen können und dort eine kleine Drogerie eröffnet, die man allerdings nicht mit den heutigen Drogerie-Ketten vergleichen kann.

Hier prägte nicht der Geruch von Kosmetik, sondern der Duft vieler Heilkräuter die Atmosphäre. Aus zig Schubladen wurden Kräutertees gegen allerlei eingebildete und echte Krankheiten von meinem Vater Friedrich Wilhelm – »Fritz« genannt – und auch von meiner Mutter Helene – als »Leni« bekannt – fachkundig zusammengestellt.

Neben allen möglichen Kräuterdragees, Pflanzensäften und Tropfen und einer kleinen Kosmetikabteilung standen allerdings auch nicht wenige Flaschen hochprozentiger Spirituosen in unseren Regalen, unter ihnen die Schwelmer Hausmarke »Leverings Klaren« – zum Kummer der Blaukreuzler unter unseren Kunden, die das unverantwortlich fanden, zumal meine Eltern als überzeugte Christen und »Versammlungsleute« bekannt waren, die aus ihrem Glauben und ihren biblischen Überzeugungen keinen Hehl machten.

Nachdem mein Vater recht früh aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt war – anders hätte ich nicht im Mai 1946 geboren werden können –, hatten meine Eltern diesen Laden mit viel Mühe und Liebe wiederaufgebaut, denn glücklicherweise war unser Haus von den Bombeneinschlägen verschont geblieben.

Eine Besonderheit zierte unsere Ladenmitte, und das war ein riesiger Sack mit frisch getrockneten Pfefferminzblättern. Der hatte einen Durchmesser von etwa 1,2 bis 1,5 Metern, war einen Meter hoch und prägte den Wohlgeruch des Ladens. Das lockte viele Kunden an, denn darin waren wir konkurrenzlos.

Viele, meist ältere Leute kamen in unser Kräuterhaus und klagten meinen Eltern ihre Herz-, Kreislauf-, Magen-, Leber- und



Mit meinen Schwestern Margret und Ruth

Gallenbeschwerden. Sie bekamen dann ein Teegemisch, das ziemlich preisgünstig und tatsächlich oft auch sehr wirksam war. Gratis gab es nach Möglichkeit ein Traktat dazu oder – wenn keine sonstigen Kunden im Laden waren – eine gesalzene evangelistische Kurzbotschaft. Vater Fritz und Mutter Leni hatten ein brennendes Herz für jeden Menschen, der keinen Frieden mit Gott hatte.

Die Not und Armut der Nachkriegsjahre brachten es mit sich, dass unsere Eltern kaum Zeit für uns Kinder hatten. Ich war jahrelang der Jüngste in der Familie, erst 7 Jahre nach mir wurde meine jüngste Schwester Anne geboren und meine älteren Geschwister waren 7, 10, 12 und 14 Jahre älter als ich.

Urlaub war damals weder üblich noch möglich und ich kann mich nicht erinnern, dass meine Eltern jemals gemeinsam Ferien gemacht hätten, obwohl meine Mutter sehr reiselustig und kontaktfreudig war. Ob das Gerücht stimmt, dass sie als eine geborene »Wetter« irgendwie von Zigeunern abstammte, ist bisher nie

bestätigt worden, aber ihr hübsches Aussehen, ihre schwarzen Haare, ihre Unternehmungslust und lebenslange Fröhlichkeit hatten zumindest etwas Zigeunerhaftes an sich.

Wie Adolf Hitler Prügel bezog – und der Segen betender Eltern

Mutter besaß auch eine Menge Humor und eine Portion Lebensweisheit, wie folgende nette Anekdote zeigt, die mein ältester Bruder Friedhelm in seinen Lebenserinnerungen »*Autobiographie eines Rebellen*« beschrieben hat:

»Vater war an der Ostfront, ich musste zum Jungvolk, die Vorstufe zur Hitlerjugend, trug Fahrtenmesser, Braunhemd und Schulterriemen nach der »Pimpfenprobe« und wartete auf den Endsieg. Beim Jungvolk wurde gedrillt und auf Hitler eingeschworen. Mein Fanatismus ging so weit, dass ich Mutter begreiflich machen wollte, sie dürfe mich nicht schlagen, wenn ich die Uniform trug, denn dann würde sie Adolf Hitler schlagen! Solch einen Blödsinn hatte man uns im Jungvolk beigebracht.

Nun kam die Situation, wo ich Schläge verdient hatte. Mutter befahl mir, die Uniform auszuziehen, was ich auch tat in der Erwartung der folgenden Stockschläge. Umso überraschter war ich, als Mutter die Uniform aufs Bett legte und wie wild auf diese einprügelte. Mir fiel ein Stein vom Herzen und ich dachte mir, es ist besser, Adolf Hitler bekommt die Prügel als ich. Fürwahr, eine weise Entscheidung meiner Mutter ...«³

3 Zitat aus: Friedhelm Bühne, *Aus meinem Leben – Autobiographie eines Rebellen*, Selbstverlag, S. 3.

Der Segen betender Eltern

Zwei Erinnerungen an meine Eltern haben sich mir tief eingeprägt: Auch wenn ihr Alltag von viel Arbeit im Geschäft und im Haushalt geprägt war, fanden sie doch oft Zeit, nach Feierabend »Halma« zu spielen. Die wenigen Bilder aus diesen Jahren zeigen Vater in seinem weißen Ladenkittel, den er auch nach Feierabend selten ablegte, eine wohlriechende Zigarre zwischen den Fingern, Mutter in dem Sessel ihm gegenüber und zwischen ihnen das Halma-Brett mit den vielen Figuren. Wenn ich mich recht erinnere, waren dieses Spiel und das Lesen guter Bücher ihre einzige Freizeitbeschäftigung und Entspannung, wenn die vielen Besuche und Gemeindeaktivitäten dazu Zeit ließen.



Die Eltern: Fritz und Helene Bühne

Ein anderer Eindruck, den ich sehr dankbar in Erinnerung habe, ist ihre Gewohnheit, jeden Morgen vor der Arbeit im Wohnzimmer zu sitzen. Jeder hatte seine Bibel in der Hand und betete anschließend still für sich auf den Knien. Und jeden Abend vor dem Zubettgehen lagen sie beide wieder im Wohnzimmer auf den Knien, und dann betete mein Vater laut mit meiner Mutter, sodass wir als Kinder oft ihre Stimmen hörten und wussten, dass wir alle namentlich vor Gott gebracht wurden.

Die Erinnerung an treu betende Eltern ist sicher das größte Geschenk, das sie ihren Kindern hinterlassen können. Streit unter den Eltern habe ich zumindest nie miterlebt und ich glaube, sie haben bis an ihr Lebensende eine sehr glückliche, harmonische und von Liebe geprägte Ehe geführt, wobei sicher die gemeinsame Bindung an den Herrn Jesus und die Liebe zu ihm und zu seinem Wort die tragende Basis war.

Nur schwach und schemenhaft erinnere ich mich, dass ich im Alter von etwa zwei oder drei Jahren hastig von meinen älteren Schwestern Ruth und Margret aus der Badewanne gerissen wurde, weil plötzlich ein Feuer ausgebrochen war und unser Dach lichterloh brannte. Es war sicher nicht so dramatisch und lebensgefährlich wie die berühmte Szene im Leben des fünfjährigen John Wesley, der sich bis an sein Lebensende als ein »Brandscheit, aus dem Feuer gerettet« daran erinnern konnte, wie er in der Nacht des 9. Februar 1709 als Letzter der großen Familie aus den Flammen in Sicherheit gebracht wurde.

Jedenfalls hatte dieser Hausbrand zur Folge, dass wir als Kinder evakuiert wurden und ich vorübergehend eine Bleibe bei der recht betuchten Familie Timmerbeil fand und dort – wie man mir später erzählte – etwas verwöhnt wurde. Ich erinnere mich nur, dass ich dort oft um Kuchen bettelte, den es tatsächlich in diesem Haus gab und der mir großzügig gewährt wurde.

Schule? Nein, danke!

An meine ersten Schuljahre habe ich keine guten Erinnerungen. Im Alter von fünf Jahren wurde ich eingeschult und da ich sehr schüchtern, nicht sonderlich begabt und auch meist der Kleinste und Schwächste in der Klasse war, konnte ich keine guten Zeugnisse aufweisen. Dazu kam, dass ich nur äußerst ungern zur Schule ging und einige der damaligen Lehrer eine Pädagogik praktizierten, die man heute als strafbar bezeichnen würde. So war Herr Küstermann, der Direktor unserer Volksschule »Westfalenamm«, oft mit einem Stock bewaffnet, wenn er unser Klassenzimmer zum Unterricht betrat, und er wusste auch gut damit umzugehen.

Unser Klassenlehrer Herr Wilhelm hatte die Gewohnheit, »Kopfnüsse« zu verteilen, wenn Fehler gemacht wurden oder ein ungutes Verhalten vermutet wurde. Positive Anreize zum Lernen habe ich in den ersten Jahren nicht erlebt, daher waren mir der Schulbesuch und die Schulaufgaben ein Gräuel – und entsprechend waren auch die Zensuren. Zwar musste ich keine Klasse wiederholen, aber besonders in den Fächern Deutsch und Rechtschreibung kam ich selten über eine Vier hinaus. Erst in der fünften oder sechsten Klasse wachte ich geistig etwas auf – allerdings stand der Besuch einer Realschule oder gar des Gymnasiums nie zur Diskussion, dazu reichten meine Leistungen aufgrund meiner Faulheit und meines Desinteresses am Lernen einfach nicht aus.

Meine älteren Geschwister waren mir darin weit voraus, mit Ausnahme meines Bruders Gerd. Der hatte sich auf der Hauptschule den Spitznamen »Kaugummi« erworben, weil er ungemein beweglich und flink und zu allerlei Streichen aufgelegt war. Er war für die Lehrer so etwas wie ein »Saujunge«, wie man in Schwelm zu sagen pflegte. Allerdings hatte er eine außergewöhnliche technische Begabung, die ihn später zu einem gefragten Techniker machte.

Auch ich konnte damals sehr von ihm profitieren, weil ich in dieser Disziplin völlig unbegabt war und auch leider bis heute geblieben bin.

Dennoch habe ich auch einige wenige positive Erinnerungen an die Schule: Jeder Tag begann mit einem Gebet des Lehrers und meist auch mit einem Vers eines bekannten Kirchenliedes, das wir gemeinsam gesungen haben, obwohl wir keine Bekenntnis-Schule waren. Eine christliche Grundhaltung und biblische Werte prägten die Atmosphäre der Schule. Das oft gesungene Lied *»Üb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab und weiche keinen Fingerbreit von Gottes Wegen ab«* ist mir aus dieser Zeit in Erinnerung geblieben. Erst in den letzten beiden Schuljahren – Klasse 7 und 8 – verstand es der Schuldirektor Herr Schweer, der zugleich unser Klassenlehrer war, uns zum Denken anzuregen und unseren Verstand zu aktivieren.



Mit meinem Bruder Friedrich Wilhelm



Mit meinem Bruder Gerd

Außerhalb der Schule gab es damals nicht viele Freizeitangebote. Als kleine Jungen spielten wir in den Trümmern Fußball – zunächst mit leeren Blechdosen, später mit den aufkommenden Gummi- und Plastikbällen. Lederbälle waren eine kaum bezahlbare Seltenheit. Fußballschuhe kannten wir nicht und Turnschuhe waren für uns Kinder ein Traum. Die wenigen Sportplätze, die es in Schwelm gab, waren den Vereinen vorbehalten. Später spielten wir auf den Grasflächen der städtischen Anlagen zu allen Jahreszeiten Fußball, sehr zum Kummer der Landschaftspfleger.

Bis heute glaube ich, dass Fußball als Mannschaftssport einen positiven Einfluss auf den Charakter und das Sozialverhalten junger Menschen haben kann, solange sich der Ehrgeiz in Grenzen hält und materielle Vorteile keine Rolle spielen. Aber verlieren zu können, für den anderen da zu sein, im Team zu spielen, sich ein- und unterzuordnen, Regeln einzuhalten und Fairness zu praktizieren, sind gute Voraussetzungen für das spätere Leben in der Gemeinschaft mit anderen. Individualisten und Solisten im Mannschaftssport werden es auch in anderen Lebensbereichen selbst bei aller Begabung nicht so leicht haben.

Wie man lebhaftere Fantasie entwickelt ...

Natürlich gab es bei uns zu Hause keinen Fernseher, wie es Ende der 1950er-Jahre allgemein bei überzeugten Christen üblich war. »Grundig bringt die Welt ins Haus« lautete damals eine bekannte Werbung für den Fernseher, die gern von Christen zitiert wurde, um vor diesem großen Übel zu warnen. Mit dem Radio war es ähnlich – das gehörte sich einfach nicht für einen Christen und es war höchst verdächtig, als die ersten Autos mit einem Autoradio ausgestattet waren.

Heute schmunzelt man, wenn der bekannte originelle Pfarrer Heinrich Kemner aus seiner Kindheit erzählt, als zum ersten Mal ein Fahrrad im Dorf auftauchte:

»Als ich mit der Oma vor der Hoftür stand und der Mann auf dem hohen Stahlross an uns vorbeitrampelte, fragte ich: ›Oma, was ist das?‹
›Junge, dat is de Düwel«, antwortete sie.«⁴

50 Jahre später urteilte man unter Christen so ähnlich über das »sprechende Bild«, das aber dennoch recht bald den Weg in die Wohnzimmer von Christen fand.

Damals wurde uns Kindern das Kino in allen Schreckensfarben vorgemalt, sodass ich mich wie im Vorhof der Hölle fühlte, als ich mich zum ersten Mal verbotenerweise heimlich in ein Kino geschlichen hatte und vor schlechtem Gewissen kaum etwas von dem damals recht harmlosen Film mitbekommen habe.

Glücklicherweise hatten unsere Eltern aber nichts dagegen, dass wir spannende Bücher lasen. Und das hat zu unserer Bildung vielleicht mehr beigetragen als die acht Jahre Volksschule. Zu dieser erlaubten Literatur gehörten unter anderem auch die Karl-May-Bände, die ich schon als 10-Jähriger verschlungen habe. Vielleicht lag die Großzügigkeit meiner Eltern daran, dass in diesen Bänden nicht nur Schurken und Spötter wie »Old Wabble« beschrieben wurden, sondern auch die Bekehrung von »Old Surehand«, Winnetou und anderen Helden um Old Shatterhand bzw. Kara Ben Nemsi geschildert wurde. Auf jeden Fall vermittelten diese Bücher eine gewisse Gottesfurcht. Ab und zu werden Bibelverse zitiert und Gottes Schöpfung wird mit Ehrfurcht beschrieben. Werte wie Treue, Ehrlichkeit, Mut und Opferbereitschaft wurden uns durch diese Lektüre eingeprägt. Einen Band nach dem anderen haben mein Bruder Gerd und ich damals verschlungen; sie erweiterten

4 Heinrich Kemner, *Da kann ich nur staunen*, Wuppertal: Brockhaus, 1983, S. 12.

unseren Horizont, und die geschilderten Abenteuer fütterten meine Fantasie und verfolgten mich bis in die Träume hinein.

Aber da gab es noch eine andere Erfahrung, die damals schon Jahre zurücklag: In unserem Geschäftshaus mit der Drogerie befand sich als Untermieter auch eine kleine Schusterwerkstatt. Ein Einmannbetrieb, wie man ihn sich heute nur noch aus alten Bildern wie in »Vater Martin« von Tolstoi vorstellen kann. Alles war hier äußerst geheimnisvoll und ungewöhnlich: das gleichmäßige Rattern der Transmissionsriemen, der intensive Geruch von Leder und Klebstoff, der freundliche Schuster Thiel mit seiner riesigen Lederschürze vor dem Stiefelbock und eine Unmenge Lederreste und Schuhe – überall in der Werkstatt verstreut. Lange vor meiner Schulzeit tauchte ich als kleiner Knirps in diese geheimnisvolle Welt hinab, setzte mich auf einen der wenigen Hocker und Herr Thiel, der mich offensichtlich gut leiden konnte, war sehr erfreut über den kleinen geduldigen Zuhörer.

Er erzählte mir – während er Schuhe besohlte und Absätze reparierte – die unglaublichsten Geschichten, die er als Soldat in Sibirien natürlich nie erlebt hatte, sondern die seiner enormen, anscheinend nie versiegenden Fantasie entstammten. Das war mehr als großes Kino: Ich befand mich in den unendlichen Weiten Russlands, klappte mit den Zähnen über die grimmige Kälte, tappte durch Berge von Schnee und verfolgte atemlos, wie mein Held die hungrigen und heulenden Wölfe fing, sie vor seinen Schlitten spannte und mit ihnen durch die Schneewüste raste. Auch heute noch – nach über 70 Jahren – habe ich diese Eindrücke lebendig in Erinnerung und bedauere zutiefst, dass ich dem guten Schuster Thiel auch nicht nach Jahren für diesen anschaulichen und kostenlosen Unterricht durch seine fesselnd erzählten Geschichten gedankt habe.

Tief beeindruckt und mit Heldenmut versehen, tauchte ich nach diesen Besuchen wieder in die triste Alltagswirklichkeit ein

und freute mich darauf, bald wieder zu den Füßen meines »Meisters« zu sitzen und ihm zuhören zu können. Als ich später, etwa im Jahr 1990, Ostsibirien zum ersten Mal im Winter besuchte, kam mir die Gegend tatsächlich schon fast vertraut vor ...

Was meine Eltern damals – wahrscheinlich aus Zeitgründen – versäumt haben, hat dieser schlichte Schuster und geniale Erzähler ersetzt und heute wünsche ich allen Eltern, sich Zeit zu nehmen und ihren Kindern spannende und charakterbildende Bücher vorzulesen und lieb zu machen. Das sind Augenblicke im Leben eines Kindes, die wertvolle Eindrücke, Wünsche und Ziele für das spätere Leben hinterlassen und nicht vergleichbar sind mit einem guten Film, den man den Kindern vorsetzt, der aber die Beziehung Erzähler/Zuhörer in keiner Weise ersetzen kann.

Der »alte Fritz«

Auch wenn mein Vater wenig Anteil an meinem Leben nahm, so durfte ich ihn doch ab und zu begleiten, wenn er sonntags zu einer der zahlreichen Brüderversammlungen der umliegenden Städte und Dörfer zur Predigt unterwegs war. Da wir kein Auto besaßen, fuhren wir mit der Straßenbahn oder einem Bus nach Ennepetal, Wuppertal oder Volmarstein – dem Geburtsort meines Vaters –, wo er ein gern gesehener Gast und Verkündiger war. Dort gab es nach der Predigt bei einem seiner Freunde meist noch ein gutes Stück Kuchen. Ich durfte mich ein wenig im Licht meines Vaters »sonnen«, der liebevoll »der alte Fritz« genannt wurde. Immerhin waren das auch die einzigen Möglichkeiten, andere Städte und Dörfer in der Umgebung kennenzulernen.

Bis ich etwa zwölf Jahre alt war, nahm mich mein Vater auch jeden Sonntag-Vormittag mit zur »Versammlung«. Damals traf sich die Gemeinde noch in der Aula einer Schule, die man für diese Zwecke gemietet hatte. Vater hatte die Aufgabe übernommen, Brot

und Wein für die morgendliche Abendmahlsfeier mitzubringen. So waren wir jeden Sonntag etwa 30 Minuten vor Beginn dort, um alles vorzubereiten, wobei ich die Aufgabe hatte, die Filzkissen auf die Stühle zu verteilen und aus einem Nebenraum die Liederbücher und Bibeln zu holen und auf den Tisch zu stapeln, an dem die älteren, ehrwürdigen Brüder saßen.

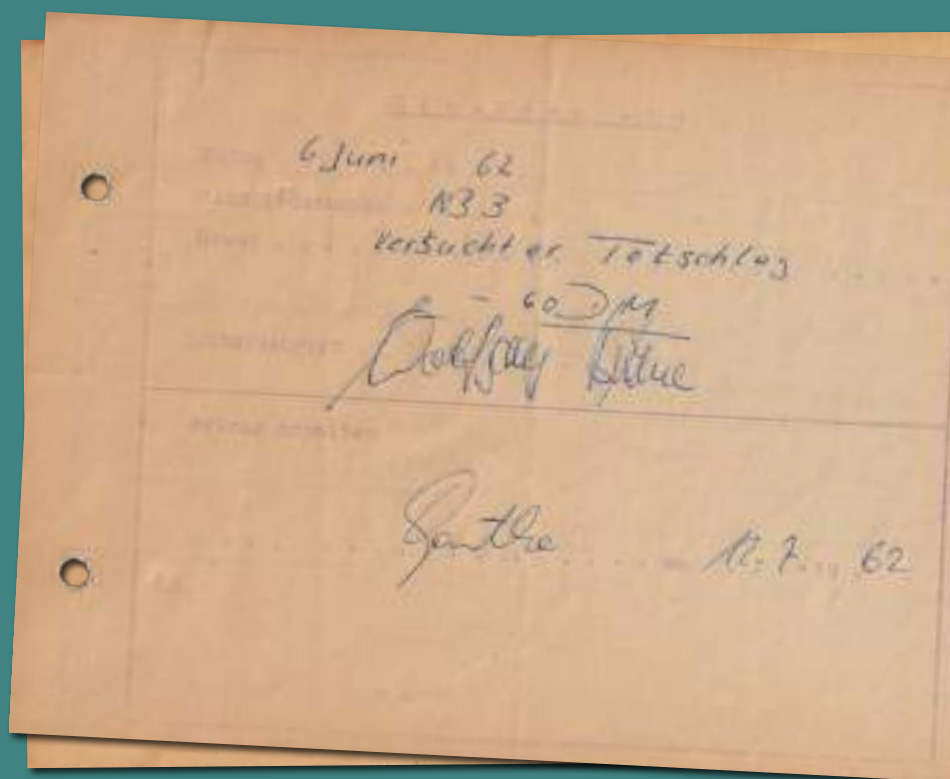
Heute noch peinlich ist mir die Erinnerung daran, wie ich ab und zu absichtlich einige Bücher und Kissen im Nebenraum liegen ließ, um sie dann, wenn der Saal sich gefüllt hatte, nachträglich zu holen und zu verteilen, um möglichst von allen Anwesenden gesehen und gewürdigt zu werden. Diese hatten sicher mein frommes Geltungsbedürfnis schon längst durchschaut, aber geduldig ertragen.

Eine Begebenheit damals hat sich tief in meine Erinnerung eingepägt. Es kam der Tag, an dem ich zum letzten Mal meinen Vater zu diesem schlichten Dienst begleitete. Die »Versammlungsleute« hatten inzwischen in der Bergstraße ein Grundstück erworben und ein recht großes Gemeindehaus errichtet, wo auch eine Art Hausmeister einzog, der nun jeden Sonntag unseren Dienst übernahm. Damals sagte mein Vater mir nach unserem letzten Dienst mit ernster Stimme: *»Nun ist dein Dienst zu Ende, den du treu für den Herrn Jesus getan hast, der ihn dir sicher belohnen wird!«*

In diesem Moment wurde mir erstmals bewusst, dass meine bescheidene Aufgabe als ein Dienst für den Herrn gewertet wurde, der nun vorbei war. Ich habe damals viele Tränen vergossen und Gott gebeten, er möge mir doch auch in Zukunft eine Aufgabe schenken, die ich für ihn tun könnte. Es war eines der wenigen aufrichtigen Gebete, die ich in dieser Zeit, im Alter von etwa zwölf Jahren, gesprochen habe, als ich noch keine echte Beziehung zu unserem Herrn Jesus hatte.

Kapitel 2

Heuchelei – die Sünde der »Frommen« ...



An dieser Stelle muss ich etwas ausholen: Die Frömmigkeit meiner Eltern als treue »Versammlungsleute« bestand unter anderem darin, jede der wöchentlichen Gemeindeveranstaltungen zu besuchen. Sonntags kam man um 10:30 Uhr zum Abendmahl, auf das die Sonntagschule für die Kinder folgte. Am Nachmittag um 16 Uhr war die Wortverkündigung. Dienstags fand von 20 Uhr bis 21 Uhr die Gebetsversammlung statt und donnerstags um die gleiche Zeit die gemeinsame Bibelbetrachtung, in der sich die Brüder über einen fortlaufenden Bibeltext austauschten.

In Abständen gab es auch an einigen Abenden der Woche Vorträge über biblische Themen, wozu begabte Bibellehrer von auswärts eingeladen wurden. Dazu gab es alle ein oder zwei Jahre sogenannte »Hausbesuche«, wozu ebenfalls ein älterer, in Seelsorge bewährter auswärtiger Bruder eingeladen wurde, der in Begleitung von einem oder zwei Brüdern der örtlichen Gemeinde erschien, um nach dem geistlichen Wohlergehen der Geschwister zu sehen und für eventuelle Fragen zur Verfügung zu stehen.

Meist erschien dieses Duo oder Trio zum Mittag- oder Abendessen der betreffenden Familie und für uns Kinder war das immer eine aufregende Angelegenheit. Da gab es Brüder, die mit viel Verständnis, Güte und Humor das Gespräch gestalteten, aber leider auch solche, deren Auftreten uns sehr streng erschien und eine gewisse Angst und Beklemmung verbreiteten.

Einerseits war ein solcher Besuch mit einem außergewöhnlich guten Mittagessen verbunden, dessen Krönung in einem köstlichen Nuss-Vanille-Pudding-Nachtisch bestand, den keiner so gut wie unsere Mutter kreieren konnte und den es nur zu ganz besonderen Ereignissen wie diesen gab. Auf der anderen Seite musste man damit rechnen, dass nach dem Nachtisch auch an uns Kinder äußerst peinliche und sehr direkte Fragen gestellt wurden: ob man

auch den Herrn Jesus lieb hätte und ein »Schäflein« Jesu sei. Vor diesen Fragen heimlich vom Tisch zu verschwinden, war nahezu unmöglich, und so war nur abzuwägen, ob man sich krank stellte und auf das leckere Mittagessen verzichtete oder sich im Voraus die richtigen Antworten auf die unausweichlichen Fragen einfallen ließ, um nicht unangenehm aufzufallen.

In meinem Fall traf dann immer das Letztere zu: Mit freundlichem Lächeln und unterdrücktem Unwillen gab ich die erwarteten und gewünschten Antworten, um einer noch peinlicheren Tortur aus dem Weg zu gehen. Danach konnte man sich schnell höflich verabschieden, um dann tief aufzuatmen und mit verhärtetem Gewissen zu verschwinden. Heute werden solche Hausbesuche sicher etwas pädagogisch und geistlich weiser durchgeführt, aber damals war das leider in der geschilderten Form meist so üblich.

Eine andere gute Gewohnheit war, dass unser Vater vor jeder Mahlzeit betete und nach jeder Mahlzeit entweder ein Bibelabschnitt oder ein Kalenderblatt aus »Der Herr ist nahe« oder »Näher zu Dir« gelesen wurde.

So wurde unser Leben als Kinder gläubiger Eltern von der Bibel und von obligatorischen Versammlungsbesuchen geprägt. Nach Lust und Laune wurde nicht gefragt, es war eine eingeschliffene Gewohnheit, die eine entsprechend wertvolle Prägung vermittelte, aber auch das Risiko beinhaltete, dass die Kinder zur bewussten oder unbewussten Heuchelei erzogen wurden. Und das war leider bei mir der Fall.

Ich kann mich zwar nicht erinnern, dass es jemals eine Zeit gab, in der ich an der Existenz Gottes oder der Wahrheit der Bibel gezweifelt hätte. Aber sie bedeuteten mir absolut nichts. Der Sonntag war für mich der langweiligste Tag der Woche. Die ermüdenden Stunden in der Versammlung über Themen, die mich absolut nicht

interessierten und meist auch nicht Interesse weckend vorgetragen wurden, waren mir einfach nur lästig.

Die Lieder, die ganz ohne Begleitung, aber immerhin vierstimmig gesungen wurden, schienen mir von den Melodien eher einschläfernd und die Texte, die oft von einer Himmelssehnsucht handelten, standen in einem seltsamen Gegensatz dazu, wie erdverbunden im Alltag gelebt wurde.

Zudem bekam ich den Eindruck, dass Christsein nur aus Dingen besteht, die man nicht tun darf, und umgekehrt alle Dinge, die man gerne tun wollte, verboten – weil »weltlich« – waren. Eine Ausnahme war eigenartigerweise das Rauchen von Zigarren und Zigaretten, was damals wie selbstverständlich von den meisten Brüdern praktiziert wurde.

Nein – Christsein erschien mir als ein Hundeleben, als eine freudlose, triste Angelegenheit, an der ich nichts Anziehendes erkennen konnte. Damals hatte ich Nietzsches Werke noch nicht gelesen, aber einige Aussprüche von ihm geben genau das wieder, was ich empfand:

»Ihr aber, wenn euer Glaube euch selig macht, so gebt euch auch selig! Eure Gesichter sind immer eurem Glauben schädlicher gewesen als unsere Gründe! Wenn jene frohe Botschaft eurer Bibel euch ins Gesicht geschrieben wäre, ihr brauchtet den Glauben an die Autorität dieses Buches nicht so halsstarrig zu fordern: Eure Werke, eure Handlungen sollten die Bibel fortwährend überflüssig machen, eine neue Bibel sollte durch euch fortwährend entstehen! So aber hat alle eure Apologie des Christentums ihre Wurzel in eurem Unchristentum; mit eurer Verteidigung schreibt ihr eure eigene Anklageschrift.«⁵

5 Friedrich Nietzsche, *Menschliches Allzumenschliches*, München: Goldmann, 1999, S. 335.

Natürlich gab es auch Ausnahmen. Meine Eltern waren glaubwürdige, echte Christen – daran gab es keinen Zweifel. Da war auch der »Onkel Albert« in der Versammlung, ein alter, kleiner Mann, der uns Teenagern aber mit einer Kraft und Fröhlichkeit die Hände schüttelte, als wären wir an einem mächtigen Presslufthammer angeschlossen.

Und da waren auch einige Eindrücke, die man als Teenager nicht wegwischen konnte: wenn alte Freunde mit ihren Frauen aus Volmarstein bei meinen Eltern zu Besuch erschienen. Da kamen z. B. der alte, originelle Werner Bremicker, Chef der Firma ABUS, der uns mit seiner unnachahmlichen Bassstimme faszinierte, und in seinem Schlepptau sein ebenso origineller Freund Walter Witt, der schlichter Packer in seiner Firma war – natürlich mit ihren Frauen.

Sie saßen in unserem Wohnzimmer, das bald blau von dem Zigarrendunst war. Auf dem Tisch lag feines Gebäck und jeder hatte ein »Pinnchen« Likör oder Cognac an seinem Platz. Aber, und das war das Erstaunliche: Jeder hatte die Bibel auf dem Schoß und es gab nur ein Thema, das sie bewegte und zu Tränen rührte: Jesus Christus!

Diese Tatsache konnte ich nur mit Verwunderung registrieren, wobei mir allerdings der Verdacht kam, ob die Tränen auch durch den Zigarrenrauch verursacht sein könnten – aber das war offensichtlich nicht der Fall. Diese Männer mit ihren Frauen hatten eine Freude an Gottes Wort und an ihrem Heiland, die ich einfach nicht kannte und die mir rätselhaft und unerklärlich schien.

Diese und ähnliche Eindrücke brachten mich eines Tages zu dem Entschluss, einen Versuch zu wagen. Vielleicht ist die Bibel doch nicht so langweilig, wie ich bisher glaubte. Also lieh ich mir von meinem Vater ein Lexikon zur Bibel, eine Konkordanz und eine Auslegung zur Offenbarung aus, denn – so dachte ich – dieses

Kapitel 2

letzte Buch der Bibel muss doch irgendwie spannend und interessant sein. Dann saß ich einige Minuten vor der aufgeschlagenen Bibel und versuchte krampfhaft, etwas von ihrem Inhalt oder den Erläuterungen dazu zu verstehen, aber da war nichts. Damals dachte ich, dass mir jede Voraussetzung fehlte, die Bibel zu verstehen – ich sei einfach nicht dafür nicht geboren. Ich ahnte natürlich nicht, wie recht ich mit dieser Einschätzung hatte. Nach diesem kurzen ergebnislosen Experiment gab ich resigniert auf. Es war mir unerklärlich, wie man Schönes und Wertvolles an und in diesem Buch finden konnte.

Etwa zu diesem Zeitpunkt war mir bewusst: Ich muss eine Entscheidung treffen! Christ zu werden nach dem Muster, das mir vorgelebt wurde, kam für mich nicht infrage. Offen auszubrechen und der Frömmigkeit meiner Eltern zu entfliehen – dazu war ich zu feige. Also gab es nur noch den Weg der Heuchelei: So tun als ob! Einen frommen, angepassten Schein wahren, was die äußere Frömmigkeit betrifft. Mit der Bibel unterm Arm die Versammlungen besuchen und fromme Lieder mitsingen. Das fromme Vokabular beherrschte ich ja einigermaßen und letztlich redete ich mir ein, dass ich mich doch schon ein paar Mal als Kind »bekehrt« hatte. Das waren jene typischen Situationen, wenn z. B. die Eltern mal nicht zu Hause waren und von meinen Geschwistern keiner zu sehen war. In der Angst, die Entrückung der Gemeinde hätte nun ohne mich stattgefunden, hatte ich Rotz und Wasser geheult und zu Gott um Erbarmen geschrien. Diese Angst verschwand aber in dem Moment, als die Eltern von einem Besuch zurückkamen oder meine Geschwister plötzlich irgendwoher auftauchten ...

So war es auch folgerichtig, dass ich mich taufen ließ, obwohl ich bei aller Bibelkenntnis und äußerlich frommer Fassade kein Leben aus Gott hatte und geistlich absolut tot war.

Abgebrühtes Doppelleben

Meine Zweigesichtigkeit möchte ich nur kurz andeuten. Da ich kein Taschengeld bekam, entschloss ich mich, mir Geld zu besorgen, um meine heimlichen Sünden zu finanzieren. Mehrere Jahre habe ich dann gestohlen und hatte keine Skrupel, vor dem Diebstahl zu beten, dass Gott mich davor bewahren möge, erwischt zu werden. Und da ich wusste, dass Stehlen Sünde war, habe ich abends Gott artig um Vergebung gebeten, um dann ruhig einzuschlafen und am nächsten Tag die gleiche Sünde zu begehen.

Wie abgrundtief böse, abgebrüht und gotteslästerlich mein Zustand war, habe ich erst viel später erkannt. Heute weiß ich, dass man bei aller äußeren Frömmigkeit Sünden aller Art ohne Gewissensbisse praktizieren und sich gleichzeitig für einen anständigen Christen halten kann, der jeden Sonntag in die Gemeinde geht und am Abendmahl teilnimmt.

Zu diesem Zeitpunkt war ich etwa 12 oder 13 Jahre alt und musste abends aber immer um etwa 20 Uhr zu Hause sein. Was aber tun, wenn es einem mit Gewalt ins verbotene Kino zog, um etwas von der glitzernden Welt und ihrer »Herrlichkeit« kennenzulernen?

Ich hatte erfreut festgestellt, dass meine Eltern Briefmarkensammeln für ein unschuldiges Hobby hielten. Also sammelte ich Briefmarken und bat meine Eltern, sie mögen mir doch erlauben, einmal in der Woche in den Schwelmer Briefmarkenverein zu gehen, um dort Briefmarken zu tauschen. Das hielten meine Eltern für einen Zeitvertreib, den man dulden könne, und so wurde ich pro forma Mitglied in diesem Verein, zog dann aber abends mit meinem Album unterm Arm los, um dasselbe so schnell wie möglich unterwegs zu verstecken und dann ins Kino zu gehen. Das einzige Problem war, auf dem Weg ins Kino nicht von Versammlungsleuten gesehen zu werden und nach der Vorstellung zu Hause der

Mutter mit einem begeisterten Wortschwall über tolle Briefmarken jede peinliche Rückfrage im Keim zu ersticken.

Damals waren die Filme – verglichen mit dem, was heute an Schmutz und Gewalt angeboten wird – noch relativ harmlos. Umso weniger kann ich verstehen, dass man heute auch in konservativen christlichen Kreisen auf Unverständnis stößt, wenn man grundsätzliche Bedenken zum Kinobesuch äußert. Die Zeiten und auch die moralischen Maßstäbe von Christen haben sich offensichtlich sehr verändert. Vielleicht reagiere ich aber auch auf dieses Thema so empfindlich, weil mich das Kino lebhaft an meine eigene verlogene Vergangenheit erinnert.

Damals war mein Bruder Gerd mein großes Vorbild, obwohl er sieben Jahre älter war. Mein ältester Bruder Friedrich Wilhelm, der wiederum sieben Jahre älter war als Gerd, war zu dieser Zeit schon mit Frau und Kind unterwegs, um mit einem Kanu die Donau entlang- und schließlich den blauen Nil hinaufzupaddeln. Er war und ist ein Künstlertyp und Abenteurer, der als Filmemacher bekannt wurde und zudem ausgezeichnet singen und Klavier spielen konnte. Einige Opern-Arien von Verdi oder anderen Italienern, die er mit seiner Tenorstimme zum Klavier lautstark schmetterte, mussten unsere Eltern ertragen, zumal die Musik und die gesungenen Texte aus unserem frommen Elternhaus auch auf den belebten Bürgersteigen unserer Hauptstraße zu hören waren.

Zu meinem Kummer hatte er sich schon recht früh von dem Christsein, wie es in unserer Umgebung praktiziert wurde, verabschiedet. Er prangerte – leider mit Zynismus und übertriebener Ironie – die Inkonsequenz und Heuchelei der Christen an und war darin allerdings konsequenter und ehrlicher als ich.

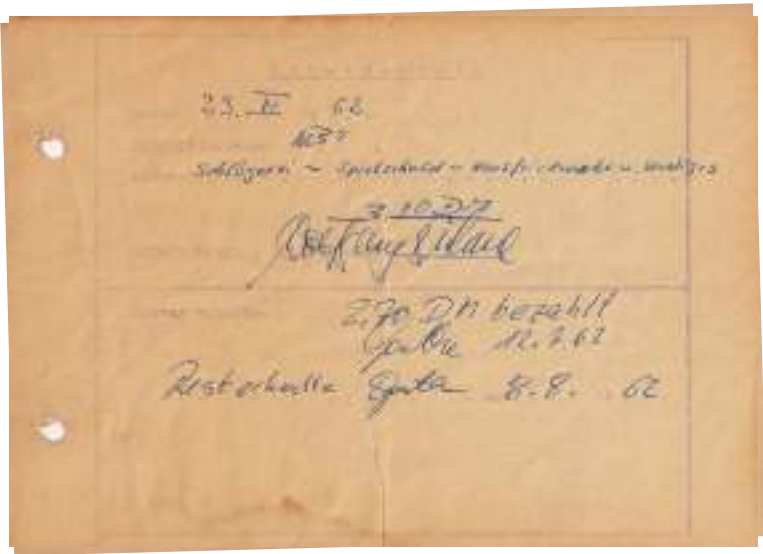
So war es in diesen Jahren besonders Gerd, den ich heimlich bewunderte. Er war unglaublich praktisch begabt und hatte schon vor Jahren einen kleinen Radioempfänger gebastelt.

Nachts – versteckt unter dem Oberbett, damit meine Eltern nichts davon erfahren konnten – versuchten wir dann irgendeinen knisternden und kaum verständlichen Sender zu empfangen, um mit klopfenden Herzen einer Unterhaltungssendung des NWDR etwas abzugewinnen. Gerd war aber auch sehr musikalisch, hatte Violine spielen gelernt und machte mich, weil wir ein gemeinsames Zimmer bewohnten, recht früh mit klassischer Musik bekannt. Damals gab es auch die ersten Stereo-Anlagen, die nun den Raum zunächst mit Violinkonzerten von Bach, Bruch, Beethoven, Brahms, Tschaikowski usw. beschallten, wozu dann später auch die klassischen Symphonien kamen.

Wieso ich in jener Zeit eine besondere Liebe zur Musik von J. S. Bach entwickelte, kann ich nicht erklären, bin aber je länger, je mehr dankbar dafür. Besonders die Matthäus-Passion beeindruckte mich tief und rührte damals schon mein verhärtetes Herz etwas an.

Gerd war es auch, der mein Interesse für die Gedichte des Humoristen Wilhelm Busch weckte. Unser »Hit« war der »Nöcker-greis«, den wir bald auswendig konnten, und als dann noch unser gemeinsamer Freund Fritz dazukam, der vom Alter her zwischen uns lag, gründeten wir den Club der »Nöcker-Brüder«. Natürlich hatten wir bald auch unsere Statuten. Kassierer wurde Fritz und mit selbst verdienten Geldern wollten wir einmal im Jahr gemeinsam eine Woche zelten fahren.

Unsere Stammkneipe wurde »Tante Olga« in der Mittelstraße, wo wir abends – oft bis Mitternacht – tranken, knobelten, poker-ten und uns prügelten, wobei ich als Jüngster meist den Kürzeren zog. In unseren Statuten hatten wir festgelegt: Wer von uns als Erster dem anderen eine Ohrfeige oder einen Schlag in die Rippen austeilte, musste eine Mark in die »Nöckerkasse« einzahlen. Wer aber dann zurückschlug, brauchte nur die Hälfte zu zahlen. Man kann sich vorstellen, wie wir uns gegenseitig mit allen Mitteln so



Einer der vielen Schuldscheine der »Nöcker-Brüder«

lange provozierten, bis einem von uns der Kragen platzte und seine Hand ausrutschte, worauf der Betroffene nur gewartet hatte, um dann »zum halben Preis« zurückschlagen zu können.

Unsere Eltern ahnten damals nicht, was wir in der Nacht trieben. Sie pflegten abends rechtzeitig ins Bett zu gehen und schliefen schon tief und fest, wenn wir uns mit einem dicken Tau aus unserem Zimmer im ersten Stock abseilten und lautlos verschwanden.

Wenn wir dann bis spät in die Nacht im Kreis der »Nöcker-Brüder« etwas weinselig und leicht beduselt über die »Brüder« in der Versammlung spotteten und unsere Witze rissen, die – unserer Überzeugung nach – keine Ahnung vom wirklichen Leben hatten, waren wir uns unserer geistigen und geistlichen Armut nicht bewusst.

Aber das hinderte uns nicht daran, am nächsten Sonntag anständig gekleidet, mit der Bibel unter dem Arm und ernstem Gesicht die sonntäglichen Versammlungen zu besuchen, um lautstark und scheinheilig in den Gesang einzustimmen ...

Staubtücher und Schleifsteine

Es war damals üblich, nach der 8. Klasse Volksschule eine Lehre zu beginnen, auch wenn man wie ich erst 13 Jahre alt war. Da meine Eltern sich einen Nachfolger für die Drogerie aus der eigenen Familie wünschten und meine Brüder dafür kein Interesse zeigten, war es klar, dass ich in die Fußstapfen meines Vaters treten sollte. Interesse an diesem Beruf hatte ich nicht, aber persönliche Wünsche spielten früher keine große Rolle – und so bekam ich eine Lehrstelle in Wuppertal-Langerfeld, etwa 5 Kilometer von meinem Elternhaus entfernt.

Weil ich mich inzwischen – angeregt durch meinen ältesten Bruder – ein wenig für Fotografie interessierte, hoffte ich, dort in der Drogerie häufiger in der Fotoabteilung arbeiten zu können.

Allerdings waren die Kosmetik-Abteilung und die anderen Bereiche wesentlich größer und zu meiner Enttäuschung gab es auch kein Foto-Labor.

So trat ich dann in einem weißen Kittel drei Jahre lang jeden Morgen um 8 Uhr an, um zunächst mit einem Staubtuch alle Fläschchen, Dosen und sonstigen Artikel vom Staub zu befreien und in Reih und Glied zu stellen. Ich hatte bis dahin noch nie ein Staubtuch in der Hand gehabt und fand es äußerst entwürdigend, als junger Mann mit einem solchen Lappen zu wedeln. Dazu kam, dass ich nicht sonderlich an Ordnung gewöhnt war und nicht nachvollziehen konnte, dass alle Artikel wie preußische Soldaten in millimetergenauer Ordnung hinter- und nebeneinander stehen mussten.

In diesem Familienbetrieb war der beliebte Besitzer ein gefürchteter, strenger, autoritärer und cholerischer Chef und seine Frau eine äußerst pingelige und empfindliche Persönlichkeit, während ich mit der Tochter und dem Sohn einigermaßen gut klarkam. Chef und Chefin waren streng katholisch und oft kam der Priester

Kapitel 2

zu persönlichen Gesprächen in das Büro, wo sicher neben geistlichen Anliegen auch Geschäfte gemacht und jede Menge Kerzen und andere Gegenstände für die katholische Kirche bestellt wurden.

Es fällt mir schwer zu beschreiben, wie sehr ich diesen Chef gehasst habe, der jede Gelegenheit nutzte, mich vor allen Kunden in voller Lautstärke auszuschimpfen, wenn ich irgendetwas gegen seinen übertriebenen Ordnungssinn gemacht hatte; seine Frau unterstützte ihn darin eifrig. Ich reagierte mit provozierender Lässigkeit, was meinen Chef erst recht zur Weißglut reizte.

Beide ahnten wohl nicht, wie oft ich für wenige Minuten im Keller verschwand, um mich dort auf den Weinballons auszuheulen und meinen Kummer in mich hineinzufressen.

Ich wiederum ahnte nicht, dass ein weiser und gnädiger Gott diese für mich unausstehlichen Menschen benutzte, um mir Dinge beizubringen, die ich bisher nicht gelernt hatte, die aber für mein weiteres Leben äußerst wichtig waren: Pünktlichkeit, Fleiß, Unterordnung, Gehorsam, die Fähigkeit, Unrecht und Unterstellung still zu ertragen. Damit möchte ich nicht sagen, dass ich es in diesen Disziplinen zur Meisterschaft gebracht habe, aber hier wurde auf jeden Fall unter Gottes Zulassung an meinem ungehobelten Charakter gefeilt.

Natürlich habe ich versucht, mich auf meine Weise zu rächen: Jeden Morgen nach dem Staubputzen musste ich etwa einen Kilometer zu Fuß zur Post marschieren, um dort Pakete abzuholen, damit Zustellkosten gespart wurden. Für diesen Zweck hatte der Chef einen Lederriemen herstellen lassen, der eine Anzahl Schnallen an beiden Enden hatte. Wenn also mehrere Pakete abzuholen waren, legte ich mir den Riemen über die Schulter und befestigte die Kartons, die damals noch alle mit einer Kordel umwickelt waren, an den Schnallen und konnte so mindestens 4, manchmal



Lehrzeit in Wuppertal: Charakter- und Demuschule

auch 6 Pakete auf einmal zur Drogerie transportieren. Ich war damals wie heute nicht mit körperlicher Größe gesegnet und verfügte auch nicht über Bärenkräfte, aber mein Ehrgeiz und mein Wunsch zu provozieren trieb mich an, mit so vielen Paketen wie möglich diesen Weg zur Drogerie zu machen.

Es muss ein seltsames Bild gewesen sein, wenn ein etwa 14-jähriger Junge vollgepackt mit baumelnden Paketen um Bauch und Rücken über die Straßen wankte, um dann schweißtriefend die Drogerie zu betreten und vor den erstaunten, mitleidigen und manchmal empörten Blicken der Kunden meine Last abzulegen und den Chef dabei unterwürfig anzugrinsen ...

Die Vorstellung, es ganze drei Jahre in diesem Laden aushalten zu müssen, ausgenutzt zu werden, dazu wöchentlich mindestens zehn unbezahlte Überstunden zu machen und täglich beschimpft zu werden, war eine Qual, die ich kaum beschreiben kann und die mich auch heute noch bis in die Träume verfolgt.

Kapitel 2

Und doch waren das genau die von Gott weise gefügten Umstände, um mich zu erziehen und eine Sehnsucht nach einem anderen Leben zu wecken. Damals lernte ich, meine ersten aufrichtigen und echten Gebete zu sprechen, die zunächst etwa so lauteten:

»Oh Gott, ich habe eine große Bitte. Ich halte es hier in diesem Laden und unter diesem Chef nicht mehr aus. Bitte erfülle mir einen Wunsch, nur diesen einen: Schenk es doch, dass dem Chef bald mal eine Lampe auf den Kopf fällt oder irgendetwas passiert, damit dieser Mann, den ich hasse, für einige Wochen ins Krankenhaus kommt ... ich kann ihn nicht länger ertragen! Bitte! Amen!«

Gott hat in seiner Liebe und Weisheit mein Gebet nicht erhört. Dieser Mann musste bis zum Ende meiner Lehre in kein Krankenhaus eingeliefert werden. Aber ich lernte nun aus meiner Not heraus beten. Das war kein geistliches, sondern ein sehr eigensüchtiges Gebet. Aber es war immerhin ehrlich und ernst gemeint und es sollte auch nicht mehr lange dauern, bis meine Gebete einen anderen Inhalt und ein anderes Ziel bekamen.

Die Umkehrung aller Werte

Es war wohl im Jahr 1960, als ich zum ersten Mal an einer Jungen-Freizeit in einem der »Schweizer Lager« teilnahm. Der Schweizer Unternehmer Jean André – ein wohlhabender, aber hingeebener Christ, der ein Herz für Evangelisation und besonders für Kinder und Jugendliche hatte – besaß im Schweizer Jura das kleine Schloss »Montcherand« und hatte es zu einem Freizeithaus umgebaut. Meine Teilnahme verdanke ich meiner Schwester Margret, die in einem der Heime von Herrn André längere Zeit gearbeitet hatte und begeistert zurückgekehrt war. Sie überredete mich, meinen ersten Urlaub als Drogisten-Lehrling dort zu verbringen.

Mehr genötigt als willig meldete ich mich zur Teilnahme an und machte meine erste Erfahrung mit einer Freizeit. Es war eine kleine Gruppe von jungen Männern im Alter von 14 bis 18 Jahren, begleitet von einigen Gruppenleitern, unter denen auch der spätere Kamerun-Missionar⁶ und Freund Martin Vedder war.



Die Gegend war schön, das Programm aber nicht besonders aufregend. Immerhin gab es eine Gelegenheit, Fußball zu spielen, aber von den vielen Wanderungen war ich nicht sonderlich begeistert. Für zwei Wochen mit einigen Gleichaltrigen zusammen zu sein, die wie ich auch aus »Versammlungsfamilien« stammten, war für mich jedoch eine völlig neue Erfahrung. Täglich gab es zwei Bibelarbeiten und man wurde angeregt, ein »Bibelheft« zu führen, das am Ende der Freizeit bewertet wurde. Wir sangen Lieder, die mir teilweise von meinen sangesfreudigen Schwestern Ruth und Margret bekannt vorkamen. Zum ersten Mal fühlte ich mich von Melodie und Text angesprochen.

Was mich aber neugierig machte, beeindruckte und zutiefst berührte, war ein älterer Mann mit amerikanischem Akzent. Er war etwas korpulent, hatte aber eine so freundliche und gewinnende Ausstrahlung, wie ich es bisher noch nie erlebt hatte. Es war Walter Weise, ein Amerikaner deutscher Herkunft, der tatsächlich auch noch aus meiner Heimatstadt Schwelm stammte, der mir aber bis dahin nicht bekannt war.

Dieser Mann, der nun schon Jahrzehnte in Florida lebte und dort als Evangelist arbeitete, hielt seine Abendvorträge auf eine so

6 Martin Vedder, *Afrika war nur der Anfang*, Bielefeld: CLV, 2008.

originelle, warmherzige Weise, garnierte sie mit vielen eigenen Erfahrungen und strahlte eine derartige Liebe und Hingabe aus, dass meine bisherigen Vorurteile Christen gegenüber stark erschüttert wurden. Zum ersten Mal lernte ich einen Christen kennen, der ein Christsein praktizierte, das in mir eine Sehnsucht weckte, eine ähnliche Beziehung zu Jesus zu bekommen. Wenn er mit uns voller Begeisterung und meist mit Tränen in den Augen den Refrain sang: *»Oh, es ist herrlich, mit Jesus zu gehen, ja, auf dem Wege des Lebens ist's schön ...«*, dann spiegelte das eine Freude am Herrn und ein Erfülltsein von Christus wider, das ich nicht kannte, das aber eine große Anziehung auf mich ausübte.

Nach jedem Abendvortrag stand er an der Tür und verabschiedete sich von jedem der jungen Männer mit einem Handschlag und einigen freundlichen Worten.

»Onkel Walter« – wie wir ihn nannten – hatte mein Herz gewonnen!

»Ein Busch ist mehr wert als ein ganzer Wald von Pastoren ...«⁷

Zurück im tristen Alltag verblichen die Erfahrungen der Freizeit. Der Winter stand vor der Tür und in den kommenden Monaten wurde es kalt und nass. Da ich zu meiner Lehrstelle immer mit der Straßenbahn fuhr, stellte ich mich bei Wind und Wetter im Eingang einer Buchhandlung unter, die sich direkt an der Haltestelle befand. Es war keine typisch christliche Buchhandlung, aber unter den vielen säkularen Neuerscheinungen stand wochenlang ein Buch im Schaufenster, auf das immer mein Blick fiel, wenn es regnete – und es regnete in Schwelm recht oft.

7 Heinrich Kemner, a. a. O., S. 95.



Das damalige Original-Exemplar



Die heutige Ausgabe von 2016

Dieses Buch fiel nicht durch einen reißerischen Titel auf. Es war vielmehr ein großer Glatzkopf mit einer ernsten Miene zu sehen, worunter der Titel zu lesen war: »Johannes Busch – Ein Botschafter Jesu Christi«⁸. Als Verfasser war zu lesen: »Wilhelm Busch«.

Nun, Wilhelm Busch war mir als Humorist gut bekannt, der konnte aber hier wohl nicht gemeint sein. Ansonsten sagten mir die Namen nichts, nur der ernste Gesichtsausdruck auf dem Cover und der Titel machten mich neugierig.

Nachdem ich nun viele Wochen fast täglich von diesem Mann auf dem Buchdeckel angestarrt wurde, entwickelte sich so etwas wie eine Beziehung zu dieser Person und es kam mir fast vor wie eine Art von Begrüßung an jedem kalten und regnerischen Morgen, wenn ich auf das mir inzwischen vertraute Gesicht schaute.

Es muss wohl im April 1961 gewesen sein, als meine Mutter mich daran erinnerte, dass ich in wenigen Wochen Geburtstag habe, und mich fragte, ob ich irgendeinen Geschenkwunsch hätte.

8 Wilhelm Busch, *Johannes Busch – Ein Botschafter Jesu Christi*, Bielefeld: CLV, 2016.

Kapitel 2

Spontan reagierte ich mit dem Hinweis, dass ich im Schaufenster der Buchhandlung Kamp nun wochenlang ein Buch über Johannes Busch mit seinem Porträt gesehen hätte. Mich würde interessieren, was sich hinter diesem Kopf verbirgt.

Diesen Wunsch hat mir meine Mutter sehr gerne erfüllt und so lag dann tatsächlich dieses Buch auf meinem Geburtstagstisch. Ich hatte kaum damit gerechnet und ahnte nicht, was dieses Buch in mir auslösen würde.

Wenn ich mich nicht täusche, war dieses Buch die erste Biografie, die ich im Alter von etwa 15 Jahren las, und es fällt mir schwer zu schildern, welche Wirkung diese Lebensgeschichte auf mein weiteres Denken und Leben hatte.

Ich lernte nun per Buch eine Familiengeschichte kennen, wie ich sie mir bisher nicht einmal vorstellen konnte. Eine Art fröhliches, hingeegebenes und glaubwürdiges Christsein, wie ich es bisher nur bei »Onkel Walter« ansatzweise kennengelernt hatte. Dass die beiden leiblichen Brüder Johannes und Wilhelm sich als



Wilhelm Busch unterwegs mit seinen jungen Mitarbeitern

Jugendliche am Sarg ihres früh verstorbenen geliebten Vaters an die Hand nahmen und einander versprochen, wie der Vater dem Herrn Jesus in Treue und Liebe nachzufolgen – das war eine ganz andere Qualität von Bruderschaft, als ich sie mit meinem Bruder Gerd pflegte.

Die Kriegserlebnisse der beiden Brüder, der Aufbau der CVJM-Arbeit in der Nachkriegszeit, die hingeebene Evangelisations- und Seelsorgearbeit an jungen Männern und schließlich der frühe Heimgang und die beeindruckende Beerdigung von Johannes Busch im Jahr 1956 – das alles zeigte mir die Armut und Leere meines eigenen Lebens. In mir wurden durch diese Lebensgeschichte völlig neue Lebensziele geweckt – eine Sehnsucht, Jesus Christus so zu lieben und ihm zu folgen, wie ich das in diesem Buch so nachahmenswert entdeckt hatte.

Gott hat es gefallen, mich auch im weiteren Leben durch Begegnungen mit lebenden Vorbildern, aber auch per Buch mit Menschen vergangener Generationen zu führen und zu verändern.

Mir ist bewusst, dass andere Leser völlig anders auf diese und andere Biografien reagieren und meine Wertschätzung schwer nachvollziehen können. Sicher hat dieses Buch auch bei mir heute – nach über 60 Jahren Lesen von Lebensberichten – einen etwas anderen Stellenwert. Aber Gott hat damals in meiner Situation genau dieses Buch benutzt, um mir meine eigene Hohlheit und Sinnlosigkeit deutlich zu machen und auf der anderen Seite eine tiefe Sehnsucht nach einem von Christus erfüllten Leben zu wecken.

Besonders der junge Mensch benötigt Vorbilder, die den Horizont erweitern und neue, biblische Maßstäbe setzen, die zur Nachahmung herausfordern. Schade, dass die heutigen Medien und Stars meist das Gegenteil vermitteln und bewirken.

Kapitel 2

Plötzlich sah ich mich selbst, meine Freunde, meine Hobbys und natürlich auch die Bibel mit ganz neuen Augen. Es war, als hätte Gott mir den Star gestochen. Bisher hatte ich Gott zu keiner Zeit aufrichtig gesucht. Es war in mir absolut kein Interesse vorhanden, Christ zu werden und als Christ zu leben – ganz im Gegenteil. Aber Gott hatte mich gesucht, war mir nachgegangen und ich kann nur unterschreiben, was Martin Luther schon vor 500 Jahren so ausgedrückt hat:

»Nicht du suchst ihn, er sucht dich.

Nicht du findest ihn, er findet dich.

Dein Glaube kommt nicht von dir, sondern von ihm.«

— Martin Luther

Doch meine Bekehrung war mehr ein Prozess als ein Augenblick, glich mehr einer neunmonatigen Schwangerschaft als einer plötzlichen Auferstehung aus den Toten. Und auch nach dem Lesen dieser beeindruckenden Lebensgeschichte war bei mir noch nicht alles neu geworden.

Mit meinen »Nöcker-Brüdern« fühlte ich mich nach wie vor verbunden, trank, rauchte, spielte und vertrieb mit ihnen meine Zeit wie bisher.

Leider muss ich auch bekennen, dass ich weiterhin Geld gestohlen habe – allerdings bestellte und kaufte ich mir damit alle Bücher und Broschüren, die es damals von Johannes und Wilhelm Busch gab, und konnte kaum erwarten, bis die Bestellung eingetroffen war, um dann mit Heißhunger diese Erlebnisse, Bibelbetrachtungen und evangelistischen Schriften der beiden Autoren zu lesen und dabei auch meine Bibel aufzuschlagen und nach und nach die Schönheit, den Wert und die Kraft des Wortes Gottes selbst zu erfahren.

Es relativiert nicht meine hässliche Sünde, zu einem »guten Zweck« gestohlen zu haben, sondern zeigt, wie verdorben man auch nach der Bekehrung noch ist und wie wir Gottes Gnade und Erziehung nötig haben, um die eigene Boshaftigkeit immer deutlicher erkennen zu können.

Von Johannes Busch gab es damals nur drei oder vier Bücher, von denen ich »Stille Gespräche« so oft gelesen habe, dass ich den Inhalt noch heute weitgehend im Kopf habe. Von seinem älteren Bruder Wilhelm Busch existierten zu dieser Zeit schon eine größere Anzahl seiner Bücher und es erschienen immer weitere bis an sein Lebensende. Besonders die Bücher »Männer der Bibel – unsere Zeitgenossen«, in denen vor allem das Leben alttestamentlicher Personen wie Noah, Gideon, Bileam, Elisa, Josaphat usw. vorgestellt und ausgelegt wurden, erschlossen mir die Aktualität und die sehr praktische Bedeutung biblischer Lebensbilder.

Durch die Predigten von Wilhelm Busch gingen mir dann auch damals die Augen auf für die Bedeutung des Kreuzes und das stellvertretende Leiden unseres Herrn Jesus. Es waren biblische Wahrheiten, die ich zwar von klein auf kannte, deren Bedeutung mir aber durch den Heiligen Geist jetzt erst überwältigend deutlich wurde.

So begann in meinem Leben die Zeit der »ersten Liebe« zu meinem Herrn, aber auch zu dem Wort Gottes. Wenn ich in der Straßenbahn saß, hatte ich ein christliches Buch in der Hand. Kam ich abends nach Hause, dann hatte ich nur den einen Wusch, mich so schnell wie möglich auf unser Dachzimmer zu begeben, das mein Bruder und ich inzwischen bezogen hatten, um dort zu lesen, mich an dem Wort Gottes zu erfreuen und mein dankbares, vor Freude überfließendes Herz vor meinem Herrn auszuschütten. Mit dem bekannten Liederdichter Paul Gerhardt hätte ich singen können:

*Ich sehe Dich mit Freuden an
und kann nicht satt mich sehen;
Und weil ich nun nichts weiter kann,
bleib ich anbetend stehen.
O dass mein Sinn ein Abgrund wär
und meine Seel ein weites Meer,
dass ich Dich möchte fassen!*

— Paul Gerhardt

Es war die Zeit, in der ich manchmal vor Freude am Herrn nachts nicht einschlafen konnte und zum ersten Mal Tränen der Dankbarkeit weinen konnte, überwältigt von der Herrlichkeit und Liebe meines Retters. Eigenartig, dass Gott mir damals nicht zuerst meine Sünden und mein böses Herz, sondern zuerst das Kreuz und den Gekreuzigten in seiner Hingabe geoffenbart hat!

Vor mir liegt ein Bekenntnis und Gebet, dass ich am 20. 6. 1963 in Schwelm zu Papier gebracht und unterschrieben habe. Damals glaubte ich, dass ein solch hehres Gelübde auch feierlich mit meinem Blut besiegelt werden sollte. Ob das noch Nachwirkungen meiner Karl-May-Lektüre waren («Blutsbrüderschaft») oder ob ich das in irgendeiner alten Lebensbeschreibung über Tersteegen gelesen hatte, kann ich mich heute nicht mehr erinnern. Jedenfalls habe ich diesem Dokument noch ein paar Tropfen Blut beigefügt, die ich mir mit einer Nadel aus dem Daumen gequetscht hatte und von denen heute, nach über sechs Jahrzehnten, nur noch ein Fleck zu sehen ist.

Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, bedauere ich, dass diese damaligen Stunden inzwischen so selten geworden sind, und ich sehne mich manchmal nach diesen Zeiten, in denen alles so frisch, lebendig und überwältigend und nicht so »wohltemperiert« war wie heute.

Schade, dass man immer wieder aufrichtige Christen trifft, die eine solche Erfahrung nie gemacht haben und denen – wie es scheint – eine Messlatte fehlt, um den gegenwärtigen geistlichen Zustand zu überprüfen, um sich zu demütigen und dann zur »ersten Liebe« zurückzukehren.

Manchmal beschleicht mich auch die Sorge, dass manche unserer Mitchristen niemals in ihrem Leben echte und verändernde Liebe zu unserem Herrn erfahren haben. Vielleicht gleichen sie eher dem älteren, selbstgerechten Sohn in Lukas 15, der für die Freude im Vaterhaus über die Rückkehr des verlorenen Sohnes kein Verständnis hatte, sondern nur die billige Ersatz-Freude mit seinen Freunden außerhalb des Vaterhauses kannte.

Die »Umwertung aller Dinge« geschah in meinem Leben eher unbewusst. Mir hatte damals keiner gesagt: »Rauchen ist Sünde!«, »Alkoholgenuss gehört zu deinem alten Leben!«, »Du musst nun die Bibel lesen und beten!«

Rauchen und Trinken – das taten damals die meisten Christen in meiner Umgebung mit Dankbarkeit und gutem Gewissen. Das macht deutlich, dass unser Gewissen kein absoluter Maßstab für Gut und Böse ist, wenn es mehr durch die Umgebung und Tradition als durch Gottes Wort geprägt und justiert ist. Es vergingen noch einige Jahre, bis mir bewusst wurde, wie ich Gott durch diese unguten Gewohnheiten verunehrt hatte und für Süchtige auf diesem Gebiet kein Vorbild sein konnte.

»Was würde Jesus dazu sagen?!«

Eine Begebenheit aus dieser Zeit ist mir in diesem Zusammenhang noch sehr lebendig in Erinnerung:

Wir hatten inzwischen die Besuche bei »Tante Olga« weitgehend eingestellt und unsere »Nöckertreffen« auf unser neu bezogenes Dachzimmer verlegt. Etwa ein Meter unterhalb der beginnenden

Kapitel 2

Dachschräge hatte mein erfindungsreicher Bruder Gerd eine für Außenstehende unsichtbare Klapptür eingebaut, die von außen eher wie eine Lautsprecherverkleidung aussah. Wenn man gleichzeitig zwei Kontakte drückte, sprang diese Tür auf und dahinter hatten wir all das in einer Art Bar verstaut, was unsere Eltern nicht sehen durften: Flaschen mit hochprozentigem Schnaps, Wein, Bier usw.

In irgendeiner Nacht hatten wir – wahrscheinlich unter Alkoholeinfluss – vergessen, diese Klappe nach unserer Sitzung zu verschließen, und auch am anderen Morgen nicht daran gedacht. Als ich dann abends nichts ahnend von der Arbeit auf mein Zimmer kam, fiel sofort mein Blick auf die offene Bar und auf all die darin stehenden Flaschen und Gläser, die mir entgegenblickten.

Mein Entsetzen über diese Nachlässigkeit wurde noch größer, als ich ein großes Blatt vor den halb leeren Flaschen entdeckte, auf das meine liebe Mutter in großer Schrift geschrieben hatte: »Was würde Jesus dazu sagen?!«

Unsere Mutter hat auch nachträglich kein Wort über dieses Debakel verloren. Aber diese Frage empörte und durchbohrte mich zugleich: Kann es sein, dass unser Lebensstil unserem Herrn nicht gefällt? Hat Jesus auch etwas über den Gebrauch von Nikotin und Alkohol zu sagen? Sind das nicht harmlose Kleinigkeiten, die man sich als Christ ruhig mal gönnen kann?

Interessant ist aber, dass im Lauf der Zeit mein Interesse an unseren nächtlichen Eskapaden wie von selbst immer mehr abnahm. Oft schaute ich nach Mitternacht auf meine Uhr und dachte:

»Was ist das hier für eine geistlose und langweilige Gesellschaft! Könnte ich doch jetzt allein sein und auf meinem Zimmer in Ruhe lesen, beten und über Gottes Wort nachdenken!«

Es dauerte auch nicht mehr lange, bis unser »Nöckerclub« eines natürlichen Todes starb: Mein Bruder Gerd heiratete Gerda und

Fritz verlobte sich mit Christa – und so hatten beide nun andere Interessen.

Der unbezahlbare Wert von Freundschaften

Im Sommer 1961 war es wieder so weit: Eine Freizeit in der Schweiz stand wieder an und mit riesigen Erwartungen war ich dabei. Zu meiner großen Freude war auch »Onkel Walter« wieder mit von der Partie, aber auch ein »Onkel Paul«, dem man nicht ohne Grund den Spitznamen »Bulganin« (damals ein bekannter und markanter sowjetischer Politiker) gegeben hatte. Sein Glatzkopf, Stiernacken, ein Spitzbärtchen, ein ansehnlicher Bauchumfang und vor allem kleine, stechende Augen, die durch eine Brille mit auffällig starken Gläsern umso durchdringender auf uns gerichtet waren, sorgten dafür, dass wir Sicherheitsabstand hielten. Während »Onkel Walter« Liebe und Gnade verkörperte, erschien uns »Bulganin« als wandelndes Gesetz, dem man am besten nicht freiwillig unter die Augen treten sollte. Es war Paul Kiene, der später durch sein einmalig schönes originalgetreues Modell der Stiftshütte weltbekannt wurde und dessen Buch »Das Heiligtum Gottes in der Wüste Sinai«⁹ in viele Sprachen übersetzt wurde. (Damals hätte ich mir nicht vorstellen können, dass dieser gefürchtete Mann 20 Jahre später als ein völlig veränderter, lebenswürdiger alter Bruder in unserer jungen Familie in Meinerzhagen viele Tage zu Gast sein würde.)

Diesmal waren wir eine wesentlich größere Freizeitgruppe als vor einem Jahr. Ich wurde in eine Gruppe Gleichaltriger eingeteilt und belegte mit sieben oder acht Jungen ein Schlafzimmer. Es war eine unglaublich schöne und gesegnete Zeit – trotz »Bulganin«, der

9 Paul F. Kiene, *Das Heiligtum Gottes in der Wüste Sinai*, Zürich: Beröa-Verlag.

Kapitel 2

sogar etwas gegen unser Fußballspielen einzuwenden hatte, wozu wir uns heimlich aus dem Heim stehlen mussten.

Irgendwie blühten wir alle auf. Es war eine bunte Mischung interessanter und origineller Kerle, alle sehr kontakt- und gesprächsfreudig. Wir lasen gemeinsam die Bibel, beteten, sangen, spielten, lachten und alberten miteinander. Hier entstanden echte Freundschaften für Jahrzehnte und teilweise bis in die Gegenwart.

In der Rückschau stelle ich dankbar fest, dass fast alle aus unserem Zimmer heute im aktiven Dienst für den Herrn Jesus stehen. Da war Eckhard, mit dem ich – wie auch mit seinen Söhnen und Schwiegersöhnen – bis heute das Interesse und den Einsatz für Mission und Verbreitung von Literatur in fast alle Kontinente teile. Hans-Joachim, mit dem ich in den folgenden Jahren oft auf Bibel-Konferenzen war und der später mit seiner Frau oft in Ost- und Südeuropa unterwegs war, um dort das Wort Gottes zu verkündigen und Literatur zu verbreiten. Erhard, der einmal die Plakatmission gründen und ausweiten würde, wodurch markante Bibelverse unübersehbar an stark frequentierten Standorten sichtbar gemacht werden. Paul, mit dem ich gerne und oft Fußball spielte und der heute einen wertvollen Hirtendienst in vielen Versammlungen tut. Harald und Klaus, die in ähnlicher Weise dem Herrn dienen usw.

Der Wert und die Folgen dieser Freundschaften sind kaum zu überschätzen. Wir besuchten uns gegenseitig, wir diskutierten bis in die Nächte und forderten einander heraus. Es begann ein intensiver Briefwechsel und wir lernten auf diese Weise, unsere Gedanken und Erfahrungen schriftlich auszudrücken. Zum Glück gab es damals noch keine E-Mails, die – meiner Meinung nach – das Niveau der Kommunikation heute deutlich gesenkt haben.

Wir tauschten uns über Bücher aus, einige verliebten sich gleichzeitig in dasselbe junge Mädchen, was zu manchen Eskapaden führte – man könnte Bücher darüber schreiben! In einem mei-

ner Regale stehen noch heute zwei dicke Ordner mit Briefen, die ich besonders mit meinen Freunden Eckhard Bubenzer und Hans-Joachim Winterhoff in den folgenden Jahren erhalten habe und die ein Spiegel unserer Sturm- und Drang-Zeiten sind.

Diese jahrelangen Freundschaften haben uns alle stark geprägt und sicher auch vor manchen Sünden und Irrwegen bewahrt. Schade, wenn die heutige Generation den enormen Wert solcher Freundschaften nicht kennenlernt, weil man sich zu früh auf das andere Geschlecht konzentriert und damit eine für die Charakterbildung wichtige Lebensphase überspringt.

Orientierungssuche

Meine qualvolle und doch so wichtige Lehrzeit in Wuppertal ging zu Ende und damit war der weitere Berufsweg klar: Es ging in die Drogerie meines Vaters. Inzwischen hatte ich sogar ein einigermaßen gutes Zeugnis von meiner Fachschule bekommen, obwohl ich zunächst die Aufnahmeprüfung zur Fachschule im ersten Anlauf nicht einmal bestanden hatte. Die vielen Bücher und Briefwechsel hatten sich offensichtlich positiv auf meine Ausdrucksweise ausgewirkt.

Die begeisterte Lektüre der Busch-Bücher hatte auch zur Folge, dass mein Horizont sich weitete. Wilhelm Busch hatte die nachahmenswerte Gewohnheit, in seinen Büchern andere Autoren zu zitieren und auf Männer vergangener Jahrhunderte hinzuweisen, deren Namen ich bisher nie gehört hatte: Charles H. Spurgeon, Gottfried Daniel Krummacher, Gerhard Tersteegen, Sören Kierkegaard, Paul Humburg, Alfred Christlieb usw.

Nun – was Wilhelm Busch an geistlichen Schätzen entdeckt hatte, wollte ich auch kennenlernen. Also besorgte ich mir neu oder antiquarisch alles, was von diesen Männern an Predigten und

Kapitel 2

Auslegungen zu bekommen war. Jetzt nicht mehr mit gestohlenem Geld, weil ich inzwischen ein bescheidenes Gehalt bekam.

Besonders die praktische, lebensnahe, bildhafte, oft humorvolle und immer erweckliche Auslegungsweise von Spurgeon sprach mich enorm an und so begann ich, Biografien zu sammeln, um auch das Leben dieser Männer kennenzulernen. Auch dafür bin ich Wilhelm Busch dankbar, dass er mir durch seine Bücher sowie durch seine Monatsschrift »Licht und Leben«, die ich jeden Monat verschlungen habe, mit der Kirchengeschichte bekannt gemacht und mir den geistlichen Reichtum erschlossen hat, den unsere Glaubensväter hinterlassen haben.

Die sonntäglichen Vorträge in unseren Versammlungen und die wöchentlichen Wortbetrachtungen damals schienen mir im Vergleich dazu recht theoretisch, wenig praxisbezogen und oft auch sehr kalt zu sein. Wahrscheinlich lag das auch daran, dass die damaligen Wortführer im Alltagsleben oft das Gegenteil von dem praktizierten, was sie mit Worten sehr betonten und auch in Liedern bekannten.

Frisch bekehrt und vom Geist Gottes erweckt, bekam ich den Verdacht, dass sich diese ehrwürdigen Brüder möglicherweise auch in einem Doppelleben befanden, ähnlich wie ich es hinter mir hatte. Dazu kam meinerseits auch eine Portion jugendlicher Überheblichkeit und Unreife, was dann zu diesem Vorurteil führte. Jedenfalls wuchs meine Kritik an dieser Art von Christsein, in der von Hingabe an Christus, Leidenschaft für Evangelisation und Mission wenig zu sehen war, während man – trotz aller Warnungen vor Verweltlichung – in vielen Bereichen sehr weltlich lebte, besonders was den Umgang mit Zeit, Geld und materiellen Gütern betrifft.

Die Folge war, dass ich mich entschloss, den örtlichen CVJM Schwelm in der Südstraße zu besuchen und zu testen, ob dort mehr geistliches Leben zu finden sei. Meine Eltern waren darüber

nicht erfreut, aber weise genug, mich nicht daran zu hindern, und so besuchte ich längere Zeit die »Jungenschaft« des CVJM unter der Leitung von Friedel Maikranz. Dort wurden kernige Lieder zur Gitarre gesungen und leicht verständliche und sehr praktische Andachten beschlossen den Abend.

Hier stieß ich auch wieder auf meinen Freund Kurt aus meiner Kindheit, mit dem ich früher in den Trümmern Fußball gespielt hatte und der inzwischen ein begeisterter Christ geworden war. Wir waren viel zusammen und mit ihm konnte ich auch gemeinsam beten, was mir mit den gleichaltrigen Jungen aus meiner Heimatversammlung unmöglich schien.

Mit einem weiteren Freund namens Jürgen aus Gevelsberg und dessen etwas älterem Vetter Hajo, einem drahtigen aktiven CVJMler in Rüggeberg und stolzen Besitzer eines Autos der Marke DKW, konnten wir zum ersten Mal die Tersteegenruh-Konferenz in Essen besuchen, die von meinem geschätzten Wilhelm Busch geleitet wurde, den ich dort erstmals live erlebte.

Was diese und auch spätere Konferenzen dort für mich bedeutet haben, kann ich schwer beschreiben. Tausende Geschwister strömten aus allen Gegenden Deutschlands dorthin. Sie passten nicht alle in den größten Saal, sodass man eine Parallel-Versammlung in einem Nebensaal organisiert hatte. Bekannte, originelle und begabte Verkündiger wie Paul Deitenbeck, Paul Tegtmeier, Klaus Vollmer, die damals noch recht jungen Brüder Rolf und Winrich Scheffbuch und andere hielten Vorträge zu einem fortlaufenden Bibeltext und nach jedem Vortrag wurden einige der Brüder, die an einem Tisch saßen, von Wilhelm Busch aufgefordert, eine kurze Ergänzung zu geben. Zum Schluss wurde der »Sack« von Wilhelm Busch »zugebunden« und so bekam jeder Zuhörer eine Menge geistlicher Lektionen und Anregungen, welche die Liebe zum Herrn und zu seinem Wort nährten.

Kapitel 2

Zwischendurch wurden aus dankbaren Herzen erweckliche Lieder gesungen und es lag eine Freude und geistliche Frische über diesen Versammlungen, die man schwer beschreiben kann und die mir und meinen Freunden wie ein Vorgeschmack auf den Himmel schien.

Es war klar, dass ich meine Begeisterung nicht für mich behalten konnte, und so versuchte ich per Brief oder bei Treffen mit meinen bisherigen Freunden aus den »Versammlungen« Interesse für die etwas andere Art von Christsein zu wecken, die ich nun im CVJM und im kirchlichen Pietismus entdeckt hatte.

Das geschah allerdings mit nur mäßigem Erfolg, denn meine Freunde konnten weder mein hartes und sicher auch ungerechtes Urteil über die Versammlungsfrömmigkeit teilen noch meine Begeisterung für meine neu entdeckten Geschwisterkreise nachvollziehen.

Ich erinnere mich gut, wie in dieser Zeit mein etwas älterer Freund Martin Vedder, der damals bei den »Brüdern« in hohem Ansehen stand und dessen Aussendung als junger Missionar nach Kamerun bevorstand, mich väterlich und ernst ermahnte. Er riet mir, ich möge doch in Zukunft mehr die Schriften und Bücher von J. N. Darby lesen, als mich für Busch und andere Autoren zu begeistern ...

Geistliche Wechselbäder

Auch mein Freund Hans-Joachim aus Hagen-Haspe ließ sich von meiner Euphorie nicht sonderlich beeindrucken. Er wuchs in einer vorbildlichen, kinderreichen und außergewöhnlich gastfreien und sangesfreudigen Familie auf und hatte sowohl in seiner Familie als auch in der recht evangelistisch-aktiven Versammlung in Haspe gute geistliche Erfahrungen gemacht. Durch ihn lernte ich eine neue, positive Seite der Versammlungen kennen, die ich einfach

nicht leugnen konnte. Sein Vater, »Onkel Karl«, leitete mit seinem Bruder, dem damals bekannten Evangelisten Hanns Winterhoff, eine recht große Jugendstunde für junge Brüder, die sehr lebendig war und viele junge Männer aus der näheren Umgebung anzog. Oft wurde ich dann von Hans-Joachim eingeladen, das Wochenende bei ihm zu verbringen, und so wurde mir Hestertstraße 78 in Haspe zu einem reichen Segen.

Das lag einmal an den vielen Gästen, die hier übernachteten, auch an seinen fidelen Geschwistern, von denen mich eine Schwester besonders beeindruckte, aber wesentlich an »Onkel Karl«. Er war ein sehr kluger Mann mit einer enormen Menschenkenntnis. Wahrscheinlich hatte er mich durchschaut, ohne dass ich das registriert hatte. Wenn wir nach der Bibelstunde zu seinem Haus pilgerten, nahm er mich oft beim Arm und schaffte es, meine Vorurteile zur »Versammlungs-Theologie« – die mehr oder weniger durch Abneigung gewissen Brüdern gegenüber entstanden war – ins Wanken zu bringen, und zwar nicht so sehr durch gut durchdachte und präzise formulierte Argumente, sondern durch seine Echtheit und sein weites Herz. Er hatte Wilhelm Busch in der Nazizeit und in der Nachkriegszeit oft persönlich gehört, kannte seine Bücher und sprach auch mit Hochachtung von Pastor Paul Humburg aus Barmen, dem Vorgänger von Johannes Busch, dessen Auslegungen auch mir durch die seelsorgerliche Tiefe besonders wertvoll waren und heute noch sind.

Ich wurde unsicher, ob meine Kritik an der Brüderbewegung vielleicht doch etwas überzogen war ...

Genau in dieser Zeit wurde unsere Versammlung in Schwelm durch den Zuzug eines jungen Ehepaares aus Ostfriesland belebt. Es waren Arend Remmers und seine Frau Marga, die durch profunde Bibelkenntnis, eine erfrischende Unbekümmertheit und echte, herzliche Frömmigkeit frischen Wind in die Gemeinde brachten. Sie waren besonders geprägt von der niederländischen Brüder-

Kapitel 2

bewegung, deren Theologie mir sowohl weitherziger als auch tiefgründiger schien und die damals von ausgezeichneten, begabten Brüdern und Autoren wie H. L. Heijkoop, Harm Wilts, Jacob und Johan Fijnvandraat und anderen stark beeinflusst war.

Gemeinsam mit Hans-Joachim fuhren wir in den folgenden Jahren zu den sehr gut besuchten Bibelkonferenzen nach Winschoten, von denen wir enorm profitierten. Hier wurden biblische Texte und Themen derart systematisch, gründlich und konzentriert in gemeinsamen Wortbetrachtungen ausgelegt, wie ich es bisher nicht wieder erfahren habe.

Dazu kamen an den Abenden auch die praktischen Anwendungen auf unser Leben durch Brüder, die nicht nur eine exzellente Lehrgabe hatten, sondern auch ein Herz für Evangelisation und Mission, und deren Lehre mit einem bescheidenen und glaubwürdigen Leben verbunden war.

Oft hatte man den Eindruck, als spräche der Geist Gottes durch die Verkündiger direkt in unsere Situation, und es lag so etwas wie eine heilige Stille über der großen Zuhörerschaft. Besonders Jacob Fijnvandraat, der mir später viele wertvolle antiquarische Predigtbände von Spurgeon und Krummacher besorgte und sich viel Zeit für einen umfangreichen Briefwechsel mit mir nahm, war mir eine große geistliche Hilfe und Korrektur, für die ich sehr dankbar bin.

Kapitel 3

Bethel – Haus Kapernaum



Kapitel 3

Ein wenig ging es mir wie meinem Herrn: »*Er verließ Nazareth [= seine Heimatstadt] und kam und wohnte in Kapernaum*« (Matthäus 4,13). Wie es dazu kam, möchte ich im folgenden Kapitel berichten.

Nachdem ich nun etliche Monate in der Drogerie meines Vaters mitgeholfen und einige kleine Veränderungen durchgeführt hatte, stellte ich mir oft vor, wie schön das wäre, wenn ich in diesem Laden an der Hauptstraße – also mitten im Zentrum der Stadt – nicht Schlankheitspillen, Rheumateer oder »Leverings Klaren« verkaufen müsste, sondern alle Regale mit christlichen, evangelistischen und erwecklichen Büchern und Bibeln bestückt wären. Das wäre traumhaft – aber leider in keiner Weise realistisch. Damals ahnte ich nicht, dass Gott einmal diesen jugendlichen Wunsch in überwältigender Weise erfüllen würde:

»Vertraue auf den HERRN und tu Gutes, wohne im Land und weide dich an Treue und ergötze dich an dem HERRN: So wird er dir geben die Bitten deines Herzens.« — Psalm 37,3

Inzwischen war ich 20 Jahre alt, hatte den Kriegsdienst verweigert und mich für den Zivildienst (damals noch »Ersatzdienst« genannt) in Bethel entschieden. Der schon erwähnte CVJMler Hajo Wenzel aus Rüggeberg, den ich inzwischen gut kannte, hatte mich überredet, gemeinsam mit ihm den damals noch 18 Monate dauernden Dienst in dieser traditionsträchtigen Krankenanstalt abzuleisten.

Das war eine eindeutige Fügung Gottes, wie ich aus der Rückschau urteile, denn in dieser Zeit erlebte ich die meisten lebensentscheidenden Weichenstellungen, was ich damals natürlich in keiner Weise ahnte.

»Bethel«, im Jahr 1874 von Friedrich Wilhelm von Bodelschwingh gegründet, entstand im Lauf von Jahrzehnten am Rand

von Bielefeld. Es ist wie eine kleine Stadt für sich, mit Tausenden von Kranken und ihren Betreuern. Vor allem Epileptiker, Nichtsesshafte und psychisch Kranke hatten hier eine Heimat gefunden, in welcher sie in vielen Häusern, sehr schön in die Natur eingebettet, von Diakonissen, Diakonen und anderem Pflegepersonal betreut wurden.

Jedes Haus hatte einen biblischen Namen wie »Bethesda«, »Kapernaum«, »Mara«, »Hebron«, »Sidon«, »Eben-Ezer«, »Adullam«, »Siloah« und andere. Es gab damals – und gibt es auch heute noch – eine eigene Währung für die Kranken und ein eigenes Warenhaus, in dem dieses Geld ausgegeben werden konnte. Dann gab es das Brüderhaus »Nazareth«, wo Diakone ausgebildet wurden, und »Sarepta«, das Mutterhaus für Diakonissen.

Die sehr wertvollen Biografien über Friedrich Wilhelm von Bodelschwingh und seinen Sohn und Nachfolger Fritz geben einen eindrucklichen und bewegenden Einblick in die ersten Jahrzehnte dieses großartigen Werkes, das damals unter der Führung und dem Segen Gottes gegründet und geleitet wurde, sich inzwischen aber leider von dem ursprünglichen Anliegen entfernt hat. (Das Buch »Tal der Liebe«¹⁰ von Edna Hong schildert sehr ergreifend das geistliche Leben in Bethel vor und während des Zweiten Weltkriegs.)



Als wir dort im Frühjahr 1966 unseren Dienst begannen, war noch etwas von der alten, echten Frömmigkeit zu spüren, obwohl damals auch die ersten »modernen« Theorien aus der liberalen Theologie, der humanistischen Pädagogik und Psychologie immer mehr diskutiert und auch teilweise schon praktiziert wurden.

¹⁰ Edna Hong, *Tal der Liebe*, Bielefeld: CLV, 2019.

Kapitel 3



1966 als »Zivi« in Dienstschrürze vor Haus Kapernaum

Doch viele meist ältere Diakone und Diakonissen taten hier einen treuen und selbstlosen Dienst, von der Liebe zu Gott und zu den Kranken motiviert. Natürlich war auch eine gewisse traditionelle, kirchlich geprägte Frömmigkeit zu erkennen, bei der Liturgie, religiöse Formen und Rituale eine Rolle spielten – aber immer mit Gottesfurcht verbunden.

Im Haus »Kapernaum« wurden vor allem epileptische Jungen und junge Männer im Alter von ca. 13 bis 30 Jahren betreut. Hausvater Büsselberg und seine Frau schienen mir wie ein Hannoveraner Gutsherren-Ehepaar, vornehm-würdevoll, aber mit einem großen Anliegen für diese Kranken.

Jeden Morgen gab es für alle Mitarbeiter eine kurze Andacht. Ein Lied aus dem Gesangbuch wurde gemeinsam gesungen, so dass ich hier den großen Reichtum alter Kirchenlieder kennen und schätzen lernte. Dann wurde ein Bibelabschnitt gelesen und einer der Anwesenden betete abschließend meist frei mit uns.

Nach dem gemeinsamen Abendessen mit den Kranken gab es jeden Tag eine Andacht, die vom Hausvater oder einem der Diakone gehalten wurde. Tagsüber hatten wir Zivis und Diakonenschüler entweder die Jungen zu betreuen oder zu begleiten, mit ihnen draußen oder in der Werkstatt je nach Begabung zu arbeiten, in der freien Zeit zu spielen oder mit ihnen spazieren zu gehen.

Wir Helfer hatten in den typisch blauen Schürzen außer der Betreuung der Kranken auch alle Reinigungsarbeiten im Heim zu verrichten. Putzfrauen gab es dafür nicht. Nun, Staubputzen hatte ich in der Drogerie gelernt, aber hier kam eine Menge hinzu: täglich die Böden der Flure, Tages- und Schlafräume wischen, Toiletten putzen, Betten beziehen usw.

Es gab viele Jungen, die beinahe täglich schwere Anfälle bekamen, zu Boden stürzten, oft erbrachen oder einnässten. Manche mussten einen Schutzhelm tragen und viele bekamen täglich eine Menge starker Medikamente verabreicht, welche die Anfälle dämpfen oder auch psychische Störungen mildern sollten.

Einerseits war es für uns Helfer eine wertvolle Lektion, das Leben Schwerstkranker kennenzulernen und mitzuerleben, andererseits muss ich bekennen, dass ich später selten so dankbare und fröhliche Jungen wie unter den Bewohnern unserer Station »B« kennengelernt habe.

Für mich war es ein besonderes Geschenk, unter dem Stationsleiter Bruder Günter Seutter arbeiten zu können, der zugleich auch stellvertretender Hausvater war. Wir hatten weithin gleiche geistliche Überzeugungen und Anliegen. Er und seine Frau Hanna waren vor allem von Pastor Heinrich Kemner (Krelingen) und Otto Riecker (Adelshofen) geprägt worden und wir konnten uns stundenlang über biblische und geistliche Themen unterhalten. Dass ich aber damals immer noch ab und zu einen Zigarillo rauchte, konnte Günter allerdings nur schwer hinnehmen ...

Es war üblich, dass alle Mitarbeiter – Diakone, Diakonenschüler, freie Helfer und Zivis – sich mit »Bruder« anredeten. Fast alle waren irgendwie fromm, entweder vom lutherischen Pietismus geprägt oder evangelikal. Es gab darunter auch einige, die sehr liturgisch, und andere, die eher liberal waren. An den Wochenenden kamen Studenten von der Kirchlichen Hochschule Bethel zum Dienst, die sich dann ein Taschengeld verdienen konnten und gleichzeitig praktisch etwas lernen sollten. So gab es eine Menge Diskussionsstoff in den Pausen oder Freistunden, wo die unterschiedlichen Überzeugungen heftig vertreten, verteidigt und bekämpft wurden. Das war für mich ein hervorragendes Übungsfeld, auch andere Meinungen und Prägungen kennenzulernen.

Mit Bruder Seutter, mit dem mich auch privat bis zu seinem Heimgang 2015 ein sehr freundschaftliches Verhältnis verband, hatte ich nun einen bibelkundigen Verbündeten, der meine damals eher radikalen und provozierenden Rundumschläge liberaleren Brüdern gegenüber mit ruhigen und weisen Argumenten begleitete.

Wir hatten dann bald im Haus Kapernaum einen kleinen Bibelkreis und durften auch erleben, dass einige der Diakone und Diakonenschüler eine persönliche Beziehung zu unserem Herrn Jesus und auch zur Bibel bekamen.

Die Beziehungen unter den Mitarbeitern waren oft ruppig-rau, aber trotzdem herzlich und freundschaftlich, trotz vieler Gegensätze. Da ich unerfahren und unbekümmert in fast jedes kirchliche Fettnäpfchen trat, gab es viel Häme und Gelächter, aber damit auch immer eine Menge Gesprächsstoff und trotz unterschiedlicher Überzeugungen eine gegenseitige Wertschätzung. Es entstanden auch hier echte Freundschaften.

Natürlich wurde auch viel Blödsinn gemacht. Besonders Zivi-Kollege und Bruder Wenzel, dem mein Frömmigkeitsstil wohl etwas zu sehr abgedreht schien, ließ sich einiges einfallen und stiftete seine Kollegen an, mir manchen Streich zu spielen.

Hier ein Beispiel für viele:

Harmonium in der Höh

Eines Sonntags kehrte ich von meinem freien Wochenende in Schwelm zurück. Etwa um 24 Uhr kam ich müde von der langen Anreise per Zug und Straßenbahn in »Kapernaum« an. Schlaftrunken öffnete ich mein Zimmer, sah mich verwirrt um und vermutete, dass ich mich wohl mit der Tür vertan und in der Rumpelkammer nebenan gelandet sei. Da das aber nicht der Fall war, versuchte ich, das Licht einzuschalten, was aber nicht möglich war, weil statt meiner Zimmerlampe eine Petroleumfunzel unter der Decke hing. Ein altes Damen-Fahrrad stand im Zimmer und meine sämtlichen Bücher hatte man zu einem riesigen Stapel aufgetürmt, der fast bis zur Decke reichte.

Als ich mich verwirrt umschaute, vermisste ich mein kleines Harmonium, das man mir zur Verfügung gestellt hatte und woraus ich ab und zu aus dem »Reichsliederbuch« alte Glaubenslieder spielte. Ich entdeckte es – für mich völlig rätselhaft – auf dem Kleiderschrank wieder, eine Hühnerleiter stand davor. (Als ich am nächsten Morgen die Hühnerleiter im Tageslicht hinaufstieg, sah ich auf dem Harmonium das »Reichsliederbuch« aufgeschlagen bei dem Lied »*Meine Heimat ist dort in der Höh ...*«.)

Doch jetzt um Mitternacht wollte ich nur noch schlafen und dachte: »*Ärgere dich nicht, leg dich ins Bett.*« Vorher wollte ich mich noch waschen, drehte am Wasserhahn, bekam aber nasse Füße, denn die lieben Brüder hatten das Abflussrohr abmontiert.

Vulkan-Harald wird aktiv

Dieser zumindest recht einfallsreiche Streich hatte noch ein nettes Nachspiel. Am nächsten Morgen hatte ich meinen Jungen auf Station B diese Schurkerei in allen Farben geschildert, worüber sie sich mächtig aufregten. Stunden später kam eine Abordnung dieser eingeschränkten Burschen zu mir, angeführt von »Vulkan-Harald«, der das Wort führte und mit ernstem Gesicht erklärte:

»Bruder Bühne, wir sind gekommen, um dich aus deiner Not zu befreien!« Auf meine verblüffte Frage, aus welcher Not sie mich befreien wollten, antwortete er:

»Wir wollen dir dein Zimmer aufräumen und die Anstifter verprügeln!« – Alle übrigen Jungs nickten ernst und zustimmend. Dann gab mir Harald noch den guten Rat, ich sollte doch auf meinem Harmonium »Allgäuer Volksweisen« spielen, denn das würde die Übeltäter mächtig ärgern!

Als ich dann später mein Harmonium wieder an Ort und Stelle befördert hatte und einige Lieder spielte, ging plötzlich die Tür auf und Harald stand in seinem langen, weißen Nachthemd im Türrahmen – ein Bild für die Zeitung. Er hielt sich den Bauch vor Lachen und jodelte dann kräftig mit. Nach wenigen Minuten ging er erhobenen Hauptes und kichernd auf sein Zimmer in dem stolzen Bewusstsein, die »Anstifter« mit unseren »Allgäuer Volksweisen« mächtig geärgert zu haben!

Harald war ein Unikum. Er war kein Epileptiker, sondern litt an einer Schizophrenie. Er bestand nur aus Haut und Knochen, hatte ein scharf geschnittenes Gesicht, konnte sich sehr gewählt und wortreich ausdrücken und besaß eine gewisse Intelligenz und erstaunliche Fantasie. Wenn er sich ärgerte, wurde er sehr wütend und sprühte Blitz und Feuer. Dabei ging er mit funkelnden Augen im Stehschritt auf und ab und drohte allen vermeintlichen Feinden mit fürchterlichen Strafen. Deshalb auch »Vulkan-Harald«.

Bruder Seutter hatte in der Vergangenheit dafür gesorgt, dass einige der Jungen von ihrem Taschengeld die damals bekannten Schallplatten aus dem »HSW-Verlag« mit »Onkel Peters Kinderstunde« kaufen konnten. Darauf waren biblische Geschichten, Hörspiele, Lieder von Peter van Woerden und Margret Birkenfeld zu hören. Fast jeden Abend, wenn ich Dienst hatte, saß die ganze Station B in ihren Nachthemden um mich herum auf den Betten, und wir ließen eine dieser Schallplatten laufen, die bei den Jungen sehr beliebt waren. Sie hatten zwar die Geschichten schon oft gehört, aber das machte nichts und sie sangen die Lieder, so gut sie konnten, laut-hals mit. Anschließend beteten wir miteinander – und das war für mich eigentlich der schönste Abschluss des Tages, denn diese kranken oder gestörten Jungen dankten fast ausschließlich. Oft musste ich mir das Lachen verkneifen, für was und wen sie dankten und beteten – aber ich kann mich nicht erinnern, dass sie sich irgendwie bei Gott beklagt hätten. Wenn ich während der Gebetsgemeinschaft in dem staubigen Schlafsaal einmal niesen musste, unterbrachen sie das Gebet mit einem lauten »Gesundheit, Bruder Bühne!« und beteten dann unbekümmert und erfrischend originell weiter.

Harald pflegte immer mit besonderer Betonung Gott dafür zu danken, dass er die vielen schönen Farben geschaffen hat, denn das sei ja nicht selbstverständlich! Auch dankte er für die vielen Blumen, die er so sehr liebte und für die er neue Namen erfunden hatte: »Raureif-Astern«, »Rattenschwänze«, »Mondblumen« usw. Ich habe später unter gesunden Menschen selten eine solche Dankbarkeit und Fröhlichkeit angetroffen – und kann mich auch nicht daran erinnern, dass ich in der Vergangenheit Gott jemals für die mannigfaltigen vielen und schönen Farben und Blumen gedankt hätte.

Nur fuhr Harald manchmal in seinen Gebeten aus der Haut, wenn wir vorher eine tragische Geschichte aus der Bibel gehört

und gelesen hatten. Dann verwünschte er in seinen Gebeten wortreich und gestikulierend den bösen Pharaο (»diesen Saukerl«), den verräterischen Judas oder die Kriegsknechte, die Jesus kreuzigten, und dann rief er Blitz, Donner und Feuer vom Himmel über diese Männer herab. Die Geschichte von Elia auf dem Berg Karmel gehörte selbstverständlich zu seinen Lieblingsgeschichten ...

Sonntags stand der obligatorische Besuch der Zionskirche mit allen Kranken auf dem Programm. Alle Jungen waren dann festlich angezogen, Harald mit einer Blume im Knopfloch – und los ging's.

Die Kirche war immer bis zum letzten Platz gefüllt und der etwas liturgische Gottesdienst wurde oft von Schreien unterbrochen, wenn einer der Kranken einen Anfall bekam. Aber das gehörte dazu und brachte keinen aus der Ruhe. Von den Pastoren lernte ich vor allem die Predigten von Pastor Hermann Wilm schätzen, der eine sehr warme und zu Herzen gehende Verkündigung hatte und bei den Kranken sehr beliebt war. Ähnlich auch Pastor Wolff, der Leiter von »Nazareth« – beide waren vom Pietismus geprägt und hatten ein erweckliches Anliegen.

Dennoch konnte ich mich mit dieser etwas sakralen Form von Gottesdienst nicht richtig anfreunden, auch wenn es für manche Ästheten sicher ein religiöser Genuss war. Die schlichten Gottesdienste mit freien Gebeten in den Versammlungen lernte ich neu schätzen, obwohl sich auch dabei eine Liturgie anderer Art und Tradition einschleichen kann, die ebenfalls ermüdend und leblos wirkt.

Leider habe ich in der gesamten Zeit den »Bethel-Kreis« um Prof. Hellmuth Frey nicht persönlich kennengelernt. Erst später, als ich die positiven Auswirkungen dieses Kreises auf die beginnende »Bekenntnisbewegung« feststellte, und noch später, als ich die vielen Bibel-Kommentare von Hellmuth Frey kennenlernte, habe ich das sehr bedauert.

Mehr als »zwölf Körbe voll« – Goldgrube »Brockensammlung«

Damals gab es in Bethel ein größeres Gebäude, das als »Brockensammlung« bekannt war und an dem man in großer Schrift die Aufforderung Jesu an die Jünger lesen konnte: *»Sammelt die übrigen Brocken, auf dass nichts umkomme.«*

Hier lagerten alle möglichen Utensilien, die Bethel-Freunde nach ihrem Tod hinterlassen hatten und von ihren Angehörigen für wertlos gehalten wurden, und standen zum Verkauf. Da gab es Möbel aller Art, Bestecke, Töpfe, Haushaltsgeräte, Schuhe, Kleider und – jede Menge meist alter Bücher!

Mir fielen fast die Augen aus dem Kopf, als ich zum ersten Mal die riesigen Räume betrat. Alles war vollgepackt mit Büchern in Regalen, auf Tischen, teilweise noch in Kartons. Was für die Israeliten das Land Kanaan bedeutete, wurde mir in den nächsten Monaten die Brockensammlung: Hier floss »Milch und Honig« in einer Fülle, die einfach traumhaft war. Offensichtlich hatte ich meinen Zivildienst in Bethel in einer Ära angetreten, in welcher viele alte Pastoren gestorben waren, denn immer neue Lieferungen mit antiquarischen Büchern trafen hier ein.

Von nun an fuhr ich so oft ich konnte mit dem Fahrrad in der Mittagspause zur Brockensammlung und kam meist mit einer Bananenkiste voll wertvoller Bücher zurück und konnte auch in den folgenden Monaten meine Freunde mit Büchern versorgen, die ich doppelt ergattert hatte. Oft zahlte ich für einen Karton mit 30 Büchern nur 10,- DM und manchmal zählte der zuständige Diakon Bruder Kluge nicht einmal die Anzahl der Bücher, sondern hob die Bananenkiste kurz hoch und sagte: »Für dich 8,- DM!«, und ich konnte glücklich nach »Kapernaum« strampeln.

Da ich bald bei Bruder Kluge bester Kunde war und wir uns ein wenig angefreundet hatten, ließ er mich sogar in die Vorratsräume,

Kapitel 3



Besuch der Brockensammlung nach 55 Jahren

in denen die Bücher frisch angekommen und noch nicht sortiert waren. Das war ein besonderes Privileg, für das ich Gott und diesem Bruder bis heute sehr dankbar bin, denn diese Bücher bilden heute noch den größten Anteil meiner Bibliothek.

Was für Studenten der Hörsaal oder die Universitätsbibliothek bedeutet, das wurde mir die Brockensammlung. Hier lernte ich Kirchen- und Missionsgeschichte kennen und entdeckte alte Biografien von Männern, von denen ich kaum oder nie etwas gehört hatte: Charles T. Studd, John Paton, George Whitefield, John Wesley, Thomas Barnardo, A. H. Francke, N. L. von Zinzendorf usw. Ich lernte die Reformatoren in Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich, England und Schottland kennen, die Täuferbewegung, den deutschen Pietismus usw. Die Bibelwerke von Dächsel und Lange schleppte ich nach »Kapernaum« und zu meiner besonderen Freude viele alte Predigtbände von C. H. Spurgeon, Johann J. Rambach, Gottfried Daniel Krummacher und auch jede Menge

vergriffener Bücher von Paul Humburg, Hans Dannenbaum, Alfred Christlieb usw. Viele dieser Biografien und Predigten von Spurgeon haben wir Jahrzehnte später in unserem Verlag CLV neu aufgelegt¹¹. Um diese Bücher in meinem recht kleinen Zimmer in »Kapernaum« unterbringen zu können, hatte ich mir ungehobelte Bretter besorgt, aus denen ich dann mit Ziegelsteinen ein improvisiertes Bücherregal aufbaute.

»Eine Sichel zerbricht in der Erntearbeit« – Der Heimgang von Wilhelm Busch

»Hast du's auch im Radio gehört, dass Pastor Busch gestorben ist?«, rief mir ein Diakon beim Frühstück zu. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Vor wenigen Wochen hatte ich ihn noch auf der Tersteegensruh-Konferenz in Essen gehört und begrüßt. Es war für mich unfassbar, dass dieser für mein Leben so entscheidende treue Zeuge Jesu nicht mehr leben sollte. Tatsächlich konnte ich es wenige Stunden später in der Tageszeitung lesen: »*Pastor Wilhelm Busch am 20. 6. 1966 gestorben.*«

Mir war klar: Bei der Beerdigung muss ich dabei sein – egal was kommt! Ich erkundigte mich im Brüderhaus »Nazareth« und hörte, dass die Beerdigung am 24. 6. in Essen stattfinden würde, »Vater Tegtmeyer« – wie ihn alle nannten – würde auch zur Beerdigung fahren. Stationsbruder Zinn, der Tegtmeyers gut kannte, war für mich so freundlich und rief dort an, ob für mich ein Platz im Auto frei wäre. »*Herzlich gerne!*«, war die Antwort und ich hatte die Ehre, höchstpersönlich mit dem originellen, altherwürdigen Pastor D. Paul Tegtmeyer zur Beerdigung zu fahren.

11 Zum Beispiel: Charles Haddon Spurgeon, *Hast du mich lieb?*, Bielefeld: CLV, 1983.

Kapitel 3

Einen Tag Urlaub gewährte mir Hausvater Büsselberg, der Busch auch gut kannte, weil W. Busch in den vergangenen Jahren oft in Bethel auf großen Veranstaltungen gepredigt hatte. Und so kam es, dass ich hinten im Auto neben der lustigen, schlagfertigen und schwergewichtigen »Mike«, der Tochter Tegtmeyers, den alten Pastor mit seinem Fahrer begleiten durfte. Total gespannt und ganz Ohr saß ich da, um kein Wort zu verpassen, was dieser an Erfahrungen reiche Mann zu sagen hatte, von dem so viele kuriose Geschichten in Bethel die Runde machten. Doch zu meiner großen Ernüchterung schwieg dieser Mann die meiste Zeit – ich ahnte ja nicht, dass er auf der Beerdigung noch einiges zu sagen hatte. Und wenn er mal seinen Mund öffnete, dann fragte er in seiner ostfriesischen Mundart seinen Fahrer nach den seitlich der Autobahn liegenden Höfen, nach der diesjährigen Ernte und sonstigen für mich völlig nebensächlichen Dingen.

Nach etwa 2 Stunden waren wir am Ziel, die etwas enttäuschende Fahrt war vergessen und wir sahen, dass viele Menschen in Trauerkleidung unterwegs waren, um die Beerdigung mitzuerleben. Die Trauerfeier fand in einer riesigen, fast runden Kirche mit einer eigenartigen Sitzordnung statt. Unten fanden etwa 300 bis 500 Menschen Platz und oben, ähnlich einem Stadion, etwa die doppelte Anzahl.

Obwohl wir bereits eine Stunde vor Beginn die Kirche betraten, war sie schon halb gefüllt und mit jeder Minute wurde es voller. Ich hatte mir einen Platz ergattert, von wo aus ich alles gut beobachten konnte, machte dann aber die Augen zu, um mich an all den Segen zu erinnern, den ich von den Begegnungen mit dem Heimgegangenen und seinen Büchern empfangen hatte.

Plötzlich wurde ich von den dumpf dröhnenden Glocken aus meinen Gedanken gerissen – die Trauerfeier begann. Inzwischen war die Kirche überfüllt, viele Besucher mussten stehen oder auf

dem Boden sitzen, und bald setzte der Posaunenchor ein und wir sangen das Lied *»O Tod, wo ist dein Stachel nun? Wo ist dein Sieg, o Hölle ...«* – es war fast so, als würde Satan mit seinen Dämonen nach Buschs Heimgang in die Schranken gewiesen. Nachdem Psalm 84 gelesen wurde, sangen wir das Lieblingslied der Familie Busch: *»Himmelan, nur himmelan soll der Wandel gehen ...«* – ein Mahnruf, ein Pilger und Fremdling auf Erden zu werden und zu bleiben. Anschließend hielt Pastor Herbert Demmer, der Nachfolger Buschs im »Weigle-Haus«, die Traueransprache und schilderte mit bewegendem Worten das Leben dieses Mannes, der als junger Soldat zum Glauben kam und dann sein Leben in den Dienst seines Herrn gestellt hatte.

Nach dieser Trauerfeier zog ein breiter Strom schwarz gekleideter Menschen in Richtung Ostfriedhof, und erst jetzt wurde deutlich, wie viele Menschen die Ansprache, die durch Lautsprecher nach draußen übertragen wurde, hören konnten.

Als wir am Friedhof angekommen waren, wurde die Liedstrophe *»Der Grund, da ich mich gründe, ist Christus und sein Blut ...«* unter Posaunenbegleitung gesungen, und danach erwarteten alle noch eine kurze Ansprache. Aber die kam nicht.

Stattdessen stiegen nacheinander etwa 10 Männer – unter ihnen auch der spätere Bundespräsident Gustav Heinemann und einige Freunde Wilhelm Buschs auf eine Kiste und riefen jeweils einen markanten Bibelvers durchs Mikrofon in die Menschenmenge.

Als Paul Deitenbeck als Vierter auf die Kiste stieg und mit bewegter Stimme Philemon 7 (leicht verändert) zitierte, dann sprach er sicher im Namen der unübersehbaren Menge an Trauergästen: *»Wir hatten große Freude und großen Trost durch deine Liebe, weil die Herzen der Heiligen durch dich, Bruder, erquickt worden sind.«*

Kapitel 3

Genau das war meine Erfahrung in den vergangenen Jahren: Mein Herz war durch den Dienst von Wilhelm Busch in Wort und Schrift und durch seine Liebe zum Herrn getröstet, erfreut und erquickt worden! Kann man sich einen schöneren Nachruf vorstellen?

Das war ungemein beeindruckend. Keine Menschenverherrlichung, sondern »nur« Bibelverse, die aber wie Pfeile gezielt die Herzen der Trauergäste trafen.

Danach wurde gemeinsam der 23. Psalm gebetet und zum Abschluss ein Lied gesungen, das mir durch Mark und Bein ging:

*»Streitet nur unverzagt, seht auf die Krone,
die euch der König des Himmels anbeut.
Selber der Herr wird den Siegern zum Lohne;
wahrlich, dies Kleinod verlohnt sich den Streit!
Streitet nur unverzagt, seht auf die Krone:
Selber der Herr wird den Siegern zum Lohne.«*

Als dieses Lied von den Tausenden nach der Melodie *»Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude ...«* gesungen wurde, war es um meine Beherrschung geschehen. Ich konnte nur noch heulen und wusste, dass genau dieser Vers der Gruß Wilhelm Buschs, das letzte Wort an uns alle und an mich sein sollte: *»Streitet nur unverzagt, seht auf die Krone ...«* Nicht auf diesen Diener Gottes sehen, der seinen Kampf für das Evangelium beendet hatte und nun am Ziel war, sondern fest nach oben und nach vorne blicken und die Fackel des Evangeliums weitertragen!

Dort am Grab von Wilhelm Busch habe ich noch einmal mein Leben bewusst in die Hand unseres Herrn gelegt. Dort habe ich unter Tränen dem Herrn gesagt, dass ich sehr dankbar wäre, wenn der Herr mich gebrauchen könnte, in der Zukunft mitzuhelfen,

um diese große Lücke, die der Heimgegangene hinterlassen hat, an irgendeiner Stelle ein wenig zu füllen ...

Vielen Trauergästen war er ein Freund und Bruder – mir war er ein geistlicher Vater! Dafür wollte ich Gott allezeit dankbar sein.

Von dem anschließenden Liebesmahl im Weigle-Haus möchte ich nur berichten, wie am Ende der Nachfeier Pastor Tegtmeier aufs Rednerpult stieg, nachdem viele Freunde und Verwandte dankbar Begegnungen und Erfahrungen mit Wilhelm Busch geschildert hatten. Auch er erzählte einige Erlebnisse mit seinem langjährigen Freund und schilderte dann, wie vor wenigen Tagen Busch auf der Rückreise nach einer Evangelisation in Saßnitz auf Rügen in Lübeck haltgemacht hatte, um in einem Hotel zu übernachten; am nächsten Morgen wollte er dann mit dem Zug nach Hause reisen. Er hatte etwas zu essen bestellt, sprach einige freundliche Worte mit dem Kellner und las in einem Buch. Nach etwa 20 Minuten beobachtete der Kellner, wie sein Gast langsam zusammensank. Gott hatte seinen Diener schon dahin abberufen, wo es weit besser ist. An dieser Stelle rief Tegtmeier mit bebender Stimme – für mich unvergesslich – aus:

»Oh, was für ein herrliches Ende, meine lieben Brüder und Schwestern ... Was für eine Gnade Gottes, solch ein Ende! Ach, wie oft habe ich gebetet, dass Gott es mir schenken wollte! Ich möchte nicht eine Sichel sein, die in der Ecke, an der Scheunenwand verrostet. Ich möchte wie die Sichel sein, die mitten im Kampf, mitten im Dienst zerbricht! So ist es unserem lieben Bruder Busch geschenkt worden. Er sah den Tod nicht. Er kam unmittelbar vom Glauben zum Schauen. Er ist bei seinem Herrn allezeit.«

Wenige Wochen später wurde ich zu meiner großen Freude von Pastor Tegtmeier zu einem persönlichen Besuch eingeladen. Doch

dazu kam es leider nicht mehr. Er wurde plötzlich krank, musste die Einladung absagen und war wenige Tage später bei seinem Herrn, den er geliebt und dem er gedient hatte. So durfte ich bei der »Totenwache« dabei sein und Gott danken, dass er auch diesen treuen Zeugen im Alter von 80 Jahren aus der Erntearbeit in die Ewigkeit geholt und seine Gebete erhört hat.

»Wie hast du eigentlich deine Frau kennengelernt ...?«

»Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei; ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht.« — 1. Mose 2,18

Diese Frage wurde mir immer wieder von vielen jungen Freunden gestellt und natürlich auch von unseren Kindern und Enkeln.

Um diese wichtige und nach der Bekehrung sicher folgenreichste Lebensentscheidung zu schildern, habe ich drei dicke Ordner mit Hunderten von Briefen aus dieser Zeit vor mir liegen, in die ich über 45 Jahre lang – wenn ich mich recht entsinne – nicht mehr hineingeschaut habe. Viele alte Erinnerungen an meine Jugend und besonders an die prägende Zeit in Bethel wurden mir neu lebendig. Manches hatte ich schon vergessen und wurde aufgefrischt. In der Rückschau kann ich nur staunen, wie gnädig Gott alles geführt und die verschiedenen Puzzle-Steine meines Lebens zusammengefügt hat.

Zu Beginn meiner Zivildienstzeit hatte ich eine ziemliche Krise erlebt. Eine Schwester, von der ich sicher war, dass sie die für mich von Gott bestimmte zukünftige Frau sein sollte, hatte mir geschrieben, dass sie Zweifel daran hätte und unsere Beziehung beenden wollte.

Wir hatten uns über ein Jahr lang geschrieben, füreinander gebetet, aber uns nie unter vier Augen getroffen, sondern ab und zu miteinander am Telefon gesprochen. Sowohl meine als auch ihre Eltern wussten um diese Beziehung. Sie kam aus einem sehr vorbildlichen, gottesfürchtigen Elternhaus und auch sie selbst war eine überzeugte, ernsthafte und treue Christin. Als mich der entscheidende Brief erreichte, brach für mich eine Welt zusammen und ich konnte Gottes Wege nicht mehr verstehen. Es war nicht so, dass mein Vertrauen auf Gott gewankt hätte – im Gegenteil: In dieser Zeit der Ungewissheit und Enttäuschung hatte ich mich umso fester an den Herrn geklammert. Aber ich versuchte mit allen mir möglichen Mitteln, diesen Bruch zu kitten – und musste schmerzhaft lernen, dass man gerade in der Frage der Partnerwahl auch dann, wenn man subjektiv von der Führung Gottes überzeugt ist, einer Selbsttäuschung erliegen kann. Das zu erkennen, fiel mir unglaublich schwer, aber es war eine wichtige, wenn auch sehr schmerzhaftes Lektion für mich.

Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, der auch in jungen Jahren auf diesem Gebiet manche Enttäuschung erlebt hatte, schrieb später in seinem Lied über »Gottes Führung« folgende Sätze, die jeder junge Christ auch in der Partnerwahl beachten sollte:

*»Gottes Führung fordert Stille.
Wo das Fleisch noch selber rauscht,
wird des ew'gen Vaters Wille
mit der eig'nen Wahl vertauscht.«*

— Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf

Wie gnädig ist Gott, wenn er Pläne, die wir unter Gebet und in bester Absicht beschlossen haben, zerstört, weil sie nicht seinem Willen entsprechen! Und wie gnädig, dass Gott uns damals vor

Kapitel 3

Begegnungen und Situationen bewahrt hat, über die man sich heute nachträglich schämen müsste!

Mein späterer Schwager Johannes, den ich damals näher kennenlernte und dem ich – obwohl er mir kräftemäßig überlegen war – bei unseren gelegentlichen Boxkämpfen öfter die Nase blutig geschlagen hatte, hatte eine ähnliche Erfahrung hinter sich. Und da »gemeinsames Leid« verbindet,leckten wir auch gemeinsam unsere Wunden. Weil er damals kurz vor dem Zivildienst stand und sich auch für Bethel interessierte, besuchte er mich dort, um die Anstalt etwas kennenzulernen. Da auch er gerne las und sich für geistliche Literatur interessierte, besorgte ich ihm und auch seinem Vater alte Bücher aus der Brockensammlung.

Johannes kam aus einer kinderreichen Familie und hatte sieben Geschwister. Seine jüngste Schwester war zwei Jahre jünger als er und hieß Ursula ...



Ulla etwa während der Zeit unserer Verlobung

Wie es weiterging, ahnt jetzt sicher schon jeder Leser. Aber da es sich ja um eine folgenschwere Geschichte handelt und ich immer wieder danach gefragt werde, möchte ich – hoffentlich nicht zu ausführlich – davon berichten.

Ursula kannte ich bis dahin nur vom gelegentlichen Sehen auf Jugendtreffen oder in der schon geschilderten gastfreien Familie in Hagen, wo sie mit den Töchtern des Hauses befreundet war.

Sie schien mir etwas zurückhaltend, aber nicht unbedingt zugeknöpft, fiel mir aber dadurch auf, dass sie fleißig zupackte und half, wenn Arbeit in Sicht war. Durch ihren Bruder Johannes, mit dem ich mich inzwischen angefreundet hatte, erfuhr ich, dass sie eine Ausbildung in einem Kindergarten in Hagen begonnen hatte, wo sie auch ein eigenes Zimmer bewohnte und sich in Abendkursen weiterbilden wollte. Trotz ihrer erst 17 Jahre war sie offensichtlich ziemlich selbstständig, kinderlieb, fleißig und nicht auf den Kopf gefallen. Hübsch war sie auch, das konnte ich nicht leugnen – aber alle diese Eigenschaften weckten wohl mein Interesse, aber zunächst keine Verliebtheit.

Erst als ich in der folgenden Zeit ab und zu an einem Wochenende Johannes in seinem Elternhaus in Wetter-Volmarstein besuchte und die damals sehr schöne Umgebung am »Tiensberg« bewunderte, von wo aus man das weitläufige Ruhrtal überblicken konnte, lernte ich Ursula – meist Ulla genannt – etwas besser kennen. Ihre Selbstständigkeit im Denken, ihr Interesse an geistlichen Themen und auch an Literatur machte mich neugierig und ich suchte nach Möglichkeiten, sie etwas näher kennenzulernen, ohne Johannes in meine Pläne einzuweihen.

Auch ihr Elternhaus war mir recht sympathisch. Ihr Vater, Heinrich Lüling, verkörperte die zweite Generation der großen »Burg-Wächter«-Familie, die für Sicherheitsschlösser, Schließsysteme und Tresore international bekannt ist.



Ulla mit ihren Eltern Louise und Heinrich Lüling

»Heinrich, der Gerechte« – so wurde Ullas Vater genannt – war einer der Geschäftsführer und trug seinen Spitznamen zu Recht. Ungerechtigkeit und Lüge verabscheute er, ebenso Arroganz und Faulheit. Er war überaus naturliebend, war als Imker weit und breit geschätzt und unter den »Brüdern« bekannt als ein Mann der Gottesfurcht, der nicht zu kaufen war.

Bereits zur Zeit des Nazi-Regimes hatte er sich deutlich gegen die braune Ideologie positioniert und gehörte – wie auch mein Vater – zu den wenigen Männern innerhalb der Brüderbewegung, die sich damals nicht der Menge der staatsbejahenden »BFC-Christen« angeschlossen hatten, sondern sich mit wenigen gleichgesinnten Geschwistern in verbotenen, heimlichen Hausversammlungen trafen. Er war in keiner Weise geistlich verengt. Er hatte ein weites Herz für alle, die aufrichtig und gerade dem Herrn folgten und Gottes Wort als Richtschnur achteten. Da auch er gute geistliche Bücher und Biografien schätzte und las, war es für mich nicht schwer, seine Sympathie zu gewinnen, zumal ich ihn in der Folgezeit mit alten Büchern aus der »Brockensammlung« versorgte.

Ullas Mutter schien mir etwas reserviert. Sie musste in den Kriegsjahren, als ihr Mann als Soldat in Russland jahrelang von der Familie getrennt war, ihre große Familie allein versorgen, und das hatte an ihren Kräften und an ihrer Gesundheit gezehrt.

Um unbemerkt einen Anknüpfungspunkt zu finden, Ulla etwas näher kennenzulernen, fiel mir nicht Gescheiteres ein, als bei meinem Besuch etwas absichtlich liegen zu lassen. Später wollte ich dann Ulla bitten, es mir nach Bethel nachzuschicken. Da ich auf diesem Weg ihre Postadresse ergattert hatte, begann unser intensiver Briefwechsel.

Auch heute noch bin ich der Überzeugung, dass man sich auf diese Weise besser kennenlernen kann, als wenn man sich zu einem »Dating« trifft, wo die körperliche Nähe die Emotionen stark beeinflusst und ein tiefgehender Austausch schwerer möglich ist. Zumindest trifft das auf mich zu.

Per Brief kann man sich überlegter, sachlicher und konkreter ausdrücken, dem Briefpartner Fragen stellen, die er – wenn er überzeugter Christ ist – unter Gebet und ohne Spontanitätsdruck beantworten kann. Man kann Fragen stellen, die in einem Gespräch unter vier Augen schlecht ehrlich und offen beantwortet werden können, jedenfalls ist das meine Erfahrung und Überzeugung. Dabei bin ich mir bewusst, dass man auch per Brief täuschen, betrügen und manipulieren kann, aber bei einem intensiven Briefwechsel über einen längeren Zeitraum wird diese Gefahr mit jedem Brief geringer.

Wenn ich heute unseren damaligen Briefwechsel überfliege, staune ich über die vielen Themen und Probleme, die wir damals diskutiert haben. Einige der Briefe waren 24 DIN-A4-Seiten lang und es ging um Erziehungsfragen, Psychologie, Gebrauch und Gefahren von Medien, wie man vor Nichtchristen seinen Glauben glaubwürdig bezeugen kann, wie eine ewigkeitsbezogene Nachfolge Jesu aussieht usw.

Ullas Antworten und Ausführungen machten mir deutlich, dass sie eigene, gewachsene Überzeugungen hatte und wir nicht nur gleiche Lebensziele, sondern auch ähnliche Lebensinhalte und Interessen hatten. Ihre Briefe waren auch nicht viel kürzer als meine und so wurden auch die Inhalte mit jedem Brief persönlicher. Ich lernte ihre künstlerische Veranlagung kennen, was z. B. Malerei und Gestaltung betrifft, während ich mehr literarische und musikalische Interessen hatte. Ihr Hang zur Romantik wurde in ihren Ausführungen sehr deutlich, eine Eigenschaft, die bei mir – wie man noch sehen wird – eher »unterbelichtet« ist.

Inzwischen grinsten meine Mitbrüder auf der Station B in »Kapernaum« schon, wenn die Post verteilt wurde und mir alle drei oder vier Tage ein mehr oder weniger dicker Brief mit der gleichen schwungvoll geschriebenen Anschrift und dem Absender U. Lülting ausgehändigt wurde.

Allerdings wurde ich nicht wenig nervös, als Ulla eines Tages aus ihrem Urlaub in Holzhausen schrieb, dass dort ein anständiger junger Mann, der auch Christ sei, Interesse an einer Beziehung mit ihr bekundet habe. Ulla hatte ihm zwar keine Hoffnungen gemacht, fragte mich aber, wie sie sich als Mädchen in solch einem Fall verhalten soll, ohne hochnäsig und verletzend zu wirken ...

Nicht besonders feierlich ...

Nun schien mir die Zeit davonzulaufen. Und so habe ich ihr – um weiteres »Unheil« zu vermeiden – nach einer langen, umständlichen und ausführlichen Einleitung und Empfehlung, wie sie sich in einem solchen Fall verhalten sollte und wie man den Willen des Herrn erfahren kann, einen deutlichen, konkreten und herzlich wenig romantischen Heiratsantrag gemacht. Per Eilpost!

Eingeleitet habe ich meinen Brief mit der trockenen Bemerkung, dass ich mir ziemlich sicher bin, dass Ulla nicht mit diesem acht

Jahre älteren Mann anbändeln könne, und habe ihr dann mitgeteilt, dass ich der Überzeugung bin, dass sie meine Frau werden sollte!

Als Gründe für meine Überzeugung habe ich kurz und bündig sechs Argumente aufgelistet und abschließend noch ein paar nasse Sprüche angefügt:

»Liebe Ulla!

Das klingt alles so erschreckend nüchtern und Du als Mädchen und Romantikerin würdest vielleicht lieber etwas anderes hören. Aber ich glaube, dass man da zuerst ganz nüchtern sein muss; das Romantische kommt schon früh genug! Und ich möchte Dich nicht mit dummen Redensarten und Liebeserklärungen beeinflussen ... Bitte erschrecke nicht über die Kälte in diesem Brief. Ich habe es bewusst so gehalten!

*Ganz herzliche Grüße
Wolfgang«*

Nun bin ich sicher, dass dieser Briefauszug niemanden animieren wird, einen ähnlichen Heiratsantrag zu schreiben. Jahrzehnte später bekam ich von meinem jetzigen Schwiegersohn, einem Historiker und vernarrten Romantiker, einen Brief, in dem er ankündigte, dass er unserer jüngsten Tochter zu gegebener Zeit *»den hoffentlich schönsten Heirats-Antrag der Geschichte«* stellen wird.

Nun, davon hatte Ulla damals sicher auch geträumt und es ist ein kleines Wunder, dass sie mir diesen Brief nicht mit der Bemerkung *»Annahme verweigert!«* kommentarlos zurückgeschickt oder mir um die Ohren gehauen hat.

Aber drei Tage später, nach vielem Bibbern und Beten bekam ich einen Antwortbrief, der unterschrieben war mit den Worten

Kapitel 3

»Deine Ulla«, und ich hätte vor Freude Bäume ausreißen und den ganzen Tag »Lobe den Herrn, meine Seele ...« singen und jubeln können ...

Mein darauffolgender und überschwänglicher Brief endete mit dem allerdings sehr ernst gemeinten Vorsatz: *»Eines habe ich mir fest vorgenommen: Wenn wir uns das erste Mal treffen, dann wollen wir unseren gemeinsamen Lebensweg mit einem Gebet beginnen!«*

Tatsächlich hatten wir uns bis dahin nicht ein einziges Mal unter vier Augen getroffen oder ein Telefongespräch geführt. Dennoch hatten wir uns per Briefwechsel so gut kennen und schätzen gelernt, dass wir uns gegenseitig die Ehe versprechen konnten. Ein Versprechen, das nun mit Gottes Hilfe bisher über fünf Jahrzehnte gehalten hat.

Einige Wochen später haben wir uns dann zum ersten Mal getroffen – aber das wird den Leser kaum interessieren ...

Lustig war die Reaktion der Jungen in »Kapernaum« auf Station B. Sie hatten mich am Mittwoch – als ich mich mit Ulla getroffen hatte – vermisst. Am nächsten Morgen wollten sie unbedingt



»Ein Versprechen, das nun mit Gottes Hilfe bisher über fünf Jahrzehnte gehalten hat.«

wissen, was ich am Vortag getrieben hätte. Irgendwie hatten sie instinktiv Lunte gerochen. Besonders der anhängliche und neugierige »Morzel« hörte nicht auf zu bohren:

»Wo warst du am Mittwoch, Bruder Bühne?«

»In Hamm!«

»Was hast du da gemacht?«

»Eine Schwester besucht!«

»So eine Schwester mit 'ner Haube auf dem Kopf?«

»Nein, eine richtige Schwester!«

»War das deine richtige Schwester?«

»Gibt es denn auch falsche Schwestern?«

»Was habt ihr denn den ganzen Tag gemacht?«

An dieser Stelle hielt ich es für angemessen, das Thema zu wechseln, und habe irgendeine spannende Geschichte erzählt ...

Von Romantik keine Spur ...

Bevor ich weiter von entscheidenden Begegnungen während meines Zivildienstes in Bethel berichte, überspringe ich einige Monate, um den Tag unserer öffentlichen Verlobung zu schildern. Damals war es in unseren Kreisen üblich, eine Verlobung per Anzeige anzukündigen und im großen Kreis zu feiern, während die Hochzeitsfeier dann meist nur im Familienkreis stattfand.

Für den Augenblick der Übergabe der Ringe vor der eigentlichen Feier hatte ich mir etwas ganz Besonderes einfallen lassen: Wir wollten dieses bedeutsame Ritual unter vier Augen am Grab von Wilhelm Busch vollziehen. Für mich war es einfach selbstverständlich, dass ein Friedhof und besonders das Grab von Wilhelm Busch den passenden Rahmen für dieses wichtige und folgenreiche Versprechen bieten würden.

Kapitel 3

Und so fuhren wir beide Ende August mit dem Zug nach Essen zum Ostfriedhof, um am Nachmittag vor unserer Verlobungsfeier diese feierliche Handlung zu vollziehen. Die Ringe hatte ich in meiner Jackentasche mitgebracht, und als wir endlich in Essen ankamen und uns zum Ostfriedhof durchgefragt hatten, dämmerte es schon, es war kühl und es begann zu nieseln.

Zu allem Unglück fanden wir den Friedhof um diese Zeit schon abgeschlossen vor und so konnten wir uns nur dorthin stellen, wo wir in der Nähe das Grab vermuteten. Dort haben wir uns fröstelnd gegenseitig die Ringe angesteckt und dann habe ich gebetet, dass der Herr Jesus angesichts der Gräber, die uns sehr deutlich an den Tod und unser kurzes Leben erinnern, unser gemeinsames Leben segnen möge, um ihm zu dienen, ihn zu ehren und unseren Mitmenschen glaubwürdige Wegweiser zu sein.

Ulla hat darauf vernehmlich »Amen« gesagt und so haben wir uns dann auf den Heimweg gemacht.

Dass Ulla mit sehr gemischten Gefühlen mit mir den Friedhof aufgesucht und sich den Augenblick der Ringübergabe vielleicht ganz anders vorgestellt haben könnte, war mir in keiner Weise bewusst. In meiner sicher ernst gemeinten, aber taktlosen und sehr einseitigen Frömmigkeit hatte ich keinen Augenblick darüber nachgedacht, wie meine liebe Braut diese Szene verarbeiten würde, und ich kam mir dabei in meinem Dünkel recht entschieden und hingeeben vor. Ich glaubte, Ulla damit eine würdige Einstimmung für unser gemeinsames Leben gegeben zu haben ...

Ulla hatte Verständnis für meine Verbundenheit mit Wilhelm Busch und fand auch einen Friedhof als Ort der Ringübergabe durchaus erträglich. Allerdings hatte sie wahrscheinlich gehofft, dass wir bei romantischem Mondschein und mildem Spätsommerwetter dieses Ritual vollziehen würden. Dabei hatte sie vielleicht die beeindruckende Verlobung von Jim und Elisabeth Elliot im

Hinterkopf, bei welcher »der Mondschein plötzlich den Schatten eines Grabkreuzes zwischen die beiden warf«.¹²

»Christentum ist Brandstiftung!« Wolfgang Dyck – die wandelnde Provokation

Zurück nach Bethel: Während Ulla und ich uns laufend Briefe schrieben, uns immer besser kennenlernten und andererseits der Dienst und die vielen Begegnungen in Haus Kapernaum spannender und intensiver wurden, wuchsen auch wir Mitarbeiter immer mehr zusammen.

Mein Zivi-Zimmer war fast ebenerdig und auf der gleichen Etage wie unsere »Station B«, sodass ich oft Besuch bekam, sowohl von den betreuten Jungen als auch von jungen Diakonen oder Diakonenschülern, die im Brüderhaus »Nazareth« ausgebildet wurden. Es geschah nicht selten, dass um Mitternacht plötzlich eine Person durch das geöffnete Fenster in mein Zimmer drang, weil die Nachtwache pünktlich alle Zugangstüren abgeschlossen hatte und einer der Zivis oder jungen Diakone noch um diese Zeit draußen unterwegs war und keine andere Möglichkeit sah, ins Haus zu kommen.

Da ich auch nachts mein Zimmer von innen abgeschlossen hatte, um mich vor unerwünschten Besuchern und üblen Scherzen zu schützen, kam es auch vor, dass einer meiner neuen Freunde mitten in der Nacht durchs Fenster in mein Zimmer stieg, um mich zu wecken und mir seinen Liebeskummer oder andere Nöte zu klagen.

Bei allen heftigen theologischen Diskussionen, die in den Pausen oder auch beim gemeinsamen Arbeiten oft sehr emotional und

12 Elisabeth Elliot, *Im Schatten des Allmächtigen*, Holzgerlingen: SCM Hänssler, 2020.

Kapitel 3

lautstark ausgefochten wurden, entstanden trotzdem herzliche, vertrauensvolle Beziehungen und Freundschaften.

Ab und zu wurde ich zu einer Bibelarbeit oder einem Vortrag im CVJM Bielefeld eingeladen oder auch zu Diskussionen mit den Studenten der Kirchlichen Hochschule Bethel. Für mich waren diese vielen bunten Begegnungen und Auseinandersetzungen eine wichtige Schule und Vorbereitung für spätere Aufgaben. Hier wurde ich herausgefordert, meine eigenen Standpunkte und Überzeugungen zu hinterfragen, und ich lernte viele Schattierungen kirchlicher und freikirchlicher Kreise und ihre theologischen Auffassungen kennen.

Im November 1966, etwa ein halbes Jahr nach der Beerdigung von Wilhelm Busch, tauchte in Bethel plötzlich ein junger, mir bis dahin völlig unbekannter dynamischer Evangelist auf, der für meine geistliche Prägung sehr wichtig wurde: Wolfgang Dyck, damals etwa 36 Jahre alt. (siehe auch ab Seite 149 [Der »Schreihals Gottes«: Wolfgang Dyck])



Wolfgang Dyck als provozierender Straßenprediger

Wie es dazu kam, dass ausgerechnet dieser schnell- und scharfzüngige Straßenevangelist vom Brüderhaus »Nazareth« eingeladen wurde, um den Diakonenschülern, Diakonen und Mitarbeitern heftig den Marsch zu blasen und Vorträge über zeitgemäße Evangelisation zu halten, ist mir bis heute ein Rätsel. Auf jeden Fall konnten alle interessierten Mitarbeiter an den mir unvergesslichen Tagesseminaren teilnehmen.

Die Zuhörer: ältere, würdige, mehr oder weniger traditionelle fromme Hausväter, dann die jungen, noch ziemlich unbedarften Diakonenschüler, einige Theologiestudenten und wir Zivis.

Der Redner: ein außergewöhnlich begabtes Talent, in Berlin in asozialen Verhältnissen aufgewachsen, mit allen Wassern gewaschen, jahrelanger Gewohnheitsdieb. Er hatte 11 Jahre Gefängnis und Zuchthaus hinter sich und war nach seiner Entlassung durch den Dienst der Heilsarmee zum Glauben an Jesus Christus gekommen. Danach Straßenevangelist mit einer außerordentlichen evangelistischen Begabung. Mit immer neuen Ideen, um ahnungslose und desinteressierte Zuhörer auf der Straße, in Diskotheken, in Fußballstadien, in Gefängnissen und Erziehungsanstalten mit dem Evangelium zu konfrontieren.

Inhaltlich ein glasklares, unverkürztes, provozierendes Evangelium, aber derart zeitgemäß verpackt, mit vielen Überraschungselementen, dass man einfach zuhören musste, um sich anschließend maßlos zu ärgern oder zuzustimmen. Es wunderte uns nicht, dass selbst schon das Fernsehen und die Bild-Zeitung von diesem provozierenden Evangelisten berichteten und er in die Schlagzeilen kam.

Entsprechend war auch die Reaktion in Bethel. Alle saßen da mit offenem Mund und roten Ohren, zunächst völlig überrascht und sprachlos, nach der Veranstaltung dann umso heftiger laut diskutierend. »*So geht es wirklich nicht!*« war die Meinung zahlreicher konservativer Diakone und Hausväter. »*Unmöglich und arrogant!*«

Kapitel 3



Das damalige Original-Exemplar



Die heutige Ausgabe von 2021

war das Urteil jüngerer Studenten und Diakonenschüler. Und abseits davon gab es einige wenige, die erst einmal sortieren mussten und sich fragten, ob sie als treue Evangelikale die vergangenen Jahre verschlafen haben. Jedenfalls glich Bethel in diesen Tagen einem aufgeschreckten Hühnerhaufen.

Aber dieser Evangelist sprach nicht nur über Evangelisation, sondern auch über Jüngerschaft. Dabei zog er zwei Broschüren aus seiner Tasche, die damals von »Operation Mobilisation« herausgegeben wurden und ziemlich unscheinbar aussahen: »Wahre Jüngerschaft«¹³ und »Denk an deine Zukunft«¹⁴. Autor beider Broschüren: William MacDonald.

Keiner der Anwesenden kannte MacDonald und die bekannte Fastfood-Kette gab es damals noch nicht in Deutschland – zumindest war sie noch unbekannt. Aber Wolfgang Dyck zitierte aus

¹³ William MacDonald, *Wahre Jüngerschaft*, Bielefeld: CLV, 2003.

¹⁴ William MacDonald, *Denk an deine Zukunft*, Bielefeld: CLV, 1985.

diesen Büchern entsprechende Passagen und pries uns diese beiden Titel mit aller Leidenschaft und mit einer Überzeugungskraft an, die jeden Schreihals auf dem Hamburger Fischmarkt neidisch gemacht hätte.

Wir hörten knallharte Sätze über völlige Hingabe, Umgang mit Geld und Zeit, herausfordernde Zitate von Jim Elliot, Charles Studd und anderen Pioniermissionaren. Wir waren geschockt, überrascht und provoziert zugleich. Natürlich habe ich sofort zugegriffen, weil mich der Redner faszinierte und die Zitate mich neugierig gemacht hatten.

Allerdings konnte ich damals nicht ahnen, welche Folgen diese kernige Buchvorstellung für mein weiteres Leben und das Leben vieler junger Menschen haben würde und welche Kettenreaktion diese unscheinbaren Broschüren ausgelöst haben.

Die »Brüder«

Um diese enorme Wirkung auf mein geistliches Leben verstehen zu können, muss ich etwas erklärend ausholen:

Wie schon kurz erwähnt, bin ich in einer sogenannten »Brüderversammlung« aufgewachsen, die man auch »Geschlossene«, »Exklusive Brüder« oder auch »Plymouth-Brüder« nennt. Das hat nichts mit verschlossenen Haustüren zu tun, sondern damit, diese Bewegung von den sogenannten »Offenen Brüdern« zu unterscheiden. Die Geschichte, Gemeinsamkeiten und Unterschiede dieser beiden Gruppen darzustellen – dafür ist hier kein Platz und darüber gibt es eine Anzahl informativer Bücher aus beiden Richtungen.¹⁵

¹⁵ Z. B. Gerhard Jordy, *Die Brüderbewegung*, Dillenburg: Christliche Verlagsgesellschaft, Neuauflage der Gesamtausgabe 2012; Henry Ironside, *Die Brüderbewegung – ein historischer Abriss*, Bielefeld: CLV, 2018.

Kurz gesagt besteht ein fundamentaler Unterschied darin, dass man in den »offenen« Versammlungen eine meist freie, für alle bekennenden Christen offene Abendmahlsgemeinschaft pflegt, während man in den »geschlossenen« Versammlungen Wert auf Absonderung legt, also das Abendmahl (oder »Brotbrechen«) fast ausschließlich nur im Kreis der »geschlossenen« Gemeinden praktiziert, um sich auf diese Weise vor fremder, unbiblischer und unmoralischer Unterwanderung oder Vermischung zu schützen.

Das betraf aber nicht nur die Abendmahlsgemeinschaft, sondern man legte auch großen Wert darauf, in keiner Weise z. B. die Aktivitäten der »Evangelischen Allianz« zu unterstützen, obwohl man die »Allianzleute« als einzelne Geschwister achtete und auch gelegentlich persönliche Kontakte zu ihnen pflegte.

Wenn es aber z. B. um geistliche Literatur ging, war man äußerst bedacht, darüber zu wachen, dass keine Bücher gelesen oder empfohlen wurden, die irgendwelche theologischen Fehler enthalten konnten, weil sie nicht aus den wenigen Verlagen der eigenen Bewegung stammten.

Natürlich gab es Ausnahmen, besonders was Erzählungen, Biografien oder Kinderbücher betrifft. Aber wenn es um Bibelauslegung ging, dann griff man zu den meist grauen oder schwarz gebundenen Betrachtungen von alten britischen Autoren wie C. H. Mackintosh, William Kelly, J. N. Darby oder von älteren deutschen Autoren wie Rudolf Brockhaus, Emil Dönges und anderen. Eine Ausnahme bildeten die Bücher von Erich Sauer, Albert von der Kammer mit den von ihm herausgegebenen »Handreichungen« sowie anderen Autoren aus dem Kreis der konservativen »Offenen Brüder«.

Während man sich auf diese Weise theologisch »sauber« zu halten versuchte, stand man allerdings in Gefahr, bestimmte Ausprägungen von Verweltlichung anderer Art nicht so ernst zu nehmen.

Damals in den 1960er- und 1970er-Jahren war natürlich Fernsehen, Kino, Tanz, Kirmes usw. absolut »die Welt«, von der man sich abzusondern hatte. Aber mit gelegentlichem Alkoholkonsum, Zigarren- und Zigaretten Genuss, Anhäufen von Geld und Besitz, edler Kleidung und dem Besitz von möglichst schönen und großen Häusern und Autos hatte man weniger Probleme.

Gott sei Dank hat sich das in den letzten Jahren zum Teil positiv verändert. Aber damals spotteten die Nichtchristen in meiner Heimatstadt Schwelm:

»In die evangelische Kirche fährt man mit dem Fahrrad, in die Freie evangelische Gemeinde (FeG) mit dem ›Käfer‹, in die Evangelisch-Freikirchliche Gemeinde (EFG) mit dem Opel und in die Versammlung (›geschlossene Brüder‹) mit dem Mercedes!«

Das war etwas übertrieben und pauschal, aber man hatte damit doch gewisse gesellschaftliche Unterschiede und unterschiedliche Lebensstile charakterisiert.

Mit dieser kurzen Einführung zum Verständnis der damaligen Situation komme ich zu »Wahre Jüngerschaft« und »Denk an deine Zukunft«, den Büchern des mir damals unbekannten amerikanischen Autors William MacDonald, zurück.

Die Themen »Nachfolge« und »Jüngerschaft« wurden in meiner Jugendzeit so gut wie gar nicht behandelt. Bücher zu diesen Themen gab es nicht, zumindest nicht in den eigenen Reihen. Das lag sicher auch daran, dass sich die Brüderbewegung inzwischen in der dritten oder vierten Generation befand. In der ersten Generation brauchte man keine Bücher über Hingabe und Jüngerschaft zu schreiben, sie wurde damals selbstverständlich gelebt. Die Betonung der himmlischen Berufung der Gemeinde, die im 19. Jahrhundert in vielen Büchern und Liedern beschrieben wurde, führte

selbstverständlich dazu, dass das Interesse an materiellen, irdischen Ambitionen und Besitztümern abnahm. Man hielt es für ein Privileg, mit leichtem Gepäck wie Pilger auf dem Weg zur ewigen Heimat unterwegs zu sein. Aber diese hingeebene Lebenshaltung kann man leider nicht konservieren und so schlich sich eine sanfte Verweltlichung mit jeder neuen Generation in das Leben der »Versammlungsleute« ein und führte in vielen Fällen zu einer unbewusst gelebten Heuchelei.

Man sang weiterhin inbrünstig und vierstimmig die alten Lieder von der Fremdlingschaft auf Erden, war aber ansonsten von sehr irdischem Vorwärtskommen bestimmt. Man »lebte beschaulich sein privates Glück«, wie es Peter Strauch in einem Lied treffend ausgedrückt hat. Bibel, Gebet, Wortverkündigung – das war auf den Sonntag und zwei Abende in der Woche beschränkt und tangierte wenig oder selten das Privatleben – wobei es natürlich auch Ausnahmen gab, zu denen besonders viele alte Geschwister und auch meine Eltern gehörten.

An dieser Stelle muss ich betonen, dass inzwischen eine positive Veränderung stattgefunden hat und diese Schilderung aus den 1960er- und 1970er-Jahren kaum mehr zutrifft, auch wenn die Verweltlichung bei uns allen leider nicht grundsätzlich aufzuhalten ist.

Dieser klaffende Unterschied und schreiende Widerspruch zwischen Lehre, Bekenntnis und Leben, den ich als kritischer Jugendlicher, der zudem noch in einer nicht gerade armen, aber doch recht bescheidenen Familie aufgewachsen war, in der wir noch lernten, Margarine auf das Brot zu kratzen und sich am Wochenende über einen Riegel Schokolade zu freuen, weckte in mir eine große Abneigung gegen die Theologie der »Brüder«. Wenn man den Baum an den Früchten erkennen soll, so dachte ich damals, dann können die »Väter« dieser Bewegung nicht viel mehr bieten als hohles Geschwätz, das keine Auswirkung auf das praktische Leben hat.

Erschwerend kam dazu, dass damals die finanziell recht vermögenden Brüder in der Versammlung meist das Wort führten und besondere Autorität hatten oder sich anmaßten – und die waren ja schon lange durch mein jugendliches Sieb gefallen. Ausgerechnet diese Brüder liebten es, ihre Vorträge oder Beiträge mit Zitaten oder Hinweisen von oder auf Darby, Kelly, Mackintosh, Brockhaus usw. zu garnieren, sodass ich diese alten Autoren, deren Lebenswerk und Bücher ich bisher überhaupt nicht kannte, alle in eine Schublade steckte. Ich schob ihnen die Verantwortung für dieses in meinen Augen unglaubliche Christenleben in die Schuhe.

Das war auch der Grund dafür, dass ich mir meine geistliche Nahrung bei den Männern und Büchern des erwecklichen Pietismus holte: Wilhelm Busch, Paul Humburg, Hans Dannenbaum, Alfred Christlieb usw.

Ich schildere meine damalige recht oberflächliche und ungerechte Beurteilung der Brüderbewegung deswegen etwas ausführlicher, um deutlich zu machen, wie die beiden Büchlein von William MacDonald »Wahre Jüngerschaft« und »Denk an deine Zukunft« ein kleines Erdbeben in meinem Denken und Urteilen auslösen konnten: Denn ausgerechnet dieser Autor, der in seinen Ausführungen glasklar und herausfordernd, mit vielen eindrücklichen Beispielen und Bibelversen deutlich machte, wie glaubwürdiges Christsein und echte Nachfolge aussieht, garnierte und unterstrich seine Gedanken doch tatsächlich mit treffenden Zitaten ausgerechnet von jenen »Vätern« der Brüderbewegung, die ich bisher in meiner Unwissenheit verachtet oder gering geschätzt hatte: J. N. Darby, W. Kelly, C. H. Mackintosh, F. W. Grant usw.!

Wie war das möglich? Konnte es sein, dass ich etwas verpasst, falsch verstanden und ohne wirklich zu prüfen verachtet und verurteilt hatte? Meine Vorurteile waren zwar nicht auf einmal wie weggeblasen, aber es dämmerte mir so langsam, dass »aus

Nazareth« doch »etwas Gutes« kommen konnte! Gott hatte auf jeden Fall diesen mir bisher unbekannten amerikanischen Autor benutzt, um ein Umdenken einzuleiten, und dazu noch einen ehemaligen deutschen Gewohnheitsdieb nach Bethel geführt, der mich mit diesem Autor bekannt gemacht hatte.

Wolfgang Dyck lernte ich in den kommenden Monaten und Jahren bis zu seinem frühen Heimgang im Jahr 1970 immer besser kennen, sodass mir nach seinem Tod seine Frau Hannelore alle seine Unterlagen, Zeitungsartikel, Lebenserinnerungen usw. »vererbte«. Er öffnete mir und meinen Freunden damals die Augen und das Herz für solche Menschen, die ich bisher für unerreichbar gehalten hatte: Kriminelle, Drogen- und Alkoholsüchtige, Leute aus »asozialem« Milieu, also die »unteren Schichten der Gesellschaft«, wie man diese Leute zu bezeichnen pflegte und zu denen wir als »Versammlungsleute« nun wirklich kaum Kontakte hatten.

Bestimmte Sätze und Aphorismen, die er uns in seinen Predigten immer wieder einhämmerte, haben sich in meinem Gedächtnis festgesetzt und auch praktische Schritte ausgelöst:

- *»Lieber Plattfüße als platte Gedanken!«*
- *»Es ist schlecht bestellt um eine amputierte Gemeinde, die zwar Gott ihr Ohr leiht, ihm aber nicht ihre Hände und Füße schenkt.«*
- *»Nicht neue Formen und Formeln retten uns, sondern ein neuer Gehorsam.«*
- *»Die Feierlichkeit ist das letzte Kleid Satans.«*
- *»Es gibt Leute, die fünf Sprachen sprechen und trotzdem nichts zu sagen haben!«*
- *»Gedankenblüten offenbaren, wo einer verwurzelt ist.«*
- *»Die Beine in die Hand zu nehmen, ist besser, als gute Gedanken mit Füßen zu treten.«*
- *»Unten sind wir außer Konkurrenz.«*

- *»Ausleben ist mehr aus auslegen. Das eine bringt erfülltes Leben, das andere füllt nur deinen Bücherschrank.«*
- *»Wer unsere Verse singt, sollte auch auf unseren Fersen sein.«*
- *»Der Zulauf der Massen ist der Kirche nicht verheißen, aber zu den Massen zu laufen, das ist ihr befohlen!«*
- *»Jesus am Kreuz, das ist der Blitzableiter des Zornes Gottes.«*
- *»Die Wüste macht geschwollene Zungen; darum: Wo geschwollen geredet wird, ist Wüste!«*
- *»Jeder Christ ein Missionar: eine wandernde Bibel auf zwei Schuhsohlen, ein offener Brief, zu lesen für jedermann – ein Eilbrief!«*
- *»Wer seinen Halt in Gott hat, hat das richtige Verhalten.«*

Was wir in den folgenden Jahren noch mit diesem feurigen und rastlosen Evangelisten erlebten und für welche Menschengruppen er uns die Augen öffnete, werde ich später ausführlicher schildern.

»Geistestaufe« und »Zungenreden«?

Noch etwas verdanke ich Bethel und dem Seminar mit Wolfgang Dyck: meine erste bewusste Begegnung mit einem »geisterfüllten« Charismatiker.

Christen dieser Prägung waren mir bisher völlig unbekannt. Aber nach dem besagten Seminar besuchte mich ein sehr kontaktfreudiger, von Ideen und Gedanken übersprudelnder etwa gleichaltriger Bruder, der in einem der Häuser Bethels als Krankenpfleger arbeitete oder eine Ausbildung machte. Irgendwie hatte er herausbekommen, dass ich von dem Evangelisten Dyck und seinen Evangelisations-Methoden ziemlich beeindruckt war. Und so suchte er mich auf und überschüttete mich wortreich und »brennend im Geist« – wie ich meinte – mit Vorschlägen und Aufforderungen, mit ihm auf die Straßen der Innenstadt Bielefelds zu gehen, um dort Freiversammlungen und Straßenpredigten zu halten.

Kapitel 3

Immerhin tief beeindruckt von seinem Eifer, fühlte ich mich aber gleichzeitig völlig überfordert, von null auf hundert ein Straßenevangelist zu werden. Mir rutschte das Herz in die Hose und ich versuchte erst einmal, etwas abzulenken und ihn nach seinen geistlichen Überzeugungen zu fragen. Er redete auffällig viel vom Heiligen Geist und seinen Gaben, was mich zuerst ziemlich verwirrte. Dieser »Charlie« – so verfremde ich seinen Namen – zeigte einen Eifer und eine ansteckende Begeisterung für den Herrn und das Evangelium, die mich beschämten. Er schien absolut keine Angst vor Menschen zu haben, war auch nicht auf den Mund gefallen und sprühte nur so vor Ideen, wie Menschen gerettet werden könnten. Andererseits fielen in seinem Wortschwall Begriffe, die mir bisher fremd waren und mich verunsicherten.

Da nun in einigen Wochen wieder eine große Bibelkonferenz in Winschoten/Niederlande stattfand, die ich gerne besuchen wollte, lud ich ihn im Gegenzug ein mitzufahren. Einerseits dachte ich, dass ihm eine seriöse, tiefgehende Konferenz geistlich von Nutzen sein könnte, andererseits wollte ich etwas Zeit gewinnen, um ihn besser kennenzulernen.

Er sagte freudig zu und bald saßen wir mit einigen weiteren Freunden im Zug in Richtung Leer/Ostfriesland, um von dort aus über die Grenze in die Niederlande zur Konferenz zu reisen.

»Charlie« fiel es aber schwer, einige Stunden tatenlos im Zug zu sitzen, und er begann bald, die anderen Zugabteile aufzusuchen, überall Traktate zu verteilen und den Mitreisenden wortreich und temperamentvoll das Evangelium zu predigen. Wir anderen staunten über den Mut und die Hingabe unseres neuen Freundes, dessen Vorbild mich tief beschämte.

Am Tag danach war er begeistert von der Menge der Konferenzteilnehmer und auch von den tiefgehenden Bibelbetrachtungen. Aber manchmal musste ich ihn festhalten, damit er nicht an das

Mikrofon stürmte, um auch dort einen ungestümen Beitrag zu leisten und sich selbst und uns als seine Freunde zu blamieren.

Allerdings fehlte er in der Abendversammlung, und am nächsten Morgen erfuhren wir, dass er sich abends von uns abgeseilt hatte, um im Kino einen sehr zweifelhaften Film anzusehen. Ich hatte zwar schon während der Zugfahrt bemerkt, dass er sich öfter nach Frauen und Mädchen umschaute und dabei auch einige merkwürdige Sprüche von sich gab – aber damit hatte ich absolut nicht gerechnet und meine Bewunderung für seinen geistlichen Eifer bekam einen heftigen Dämpfer.

In der Folgezeit lernte ich ihn dann noch besser kennen und in Verbindung damit auch pfingstliche Jugendgruppen und Prediger, wo ich ähnliche Beobachtungen machte.

In den späteren Jahren haben sich diese Eindrücke vermehrt und vertieft. Heute nach einigen Jahrzehnten mit vielen Begegnungen und Gesprächen mit Pfingstlern und Charismatikern, nachdem ich Hunderte von Büchern der Repräsentanten dieser Bewegungen gelesen und auf verschiedenen Groß- und »Feuerkonferenzen« ihren »Propheten« und »Heilern« begegnet bin, bin ich überzeugt, dass in diesen Bewegungen auch ein anderer und oft unreiner Geist wirkt.

Die Tatsache, dass auffallend viele der international bekannten Führer sich irgendwann als Hurer, Ehebrecher, Homosexuelle usw. outen mussten, andere durch Finanzskandale und Betrügereien in die Schlagzeilen gerieten, ist ein Beleg für meine gewachsene Überzeugung, die ich nicht leichtsinnig äußere.

Wenn zum Beispiel jemand 30 Jahre lang heimlich im Ehebruch lebt, in dieser Zeit aber als »Prophet« und »Stimme des Heiligen Geistes« bekannt ist, Krankenheilungen durchführt, »Geistesgaben« vermittelt, Dämonen austreibt und Bücher über seine geistlichen Erfahrungen schreibt, dann kann das nichts mit dem »Heiligen« Geist zu tun haben.

Jeder, der sich intensiv mit der Geschichte der Pfingst- und charismatischen Bewegung beschäftigt hat, kann auf Anhieb – von den Anfängen dieser Bewegung bis in unsere Zeit – eine ganze Reihe bekannter Persönlichkeiten dieser Bewegung aufzählen, die in die genannten Sünden gefallen sind oder sogar jahrelang darin gelebt haben.

Das ist kein Pauschalurteil – ich habe auch demütige, schlichte, hingeebene und gottesfürchtige Geschwister in diesen Bewegungen kennen und schätzen gelernt. Und es gibt auch Ausnahmen unter ihren bekannten Persönlichkeiten wie Leonard Ravenhill, Keith Green, David Wilkerson und zahlreiche andere, die mir ein Vorbild an Hingabe und evangelistischem Eifer sind – auch wenn ich ihre Auffassungen und Praktiken, was die Geistesgaben betrifft, nicht teilen kann. Aber das ändert nichts an dem Gesamteindruck, dass in diesen Bewegungen, die sich ausdrücklich vom Heiligen Geist erfüllt und getrieben wähnen, sich auffallend oft ein anderer Geist manifestiert.

Leider kommen diese und andere Sünden auch in nicht-charismatischen Kreisen vor, wie auch die jüngere Vergangenheit zeigt. Aber jeder Christ und jede Bewegung muss sich am eigenen Anspruch messen lassen. Eine Bewegung, die sich als vom Heiligen Geist erfüllt und geführt bezeichnet, angeblich über alle Gaben des Geistes verfügt und den Heiligen Geist zum General-Thema ihrer Predigten, Konferenzen und Bücher macht, aber nicht Christus-ähnlichkeit und Heiligung bewirkt, lebt im Selbstbetrug. Der Vorname des Geistes ist nicht »Power«, sondern »Heilig«.

Der Heilige Geist verherrlicht nicht Menschen, sondern Jesus Christus. Er erniedrigt Menschen und erhöht Gott. Er verbindet sich niemals mit Irrtum, Lüge, Betrug und Unreinheit, weil er der »Geist der Wahrheit« ist.

Kapitel 4

Stukenbrock – eine Weiche wird gestellt



Während meines Zivildienstes hatte ich die Möglichkeit, ein kurzes Praktikum in einem der Krankenhäuser in Bethel zu absolvieren. Dort wurde mir beigebracht, wie man Spritzen verabreicht, Verbände anlegt, Schwerstkranke umbettet, füttert, wäscht usw. Unter anderem hatte ich einen alten, sehr originellen ehemaligen Hausvater zu betreuen, der wohl nicht mehr lange zu leben hatte, aber geistig und auch geistlich noch ziemlich fit war. Er war vom schwäbischen Pietismus geprägt und wir hatten viele Gespräche über geistliche Fragen und Probleme. Irgendwie hatte er mich ins Herz geschlossen und mir auch manches Persönliche und Peinliche anvertraut.

Eines Tages beschwor er mich mit glühenden Worten, ich solle doch Diakon werden und mich dafür in der Diakonenschule »Nazareth« bewerben. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er sich im Bett aufrichtete, seinen knöchigen Zeigefinger auf mich richtete und wie ein alter Prophet angesichts des Todes laut in seinem schwäbischen Dialekt eine deutliche Wegweisung geben wollte. Ich war schwer beeindruckt von diesem mir prophetisch scheinenden Wort und dachte darüber nach, was Gott mir dadurch sagen wollte.

In den zurückliegenden Monaten hatte ich viel dafür gebetet, dass der Herr mir doch irgendwie klarmachen möchte, wo und in welchem Bereich ich ihm dienen sollte. Bisher hatte ich keinen besonderen Wink erhalten und blieb daher in aktiver Wartestellung. War das nun Gottes Antwort auf meine Gebete?

Am nächsten Morgen rief er mich wieder an sein Bett. Ein tiefer Ernst lag auf seinem scharf geschnittenen Gesicht, als er mir mit feierlicher Stimme erklärte, dass er in der vergangenen Nacht viel für mich gebetet habe. Gott habe ihm aber deutlich gezeigt, dass sein Rat an mich fleischlich war. Ich sollte nicht Diakon, sondern: *»Du sollst Evangelisch werden!«*

Das waren die letzten an mich gerichteten Worte dieses Mannes; sie machten einen starken Eindruck auf mich, schienen mir aber doch ziemlich unrealistisch.

Zeitnah passierte dann aber Folgendes: In der wöchentlichen Mitarbeiter-Bibelstunde erschien unerwartet eine kleine Gruppe junger Studenten der Kirchlichen Hochschule Bethel, die uns erklärten, dass sie bald die Fakultät wechseln würden, um dann in Heidelberg oder Göttingen weiterzustudieren. Sie hätten aber in den vergangenen Monaten in einem »sozialen Brennpunkt« (damals nannte man das schlicht »Baracken«) missionarische Kinderstunden abgehalten und wären sehr dankbar, wenn diese Arbeit weitergehen würde. Ob nicht einer hier in der Runde den Ruf Gottes für diese Aufgabe erkennen könnte.

Nun geschah plötzlich etwas, was ich schlecht beschreiben kann, obwohl es ein Schlüsselerlebnis für mich war: Ich wusste hundertprozentig, dass ich mich zu diesem Dienst melden sollte, obwohl ich keinerlei Erfahrung hatte mit dieser Art von Kinderarbeit und auch nur sehr abenteuerliche Vorstellungen von asozialen Verhältnissen. Es war mir zweifellos klar: *»Wenn du dich jetzt nicht meldest, verpasst du den Zug deines Lebens!«*

Ohne meine persönliche Lebensführung zum Maßstab für andere zu machen, bin ich davon überzeugt, dass Gott deutlich und unmissverständlich in seinen Dienst ruft. Auf welche Weise Gott das macht, mag sehr verschieden sein, aber jedenfalls so eindrucksvoll, dass es nicht falsch verstanden werden kann. Bis dahin sollte man still warten und das Nächstliegende tun, was Gott einem vor die Füße legt. Das ist meine Erfahrung und mein Rat an junge Geschwister, die sich nach einer klarer Führung Gottes in wichtigen Lebensfragen sehnen.

Zurück zu jener denkwürdigen Begegnung: Außer mir meldete sich noch »Schwester Christel«, eine junge Aidlinger Kranken-

schwester. Wir ließen uns erklären, in welcher Gegend Bielefelds die »Stadtheider Straße« lag, und machten uns wenige Tage später zögernd und auf alles gefasst auf den Weg. Für alle Fälle hatte ich neben meiner Bibel noch eine Tüte voller Süßigkeiten mit auf den Weg genommen, um die Kinder zumindest damit ködern zu können, wenn es mit einer biblischen Geschichte nicht funktionieren würde.

Als wir unser Ziel erreicht hatten, lief alles viel leichter, als ich es befürchtet hatte. Viele Kinder kamen zusammen und sie schienen kontaktfreudig und unkompliziert zu sein, und so konnte ich vor der Haustür einer »Baracke« meine erste »Freiversammlung« halten. Alles klappte prima, bis sich nach etwa 10 Minuten über uns ein Fenster öffnete und eine ziemlich ungepflegt aussehende Frau meine »Predigt« lautstark unterbrach. Ich fürchte schon, sie würde einen Eimer Schmutzwasser über mich auskippen, aber sie keifte:

»Ihr Christen seid doch alle Lügner!«

»Wie bitte?«, war meine erstaunte Reaktion über diese unfreundliche Beleidigung.

»Hören Sie gut zu: Ihre Vorgänger hatten ein Freizeitwochenende für 50 Mark angeboten. Wir haben unsere Kinder angemeldet und plötzlich hieß es: ›Da wird nix draus.‹ Ihr Christen könnt nicht Wort halten!«

Bei mir drehte sich alles im Kopf. Ich erinnerte mich, dass ich in wenigen Wochen zum Ende meines Zivildienstes 400 DM bekommen würde. Dieser Betrag müsste reichen, um eine Woche mit sechs bis sieben Jungen irgendwo zelten zu können, und so antwortete ich spontan:

»Und ich sage Ihnen, ich werde nicht ein Wochenende, sondern eine ganze Woche Ferien mit Ihren Kindern für 5 DM machen!«

»Haha«, spottete die Frau, *»das wollen wir mal sehen. Meine Kinder können Sie jedenfalls sofort mitnehmen!«*

Es wurde spannend ... Eine Woche später erschien ich wieder mit einer schriftlichen Einladung, auf der zu lesen war:

Bethel, im August 1967

Liebe Eltern!

Wir möchten Ihnen mitteilen, dass es uns möglich ist, vom 31. 8. bis 5. 9. 1967 für Ihre Kinder eine Freizeit durchzuführen.

Als Freizeitort haben wir das schöne Dorf Almena geplant, welches etwa 50 Kilometer von Bielefeld entfernt zwischen Lemgo und Höxter liegt. Dort haben wir Kontakt mit der Kirchengemeinde, die uns nach Kräften unterstützt und sich freut, wenn wir kommen. In Almena ist reichlich Gelegenheit zu Sport und Spiel vorhanden. Wir möchten Ihnen aber auch ganz offen sagen, dass es uns ein Anliegen ist, die Kinder dort mit der Botschaft der Bibel vertraut zu machen.

Der Gesamtkostenpreis wird für jedes Kind nicht mehr als 5 DM betragen. Kinder unter 5 Jahren können wir nur im Ausnahmefall mitnehmen. Wir würden uns sehr freuen, wenn möglichst viele Kinder an der Freizeit teilnehmen würden. Bitte geben Sie deshalb diese Einladung an Familien weiter, die keine erhalten haben.

Nähere Einzelheiten über Abfahrt, genaue Adresse, Versicherung sowie eine Aufstellung der Sachen, die mitzunehmen sind, erfahren Sie in den Tagen nach Ihrer Anmeldung.

Wir danken für Ihr Vertrauen und grüßen herzlich!

Tatsächlich hatte Bruder Seutter, mit dem ich diese Aktion inzwischen durchgesprochen hatte, gute Beziehungen zu Christen in Almena und der dortigen Kirchengemeinde, die eine kleine Erwe-

ckung erlebt hatte. Er hatte dort in Alfred Schweppe einen guten Freund, der Landwirt war und ein Gelände für ein kleines Zeltlager zur Verfügung stellen wollte.

Die Faszination eines uralten Kottens

Jetzt überschlugen sich die Ereignisse. Etwa 8 bis 10 Kinder hatten sich angemeldet und wir machten schon Pläne, wie alles ablaufen könnte, als mir die Kindergärtnerin Marlies aus Schwelm den Rat gab: *»In der Senne, bei Stukenbrock, gibt es einen alten, malerischen Kotten, ›Haus Vogelsang‹, in dem wir vor Jahren einmal mit unseren Kindern ein paar Tage verbracht haben. Frag doch mal den Hausvater Bruder Stiller aus Bethel, der das Haus gemietet hat, ob ihr nicht dort eine Woche Freizeit machen könnt. Das ist genau das Richtige für euch: urig und abenteuerlich. Ziemlich schlicht, eine richtige Toilette gibt es dort auch nicht – dafür wird es aber nicht viel kosten!«*

Das klang nicht schlecht, und so suchte ich Bruder Stiller auf, der mir verhalten grinsend sagte: *»Wenn ihr das Haus sauber macht, die Fenster und Türen repariert, dann könnt ihr gerne eine Woche kostenlos den Kotten haben. Leider haben wir ihn jahrelang nicht mehr benutzt und wir hatten weder Zeit noch Kräfte, das Haus einigermaßen in Schuss zu halten. Den Schlüssel könnt ihr haben!«*

Kurz darauf fuhren wir die ca. 25 Kilometer von Bethel nach Stukenbrock und fanden nach vielem Suchen und Fragen das »Haus Vogelsang«; als wir es sahen, waren wir sprachlos:

Ein einsames, uraltes Holzhaus am Rande eines großen Waldgebiets in der Senne mit Blick auf den Teutoburger Wald. Keine Straße, sondern nur ein verwilderter Trampelpfad führte zu diesem Kotten, in dem wahrscheinlich vor hundert oder mehr Jahren die kleinwüchsigen Knechte eines der großen Gehöfte in der Umgebung untergebracht waren. Es gab keinen Wasseranschluss,



sondern eine alte Pumpe beförderte das Wasser aus dem Sandboden. Es gab keinen Strom, sondern nur ein paar alte Kerzen und Petroleumlampen sollten für Licht sorgen.

Das Haus hatte einige niedrige Räume, die man als Schlafzimmer benutzen konnte, ein Wohn- und Esszimmer, vielleicht 16 Quadratmeter groß und keine zwei Meter hoch, in dem auch der einzige Ölofen stand, der das ganze Haus erwärmen sollte, dann eine kleine Diele und eine Art Heuboden mit einer Luke. Auch eine kleine Küche mit einem alten Herd war vorhanden, wo man mit Holz, Briketts oder Kiefernzapfen Feuer machen konnte.

Natürlich gab es im Haus keine Toilette, sondern hinter einem kleinen Schuppen, zehn Meter vom Haus entfernt, gab es ein Plumpsklo, auch »Donnerbalken« genannt, zu dessen Benutzung viel Mut und Selbstverleugnung gehörte.

Fast alles muffelte vor sich hin, die Fensterscheiben waren zerstört, alles war feucht und klamm. Uralt waren die Möbel und Betten und es fehlte nur noch, dass eine zahnlose Frau wie bei »Hänsel und Gretel« hinter einer quietschenden Tür hervorlugte.

Dieses »Haus Vogelsang« hätte man auch gut »Geierhort« nennen können, denn offensichtlich hatten hier in den letzten Jahren Landstreicher gehaust und entsprechende Spuren hinterlassen.

Aber – und das war das Besondere – diese Hütte hatte eine solch faszinierende märchenhafte Ausstrahlung, dass wir begeistert waren und in den folgenden Wochen mit einer Anzahl von Freunden und Geschwistern aus nah und fern geputzt, gestrichen, repariert, entsorgt und erneuert haben.

Natürlich wurde aus dem Haus keine 3-Sterne-Unterkunft, aber das ungewöhnliche, abenteuerliche und geheimnisvolle Ambiente machte allen Mangel wett.

Allerdings wurde mir klar, dass dieses Haus Platz für etwa 30 Kinder hatte und für die kleine Anzahl derer, die sich angemeldet hatten, zu groß war. Also besorgte ich mir Adressen von Notwohnungen, in denen kinderreiche Familien in Bielefeld untergebracht waren, kopierte eine Einladung zur ersten Freizeit in Stukenbrock »Eine Woche für 5,- DM« und machte mich mit dem Fahrrad auf den Weg zur Teichsheide in Bielefeld, wo ein solches Wohngebiet war.

Dort angekommen, sah ich eine Anzahl strohblonder, etwas schüchtern wirkender Jungen an einem Sandkasten, kam mit ihnen ins Gespräch, erzählte etwas von einer geplanten Abenteuerfreizeit in der Senne-Landschaft und verteilte meine Einladungen.

Wenige Minuten später kam einer der Jungen zurück und bat mich, ihm zu folgen, denn seine Eltern wollten mit mir sprechen. Ziemlich gespannt auf diese erste Begegnung folgte ich dem Jungen und seinem Bruder und betrat eine kleine, aber blitzblanke Wohnung, wo ein ernstes, aber freundliches Ehepaar mit eigenartigem Akzent meine Einladung in den Händen hielt und mich und meine Absichten kennenlernen wollte.

»Warum laden Sie zu dieser Freizeit ein?«

Stukenbrock – eine Weiche wird gestellt



Wolfgang Buben
5010 SCHWELM
 Hauptstraße 57

5010 Schwelm, 9. Mai 1960

Es ist es schon wieder einen Monat her, als wir zusammen in Stukenbrock waren. Es war auch eine schöne Zeit; mir klingen noch heute die vielen Lieder im Ohr, die wir so oft und laut gesungen haben.

Damit Ihr alle voneinander addresses habt, schicken wir einem jeden von Euch eine kleine Karte mit allen Teilnehmern der Oster-Freizeit.

In einigen Wochen ist unser Pfingsttreffen (vom 1. bis 4. Juni 1960) und ich möchte alle, die 12 Jahre alt sind und noch älter (Ausnahmen sind möglich) herzlich dazu einladen.

Es sind nur wenige Tage, aber wir freuen uns sicher alle, wenn wir in dieser Zeit unter Gottes Wort sind und die schönen Spiele machen können.

Pfingsten werden auch einige ältere Jungen aus Schwelm mitgebracht sein.

Treffpunkt: Samstag, 1. Juni 1960, Carlo-Minardorff Str. 8 a um 9 Uhr morgens

Teilschleife um 9.15 Uhr morgens

Abfahrt: Sonntag, ca. 17 Uhr

Unkostenbeitrag: DM 5,- pro Person

Anmeldungen bitte bis zum 30. Mai 1960 an meine obige Anschrift.

Mitbringen sind wie immer Bettzeug, Bibel, Gebetsbuch und Tarnzeug.

Damit Ihr für den Sommer die Freizeiten einplanen könnt, möchte ich Euch schon jetzt die Termine angeben. Wir planen 2 Freizeiten à 10 Tage für Jungen ab 12 Jahre, und zwar 1.) vom 12. - 22. Juli 1960 und 2.) vom 29. Juli bis 7.8.60

Beiderverhältnisslich könnt Ihr an beiden Freizeiten teilnehmen. Ich hoffe nur, das es Euch allen gut geht und die Freude an Herrn Gerd Stukenbrock ist. (Wachzeit 6 Tage 10)

Bitte, geht in Godes an die Freizeiten!

Ganz herzliche Grüsse
 Euer

»Ich möchte Ihren Kindern eine Woche lang Ferien in frischer Luft auf dem Land bieten!«

»Das ist ja schön, aber Sie beabsichtigen doch sicher ein Ziel – eine Woche Ferien für 5 DM, da muss doch etwas anderes dahinterstecken!«

»Nun, ich sehe, dass hier in der Stadt Bielefeld – und besonders in diesem Bezirk – für Kinder wenig Möglichkeiten für Spiel und Sport vorhanden sind, und deshalb laden wir dazu ein.«

So etwa verlief das Gespräch, aber die Fragen der besorgten Eltern wurden immer deutlicher und trieben mich so in die Enge, dass ich endlich etwas kleinlaut mit der Sprache herausrückte:

»Ja, in Wirklichkeit möchten wir Ihre Kinder auch mit der Botschaft der Bibel vertraut machen.«

Darauf antwortete die Mutter mit Tränen in den Augen:

»Dann wollen wir Ihnen auch sagen, dass wir Mennoniten sind und erst vor kurzer Zeit aus Paraguay gekommen sind. Wir beten schon lange dafür, dass sich irgendjemand um unsere Kinder kümmert, um sie für Jesus Christus zu gewinnen. Unsere drei Jungen melden wir gerne zu Ihrer Freizeit an und wünschen Ihnen Gottes Segen. Hier haben wir viele Nachbarn, die auch Mennoniten sind, lassen Sie uns noch ein paar Einladungen hier, damit wir sie weitergeben können.«

Ich hätte vor Freude jodeln können, weil ich sehr deutlich die gute Hand Gottes in dieser Begegnung erkennen konnte. Damals wusste ich zwar noch nicht, was »Mennoniten« sind, aber sie machten einen ernsthaften und frommen Eindruck, und das genügte.

In den nächsten Tagen trudelte dann eine Anmeldung nach der anderen ein – mit Nachnamen, denen ich in den folgenden Jahrzehnten nicht nur in Deutschland immer wieder begegnen würde: Epp, Klassen, Hildebrand, Derksen, Plett, Rempel, Penner, Reimer, Berg, Wiebe, Zacharias, Schmidt, Willms usw. Jedenfalls hatten wir sehr schnell die gewünschte Zahl Anmeldungen beisammen und es konnte bald losgehen.

Wenige Tage vor der ersten Freizeit war mir klar, dass die Kosten wohl meine Zivi-Abfindung von 400 DM übersteigen würden. Aber damals war ich ziemlich sorglos und dachte, dass Gott irgendwie für die nötigen Mittel sorgen würde, nachdem ich bisher die deutliche Führung Gottes erlebt hatte.

Erste Glaubenserfahrungen

Und so kam es, dass ich am folgenden Wochenende in meiner Schwelmer Heimatversammlung war, wo viele Geschwister mit Interesse, Gebet und praktischem Einsatz diese für sie neuartige Freizeitarbeit begleiteten. Nach der Predigt sprach mich ein engagierter und betuchter Familienvater an und fragte mich nach den nötigen Finanzen für dieses Vorhaben. Als ich ihm mitteilte, dass ich damit rechne, dass der Herr für das nötige Geld sorgen wird, öffnete er seine Brieftasche, zog fünf große Geldscheine heraus, gab sie mir und wünschte uns Gottes Segen. Wenn ich mich recht erinnere, war das meine erste Glaubenserfahrung, was Geld betrifft: Ich hatte die damals für mich ungeheuer große Summe von 500 DM bekommen, die mich mit großer Dankbarkeit und der Gewissheit erfüllte, dass Gott dann auch für alles Weitere sorgen würde.

Und Gott sorgte tatsächlich für alles: Hermann Kiel aus Bielefeld bot sich an, in einem großen Lieferwagen die Kinder von Bielefeld nach Stukenbrock zu transportieren. Die Bäckerei Leßmann in Wendlinghausen wollte uns mit Brot versorgen. Mein alter Onkel Albrecht, ein bekannter und begabter »Reisebruder«, früher Dozent am »Technikum« in Lage, war bereit, die Abendbibelstunden vor diesem für ihn ungewohnten Publikum zu halten. Schwestern meldeten sich für die Küche, eine Anzahl Freunde für das Unterhaltungsprogramm usw. Irgendjemand hatte auch darüber nachgedacht, dass sich die Kinder und Betreuer schließlich auch mal waschen mussten. Wie schon geschildert, war die einzige Wasser-

Kapitel 4

quelle die alte Schwengelpumpe, die für die Küche, für Wäsche usw. jedes Mal in Gang gebracht werden musste. Bei dem Sandboden machte man sich leicht schmutzig und irgendwann mussten sich ja alle auch mal Füße und Gesicht waschen; wie sollte das mit einer Waschstelle bewerkstelligt werden?

Dazu wurden etwa 20 Plastikschüsseln besorgt, die dann jeden Morgen und Abend mit kaltem Wasser gefüllt wurden, was natürlich regelmäßig Wasserschlächten auslöste. Aber irgendwann wurden dann endlich auch Füße, Hände und Gesicht gewaschen, oft auch in dieser Reihenfolge, natürlich mit demselben, inzwischen schon etwas temperiertem und eingetrübtem Wasser. Ob allerdings in dieser Woche überhaupt Zähne geputzt wurden, daran kann ich mich nicht mehr genau erinnern ...

Die Kinder und Helfer waren alle restlos begeistert. Man fühlte sich ins Mittelalter versetzt, saß abends bei Petroleumfunzeln mit 30, später mit 40 Leuten dicht gedrängt im kleinen »Wohn-



Für vier Jahre unser einziger Wasseranschluss



Abendliche Hygiene



Tagesschluss nach der Abendbibelstunde

zimmer«, der Ölofen bullerte auf höchster Stufe, bis das Ofenrohr glühte. Die Fenster beschlagen, dicke Luft zum Umfallen, aber alle hatten eine Bibel in der Hand, meist die alte Elberfelder Übersetzung. Und auch wenn manche kaum lesen konnten, alle hörten atemlos den biblischen Geschichten zu und schmetterten zur Gitarre alte, aber für sie neue Lieder: *»Lasst die Küstenfeuer brennen ...«*, *»Komm zu dem Heiland ...«*, *»Fest und treu wie Daniel war ...«* usw.

Es war traumhaft schön – bis auf die Toilettenfrage. Unter den Jungen wurden bald Wetten abgeschlossen, wer es schaffen würde, die ganze Woche ohne diesen höchst unangenehmen »Donnerbalken« durchzustehen ...

Tagsüber gab es jede Menge Turniere, vor allem Fußball und Tischtennis, später auch Boxen und Ringen. Aber auch Geländespiele, nächtliche Entführungen, gelegentlich auch »Wettessen«, wobei einer der Bielefelder Jungen den Spitznamen »Philister« (von »viel isst er«) bekam, nachdem er sage und schreibe 16 Brat-

Kapitel 4

würstchen verdrückt hatte! Das darf man heute eigentlich gar nicht mehr berichten ...

Fast jeden Abend gab es ein Lagerfeuer und am letzten Tag wurden unter großem Applaus die Urkunden und Preise verteilt. Jeder Teilnehmer bekam mindestens ein spannendes Buch geschenkt – meist aus der damals sehr beliebten »Kleinen Brockhaus-Taschenbuchreihe«. Völlig übermüdet, in dreckigen Klamotten – einige auch mit Läusen als »Stukenbrock-Souvenirs« versehen – wurden die Teilnehmer nach einer Woche zu ihren Eltern gebracht.

Als ich in den nächsten Wochen versuchte, Hausbesuche bei allen Teilnehmern zu machen, wurde ich völlig überrascht. Die Eltern waren überaus dankbar, hatten gerne die Begleiterscheinungen wie fehlender Schlaf, schmutzige Wäsche usw. in Kauf genommen, weil ihre Kinder völlig begeistert und positiv verändert aus der Freizeit gekommen seien. Einige lasen nun mit Eifer in der Bibel ...



Siegerehrung – natürlich mit Buchpreisen

Stukenbrock – eine Weiche wird gestellt

Einige Monate später schrieben Ewald und Ernst, zwei der 14-jährigen Bielefelder Jungen, folgenden Bericht über ihre Erinnerungen an die ersten Begegnungen und die Freizeit in Stukenbrock:

»Georg und Martin spielten im Sandkasten vor der Teichsheide 23, als plötzlich eine düstere Gestalt des Weges kam. Mutlos ließ er sich auf die Bank neben den Sandkasten nieder und versuchte mit Georg und Martin, die sich im Sand eingegraben hatten, ein Gespräch anzufangen.

Ohne sich vorzustellen, fragte er, ob sie Lust hätten, an einer Freizeit teilzunehmen. Da sie Lust hatten, bekamen sie eine Einladung, mit der einer der beiden gleich zu seinen Eltern rannte. 10 Minuten später erschien dieser Geselle in der Wohnung von Epps. Georg und Martin fragten nun die Eltern, ob sie ihre Erlaubnis zu der Einladung geben würden. Die Eltern waren erstaunlicherweise sofort damit einverstanden und fragten Ewald, ob er auch mitmachen wollte. Dieser willigte mit wenig Lust und gemischten Gefühlen ein. Danach teilte der Fremde uns mit, wann und wo die Freizeit stattfinden sollte, und fragte uns, ob wir noch Freunde hätten, die auch mitmachen würden.

Er gab uns nun noch eine Unmenge Einladungen und zog ab. Wir verteilten die Einladungen. Ernst bekam auch eine. Da er sich langweilte und der Preis so günstig war, beschloss er, die Einladung anzunehmen. Willi, Ede, Hans und Charly meldeten sich in den nächsten Tagen auch an.

Kapitel 4

An einem sonnigen Tag – es war der 31.8.1967 – holte uns ein Bus mit einer halben Stunde Verspätung ab. Am Ziel angekommen, erblickten wir eine halb zerfallene Bude, die für einige Tage unser Heim sein sollte.

Plötzlich kam ein verwahrloster Vagabund auf uns zu, der einen von Kalk überzogenen Arbeitsanzug trug und somit als Jammerbild vor uns stand. Wir ahnten Übles, was sich verstärkte, als wir erfuhren, dass dieser unser Chef sein sollte!

Er hielt uns eine Ansprache und erklärte uns auch, warum und wozu wir hier wären. Beim Fußballspiel stellte sich heraus, dass er doch ein ganz guter Kerl war.

Wir machten Bibelstunden, trieben Leichtathletik und stellten Fußballmannschaften auf. Am Ende der Freizeit fand ein Bibelquiz statt und etwas später war die Preisverteilung.

Ganz begeistert mit etwas Wehmut fuhren wir dann nach Hause. Da uns die erste Freizeit so gut gefallen hatte, warben wir tüchtig für die nächste Freizeit. Im Herbst wurden wir wieder abgeholt und wir verlebten eine Woche ohne Köchinnen. Deshalb musste ›Woppi‹, unser Chef, für uns kochen. Fast täglich wurde uns Linsensuppe vorgesetzt, die am Anfang gar nicht mal so übel schmeckte.

In dieser Freizeit lebten wir wie die ersten Steinzeitmenschen. Da unser ›Chef‹ kein feiner Pinkel war, brauchten wir nicht so auf Sauberkeit zu achten. Morgens betrachteten wir die Geschichte von Simson und abends beim Kerzenschein ›Bunyans Pilgerreise‹. Diese Freizeit bleibt uns unvergesslich.«

»Ins Wasser fällt ein Stein ...«

Die Folgen dieser ersten Freizeit waren überraschend. Nicht nur die Eltern waren äußerst dankbar, sondern in den kommenden Wochen stellte sich heraus, dass viele dieser Jungen in der Stille eine Bekehrung erlebt hatten und nun mit großer Freude nicht nur die Bibel und spannende christliche Bücher lasen, sondern auch spontan kleine Bibelkreise bildeten, in denen sie gemeinsam die Bibel lasen, beteten und sich gegenseitig ermutigten, für den Herrn zu leben.

Sie kamen an verschiedenen Orten zusammen, manchmal zu 10 oder 14 Jungen, weil sie in ihrer Begeisterung ihre Freunde einluden, die dann später auch an den weiteren Freizeiten teilnahmen und wiederum unter ihren Bekannten Werbung für die Freizeiten machten.

Ernst Zacharias, 14 Jahre jung, schrieb damals:

»Bibelstunde in der Teichsheide.

Jeden Dienstag-Abend versammeln wir uns, um Gottes Wort zu betrachten. Vor der Bibelstunde unternehmen Duxi und ich einen Streifzug, um auf den Straßen Jungen zur Bibelstunde einzuladen. Dann fangen wir wie üblich die Stunde mit einigen Liedern an und im Anschluss daran liest und erzählt einer von uns den Text und sagt etwas als Erklärung dazu. Nachdem wir den Text betrachtet haben, berichten wir uns die Neuigkeiten, die wir betreffs Stukenbrock usw. erfahren haben. So geht die Stunde dahin. Dann beten wir noch gemeinsam und singen einige Lieder. Die hören sich zwar meist nicht gut an, aber das macht nichts – Hauptsache, es kommt aus dem Herzen.«



Auf Wiedersehen Senne, wir sehen uns demnächst im Sauerland

Eine weitere Folge der Freizeiten und der entstandenen Bibelkreise war, dass echte Freundschaften geschlossen wurden und ein intensiver Briefwechsel entstand, da ich inzwischen meinen Zivildienst in Bethel abgeschlossen hatte und wieder in mein Elternhaus nach Schwelm gezogen war.

Es waren köstliche Briefe, die mir 10-, 12- oder 14-jährige junge Burschen schrieben; sie erzählten von ihren Erlebnissen und teilten mir auch ihre Glaubensfragen mit. Ich habe noch einen ganzen Ordner mit diesen Briefen vor mir liegen.

So oft wie möglich versuchte ich, mit dem Zug von Schwelm nach Bielefeld zu fahren, um dort und in Bechterdissen, wo inzwischen viele der mennonitischen Familien eine neue Heimat gefunden hatten, diese Jungen zu besuchen, Erinnerungen auszutauschen und auch den Kontakt zu den Eltern zu pflegen.

Kapitel 5:

Zwischen- station – zurück in Schwelm



Nach meiner Zivildienstzeit ging ich im November 1967 wieder in die alte Heimat. Der Abschied von Bethel fiel mir sehr schwer. Die Jungen in Haus Kapernaum hatte ich ins Herz geschlossen und auch manche Freundschaften mit den Diakonen und Diakonenschülern waren entstanden. Besonders zu nennen sind die Brüder Jürgen Zinn, Erich Weik und Jörg Esenwein, der in den letzten Monaten ein heilsgewisser Christ geworden war und mit dem ich mich viele Stunden über Gottes Wort austauschen und beten konnte. Wie dankbar bin ich, dass ich mit Jörg auch noch 55 Jahre nach meinem Abschied in Bethel eine freundschaftliche Beziehung haben darf!

Wie die vielen Kisten mit Büchern aus der »Brockensammlung« nach Schwelm und dann in mein kleines Dachzimmer transportiert wurden, ist mir heute noch rätselhaft.

Sehr dankbar bin ich, dass in der Schwelmer Versammlung neben manchen Kritikern auch jüngere und ältere Brüder waren, die unsere wachsende Kinder- und Jugendarbeit in Verbindung mit »Haus Vogelsang« in Stukenbrock unterstützten, dafür beteten und auch praktisch aktiv wurden. Dazu gehörte auch mein leiblicher Bruder Gerd, der jung verheiratet war und bald mit seiner Frau Gerda an der Freizeitarbeit und der Nachbetreuung teilnahm und manche Modernisierung an unserem Kotten – inzwischen in »Fort Laramy« umbenannt – durchführte.

Besonders die etwas älteren Brüder Herbert Herhaus und Hans-Jochen Timmerbeil setzten sich sehr ein und halfen mit, dass wir »Haus Vogelsang« für heute lächerliche 200 DM jährlich mieten und einige Anschaffungen machen konnten. Sie waren es auch, die mich gelegentlich »in die Zange« nahmen, für Bodenhaftung sorgten und auch bereit waren, in den weiteren Jahrzehnten unser Anliegen kritischen Brüdern gegenüber zu verteidigen, die eine Unterwanderung und Verweltlichung der traditionellen Lehren

und Praktiken der Brüderversammlungen durch diese Arbeit befürchteten.

Herbert Herhaus wurde mir bis zu seinem Lebensende ein väterlicher Freund, der mir die Güte erwies, mir ungeschminkt ins Gewissen zu reden, wenn er in meinem Verhalten fromme Einseitigkeit, Heuchelei oder Übereifer erkannte. Davon wird noch die Rede sein.

Inzwischen hatte sich auch meine Beziehung zu Ulla herumgesprochen. Meine Eltern waren hocherfreut, dass ich eine Tochter von Heinrich Lüling auserkoren hatte; sie kannten und schätzten ihn und seine Familie bereits viele Jahre. Mein Vater freute sich besonders über diese Beziehung; er war als gebürtiger Volmarsteiner mit Heinrich sehr verbunden, weil dieser wie er selbst dem Druck der Nazis in den 1930er-Jahren nicht nachgegeben und sich dem Versammlungsverbot 1937 verweigert hatte.

Mehr als peinlich: Falsch verstandene »Wahre Jüngerschaft«

Natürlich wollten meine Eltern und auch meine Schwestern Ulla endlich einmal kennenlernen, und so nahte der Tag, an dem ich sie der Familie vorstellen sollte. Ich schäme mich noch heute über mein Verhalten, das mir damals als sehr geistlich erschien:

Es war an einem Samstag, als Ulla von Hagen mit dem Zug kam, um der Familie ihres zukünftigen Mannes vorgestellt zu werden. Sie traf pünktlich und mit klopfendem Herzen zur abgemachten Uhrzeit am Bahnhof Schwelm ein, um von ihrem Wolfgang abgeholt zu werden und dann hoffentlich einen guten Eindruck in seiner Familie zu machen. Aber anstelle des erwarteten Wolfgang wurde sie von seinen Schwestern Margret und Anne abgeholt, die sie zur Hauptstraße 57 begleiteten, während ihr Zukünftiger zur

gleichen Zeit mit einigen Jungen Fußball spielte, zu denen er seit ein paar Wochen guten Kontakt hatte und denen er die Bibel und Jesus Christus lieb machen wollte.

Dieser Wolfgang war so »fromm«, dass er meinte, es sei für seine Ulla eine gute und wichtige Lektion, frühzeitig zu wissen, dass die Interessen des Reiches Gottes in unserem Leben immer an erster Stelle zu stehen haben.

Dazu kam, dass mir die Vorstellung, mit Ulla womöglich Hand in Hand die knapp einen Kilometer lange Strecke zu absolvieren und vielleicht Bekannten zu begegnen, äußerst unangenehm war.

Was dieser Empfang in Ulla an Gefühlen auslöste und welche Enttäuschung damit verbunden war – davon hatte ich nicht die geringste Ahnung. Zum Glück wurde sie sehr liebevoll von meinen Eltern und Schwestern aufgenommen, während ich mich wähnte, meine »Wahre Jüngerschaft« eindrücklich unter Beweis gestellt zu haben ...

Bald wurde dann auch unsere Verlobungsfeier festgelegt, die dann mit vielen Verwandten und Freunden am 31. 8. 1968 stattfand. Hierzu kamen zu unserer Freude auch die Bielefelder Freunde aus Bethel, die in Verbindung mit meinem Vetter Reinhold aus Lage ein sehr humorvolles und geistreiches Programm gestalteten.

In den folgenden Monaten wollten auch die Freizeit-Jungen aus Stukenbrock meine Braut kennenlernen, und so kam es zu einem regen Besuchswechsel. Sie reisten mit dem Zug aus Bielefeld an und wurden bei Familie Herhaus, meinem Bruder Gerd und seiner Familie oder anderen Freunden unterbracht. Auf diese Weise entstanden auch neue Kontakte und Freundschaften, zumal Siegfried, der jüngste Sohn von Familie Herhaus, bereits einige Male in den Freizeiten in Stukenbrock mitgeholfen hatte und mir trotz seiner damals erst 15 Jahre ein sehr wertvoller Freund und Mitarbeiter wurde.

Oft fuhren auch Siegfried und ich nach Bielefeld, um dort die jungen Kerle und ihre Familien zu besuchen und sie zu ermutigen. Von »Zweierschaften«, von denen später viel die Rede war, hatten wir noch nie etwas gehört, sie ergaben sich fast von selbst. Wir tauschten uns aus, lasen gemeinsam die Bibel und gute Bücher, beteten gemeinsam und bereiteten die nächsten Freizeiten vor. So wuchs auch Siegfried in kurzer Zeit ganz erstaunlich, zumal er inzwischen ein begeisterter Leser geworden war.

Bald war es auch so weit, dass Ulla sich Urlaub nehmen konnte, um auf einer der nächsten Freizeiten in der Küche mitzuhelfen. Für mich war »Haus Vogelsang« ein Paradies, aber für Ulla und die Küchenschwestern muss es viel Überwindung gekostet haben, dort unter den geschilderten Bedingungen ohne Strom und Wasserleitung, geschweige denn Kanalisation auszukommen. Diesen Härtestest hat Ulla bestens bestanden.

Ein großer Segen für sie und auch für mich war damals »Tante Helmi«, von der später noch die Rede sein wird. Sie war eine junge Witwe und wohnte mit ihren drei Söhnen im Mehrfamilienhaus der Familie Herhaus im zweiten Stock.

Sie hatte mit ihrem Mann Martin einige Jahre auf einem Bauernhof gelebt, als Martin, der dort arbeitete, in einem Silo durch eine Gasvergiftung ums Leben kam. Das war für uns alle ein großer Schock, zumal Helmi und Martin während ihrer ersten Ehejahre in meinem Elternhaus gewohnt hatten. Helmi war bei dem Unglück 26 Jahre alt und mit ihrem dritten Sohn schwanger. Mittlerweile waren etwa 10 Jahre vergangen.

Als sie von den Freizeiten hörte, sprach sie mich an, ob sie vielleicht als Köchin mitarbeiten könne. Darüber waren wir hocherfreut, und so wurde sie mit ihren Söhnen Ulrich, Lothar und Detlev fester Bestandteil der folgenden Freizeiten. Für viele Jungen wurde sie eine geistliche Mutter und für Ulla eine gute Freundin



»Tante Helmi« – unsere Köchin in Stukenbrock und später in Schoppen

und führte sie verständnisvoll in die Besonderheiten und Tücken der Küchenverhältnisse in »Haus Vogelsang« ein.

Welch ein Segen ist von dieser Witwe ausgegangen! Sie hat nicht ihr tragisches Los bejammert, sondern auch das aus Gottes Hand angenommen und – ähnlich wie die Witwe in 2. Könige 4 mit ihren vaterlosen Söhnen – das wenige, was sie besaß, auf Elisas Gebot in »leere Gefäße« gegossen und darüber ein Vielfaches an Segen empfangen.

Helmis Söhne wurden in den folgenden Jahren wertvolle Mitarbeiter in der Kinder- und Jugendarbeit und stehen auch heute noch, nach über 50 Jahren, im Dienst für unseren Herrn.

Barmer Straße 59

Es war sicher kein Zufall, sondern gnädige Führung, dass etwa zu diesem Zeitpunkt in dem etwas älteren, aber recht geräumigen Haus der Familie Herhaus in der Barmer Straße eine Dach-

geschosswohnung frei wurde. Unten wohnten Herbert und Irmgard Herhaus mit ihren fünf Kindern, darüber Helmi mit ihren drei Söhnen und ganz oben stand nun eine Wohnung leer.

Ich kann mich heute nicht mehr erinnern, ob der Vorschlag von Helmi oder von der Familie Herhaus ausging, mich und Ulla zu fragen, ob wir nach unserer Hochzeit dort einziehen wollten. Jedenfalls brauchten wir uns nicht nach einer Wohnung umzuschauen, sondern auch hier sorgte unser Herr für uns. Wir sagten freudig zu, auch wenn eine Menge Treppenstufen bis zur obersten Etage zu überwinden waren, aber das würde uns fit halten.

Mit den drei Söhnen der Familie Herhaus war ich freundschaftlich verbunden, besonders mit Siegfried. Die beiden Töchter Jutta und Hildegard hatten sich inzwischen dank Helmis Einsatz auch für den Küchendienst in der Freizeitarbeit engagieren lassen, und so war ein harmonisches Zusammenleben in diesem Haus zu erwarten. Nur in der zweiten Etage wohnte eine junge Familie, die keine Christen waren.

Weil ich zu dieser Zeit in der Drogerie meines Vaters arbeitete und nur ein sehr schmales Gehalt bekam, wurde die Miete für die kleine 3½-Zimmer-Wohnung mit etwa 60 Quadratmetern bewusst niedrig gehalten – sage und schreibe nur 68 DM! Und Herbert Herhaus, der Hausbesitzer, war zudem noch bereit, diese Dachwohnung selbst zu renovieren. Er war ein vielseitig begabter Handwerker, aber auch in der Bibel bewandert und als origineller Verkündiger in der Versammlung sehr beliebt.

Mir war das durchaus recht, denn ich hatte für praktische Aufgaben nur zwei linke Hände. Natürlich war es ein schätzenswerter Komfort, auf der obersten Etage auch ein Bad zu bekommen, aber ich hätte auch mit der alten Toilette im Treppenhaus leben können.

Damals zitierte ich gerne – auch Ulla gegenüber – aus einem alten Lied von Johann Ulrich Majer den Vers:

*Liebe gern die Niedrigkeit,
Sei unmächtig.
Halte Erden-Herrlichkeit
Als verdächtig.
O, gedenke früh und spät:
Was ein Kreuz zur Wurzel hat,
Ist nicht prächtig.*
— Johann Ulrich Majer

Das war tatsächlich meine Überzeugung. Bewusste Bescheidenheit war für mich eine wichtige, erstrebenswerte Tugend. Aber dummerweise war ich dabei völlig blind für die gottgegebenen Empfindungen und Bedürfnisse meiner zukünftigen Frau.

Als sie in ihren Briefen zwischen den Zeilen einige Defizite in unserer Beziehung vorsichtig andeutete, hatte ich ihr nicht besonders einfühlsam geantwortet:

»Ich wünsche, dass ich mehr Rücksicht auf Dich nehmen würde, damit ich Dir in jeder Beziehung eine Hilfe sein kann. Aber das Wichtigste, wie Du auch schreibst, ist ja, dass wir treuer dem Herrn folgen. Alle anderen Dinge ergeben sich von selbst, wenn der Herr unser Mittelpunkt ist. Andere würden sagen, Verlobung und Stukenbrock-Freizeiten müssen sich gegenseitig ausschließen, aber wir sind überzeugt, dass beide Dinge sich gegenseitig fördern. Die Zeit ist kurz und der Herr kommt bald. Wir wollen die Zeit auskaufen. (1. Korinther 7,29-31)

Dein Dich liebender Wolfgang«

Ulla dagegen freute sich sehr über den zu erwartenden bescheidenen Luxus und packte fleißig mit an, als es darum ging, eimerweise Sand und Speis in die oberste Etage zu schleppen und die

Wohnung zu verschönern. Sie war darin auch wesentlich begabter als ich, der ich währenddessen lieber mit den jungen Männern Fußball spielte und Bibelstunden vorbereitete, als mit Spachtel und Pinsel zu hantieren.

Damals hielt ich das für eine geistliche Arbeitsteilung und ahnte nicht, welche Gewitterwolken sich über mir zusammenballten, die sich bald entladen würden.

Bereits vor Wochen hatte mich das befreundete Ehepaar Arend und Marga Remmers, die damals auch in Stukenbrock mitarbeiteten, beiseitegenommen, als wir über die Freizeitarbeit sprachen. Sie gaben mir den dringenden Rat, ich sollte Ulla unbedingt konkret mitteilen, dass meine freie Zeit in erster Linie dem Herrn gehörte, damit sie später nicht von mir enttäuscht sei.

Damals fand ich diesen Rat völlig überflüssig, da ich mich nach meiner Überzeugung in meinem Verhalten dem Herrn und Ulla gegenüber für absolut vorbildlich hielt. Aber hier wird wieder einmal deutlich, dass gute Freunde die Schwachstellen im eigenen Charakter viel deutlicher erkennen als man selbst.

Jeder kennt sich selbst am schlechtesten ...

»Treu gemeint sind die Wunden dessen, der liebt ...!«

| »Treu gemeint sind die Wunden dessen, der liebt,
und überreichlich des Hassers Küsse.« — Sprüche 27,6

Im Verhalten von Herbert Herhaus hatte ich inzwischen eine Veränderung festgestellt. Während er mit Ulla die Wohnung renovierte, blickte er mich manchmal etwas grimmig an, ohne zunächst etwas zu sagen.

Als wir zwei dann eines Tages auf einer etwas längeren gemeinsamen Fahrt Zeit hatten, stellte er mich zur Rede.

Schon kurz nach der Abfahrt entlud sich ein solches Gewitter an Vorwürfen, wie ich es noch nie erlebt hatte. Es war eine geballte Ladung, die er von sich gab:

Wie rücksichtslos ich mit meiner Braut sei! Sie müsste schwere Eimer Sand die drei Stockwerke hochschleppen, während ich keinen Finger rühren würde, stattdessen lieber Fußball spielte und das auch noch für fromm hielte!

Ich sei ein ungezogener, selbstverliebter Kerl, der es nicht wert sei, eine solch feine, selbstlose und fleißige Frau zu bekommen.



Herbert Herhaus (1914–1994):
Aufrichtigkeit in Person

Er pfeife auf meine Frömmigkeit, die keinen Pfifferling wert sei, und sähe auch nicht ein, mit seiner kostenlosen Arbeit an unserer Wohnung meinen Egoismus zu unterstützen.

Er würde mir jeden zukünftigen Handschlag in Rechnung stellen und ab sofort die Miete auf 300 DM erhöhen!

Ich kann mich nicht mehr genau an meine Reaktion auf seinen Wortschwall erinnern. Aber er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen und ich saß wie zerschmettert neben ihm und konnte während der Fahrt nicht aussteigen ...

Wie wertvoll sind solche Brüder, die einem freundschaftlich die Wahrheit ungeschminkt ins Gesicht sagen! Herbert war die Auf-

richtigkeit und Ehrlichkeit in Person. Jede Form von Heuchelei und unechter Frömmigkeit war ihm ein Gräuel. Bis an sein Lebensende im Juni 1994 blieb er mir ein väterlicher Freund, war jahrzehntelang ein selbstloser Unterstützer, Verteidiger und Förderer unserer Arbeit.

Nachdem er seinen heiligen Zorn über meine Schabigheit abgelenkt hatte, war er wieder ganz der Alte. Ob dieses Donnerwetter allerdings nachhaltig eine positive Verhaltensänderung bei mir bewirkt hat, kann ich leider nicht sagen. Aber es war auf jeden Fall der Beginn einer Einsicht, dass in meinem Charakter und meiner Lebenseinstellung etwas gewaltig schief lag.

Jedenfalls schrieb ich damals Ulla am Ende eines reumütigen Briefes:

»Ich fürchte, Du wirst nicht viel Freude an und mit mir haben und hättest ganz bestimmt ein besseres Los und einen liebevolleren Mann verdient. Überschlage die Kosten! (Lukas 14,28-29)

Ich hoffe und bete, dass der Herr Dir viel Kraft und Liebe zu Ihm schenkt, damit Du es mit mir aus- und durchhältst.

*Alles Gute und Gott befohlen,
Dein Wolfgang«*

Auch wenn ich in diesem Brief einen wichtigen Bibelvers zitiert habe, so hätte ich selbst besser die Kosten überschlagen und befolgt, was unser Herr von einem zukünftigen Ehemann an Liebe, Rücksicht und Einsatz für seine Frau erwartet (Epheser 5,28-29).

Meine Vorstellung von Ehe war noch recht naiv und ich bin völlig unreif mehr oder weniger in die Ehe gestolpert. Mit Ausnahme des Buches »Die Ehe« von Theodor Bovet gab es damals keine hilfreichen Ehebücher in unseren Kreisen. Eheкурse waren völlig

Kapitel 5

unbekannt und so hatte ich keine Ahnung, welche Empfindungen und Erwartungen meine zukünftige Frau hatte, und bildete mir ein, dass Ulla genauso »ticken« würde wie ich. Welche Rücksichtslosigkeit damit verbunden war, ist mir erst viel später schmerzlich klar geworden.

Die letzten Wochen vor unserer Hochzeit waren mit Oster-Freizeiten in Stukenbrock gefüllt. Inzwischen hatten die Bielefelder und Bechterdisser Jungen unter ihren Freunden derart begeistert eingeladen, dass wir erstmals drei Freizeiten durchführen konnten. So pendelte ich zwischen Stukenbrock, Bielefeld und Schwelm hin und her, wobei mir der uralte, klapprige VW-Bus meines ältesten Bruders Friedrich Wilhelm, den ich für 300 DM erwerben konnte, eine Hilfe war. Wegen seiner scheinbaren Unverwüstlichkeit wurde er von den Jungen »Simson« genannt.

Damals gab es noch keine Gurtpflicht (die trat erst 1976 in Kraft) und mit der Anzahl der Personen haben wir es auch nicht



Unser uralter klappriger Bulli »Simson«

so genau genommen, sodass manchmal bis zu 15 Jungs im Bulli saßen, mit denen wir singend und lachend unterwegs waren. Die Bremsen waren schlecht, aber das hinderte uns nicht daran, kaum Abstand zu halten und Gas zu geben. Gott war uns sehr gnädig, dass uns in den ersten Jahren trotz unseres Leichtsinns kein Unfall passierte. Aber auch das sollte sich bald ändern.

Unsere Hochzeit fand am 25. 4. 1969 ohne jeglichen Schnickschnack im kleinsten Familienkreis statt. Die Dachgeschosswohnung war inzwischen eingerichtet, und natürlich ging es in der »Flitterwoche« wie selbstverständlich nach Stukenbrock ins »Haus Vogelsang«.

Wie Ulla das ertragen konnte, ist mir bis heute ein Rätsel. Klar, wir hatten kein Geld für einen anständigen Hochzeitsurlaub. Aber frisch verheiratet eine Woche in diesem Kotten zu verbringen ohne Heizung, ohne Elektrizität, ohne Dusche, ohne Toilette mit Wasserspülung, dafür mit vielen Mäusen und krabbelndem Getier, war für eine junge Frau eine Zumutung und von mir keine Heldentat.

Aber Ulla hatte dieses urige Häuschen in der Senne inzwischen auch lieb gewonnen. Schließlich hatten die ruhige Lage und die malerische Umgebung auch ihren Reiz und machten diese alternative Flitterwoche zu einem besonderen Abenteuer.

Tagsüber haben wir ausgemusterte Stahlbetten der Bundeswehr gestrichen, die wir für wenig Geld für die Schlafzimmer kaufen konnten. Außerdem haben wir die eine oder andere Schönheitsreparatur am Haus durchgeführt und vor Einbruch der Dunkelheit jede Menge Bücher gelesen.

Nicht unbedingt erholt, aber zufrieden und – jedenfalls ich – unrasiert kamen wir nach einer Woche wieder in unserem neuen Zuhause an.

Die weise Anordnung Gottes im Alten Testament, dass ein jung verheirateter Mann zunächst von allen Kriegspflichten für ein Jahr

Kapitel 5

befreit werden sollte, »um seine Frau zu erfreuen, die er sich genommen hat« (5. Mose 24,5), habe ich erst Jahrzehnte später in meiner Bibel unterstrichen ...

Lehrgeld

Bald nach unserer Hochzeit trafen die Jungs aus Bielefeld per Zug in Schwelm ein und bevölkerten über das Wochenende oder über die Feiertage unsere kleine Wohnung. Inzwischen hatte sich mein Bruder Friedrich Wilhelm den alten blauen »Simson« mit seinen vielen Beulen und Schrammen zurückgekauft, um mit seiner Frau damit in die Türkei zu fahren.

Geschwister aus unserer Heimatversammlung Schwelm hatten uns daraufhin einen gebrauchten, aber gut erhaltenen VW-Bus gekauft, für den ich außerordentlich dankbar war. Endlich konnte man wirkungsvoll Gas geben und auf die Bremse treten, während der Vorgänger dauernd Öl verbrauchte, nur noch auf drei »Pötte« über die Straßen schlich und auch entsprechend qualmte.

Aber dieses Glück währte nur wenige Wochen. Als nach Weihnachten acht Jungs bei uns zu Besuch waren und ich mit ihnen einige Tage nach Neujahr nach Bielefeld fahren wollte, passierte etwas, was mir jahrelang schmerzlich in Erinnerung blieb.

Martin, einer der jungen Fahrgäste, damals erst 12 Jahre alt, berichtete wenige Tage später davon. Seine Schilderung erschien in unserem Kontaktblatt »fest&treu«, das damals in einer Miniaufgabe von etwa 200 Exemplaren primitiv gedruckt und an alle Freizeit-Teilnehmer und Freunde verteilt wurde.

Hier der Originalton:

»Fürchte dich nicht, denn siehe, ich bin bei dir!«

Vorigen Sonntag, den 4.1.1970, fuhr Wolfgang mit 8 Jungen (Udo Klein, Peter Winter, Gerd Klassen, Ernst Zacha-

rias, Dieter und Wolfgang Stefanovic, Georg Epp und ich) auf der Autobahn nach Bielefeld.

Einige Kilometer vor der Ausfahrt Westhofener Kreuz kamen wir ins Schleudern, denn es lag Glatteis. Als das Schleudern zunahm und Wolfgang den Wagen nicht mehr unter Kontrolle hatte, rief er uns zu: »Betet!« Nach circa einer Sekunde gab es einen fürchterlichen Knall, denn wir schleuderten gegen eine Leitplanke. In diesem Augenblick sprang die Ladetür auf und ich flog mit dem Gepäck nach draußen. Wolfgang Bühne purzelte im hohen Bogen auf die gegenüberliegende Fahrbahn.

Nach kurzem Besinnen sah ich Wolfgang Stefanovic neben der Fahrbahn und eine Frau deckte ihn mit einer Decke zu, denn sein Gesicht war voll von Blut, Prellungen und Nasenbluten. Udo blutete am Hinterkopf, deshalb lief ich über die Fahrbahn, wo ich fast unter einen Renault kam, der einen Koffer mit Büchern zerfetzte.

Zufällig kam ein Krankenwagen aus Dortmund vorbei, der Udo, Wolfgang Stefanovic und meinen Bruder Georg mitnahm. Wie sich später herausstellte, hatte Georg eine leichte Gehirnerschütterung, Udo hatte Prellungen und sich das Schulterblatt gebrochen. Wolfgang hatte viele Prellungen im Gesicht und mit einem anderen Wagen wurden wir nach Unna gefahren. Wolfgang, Gerd, Ernst, Dieter und Peter wurden geröntgt, denn sie hatten Schmerzen und Platzwunden. Als Einziger blieb ich unversehrt.

Hier können wir sehen, dass auch Gott mit uns war und dass nichts Schlimmeres geschehen ist. Vielleicht können die drei im Krankenhaus stationierten Jungen Gott zum Segen werden und seinen Namen verkünden.

Martin«

So weit der kindliche Bericht. Allerdings geschah der Unfall nicht vor dem Westhofener Kreuz, sondern kurz vor dem Kreuz Unna. Tatsächlich hatte es in den Tagen zuvor geschneit. Es war sehr kalt, aber an diesem wolkenfreien Morgen schien die Sonne und die Autobahn war frei von Schnee. Als wir kurz vor dem Kreuz Unna eine kleine Anhöhe hinter uns hatten, war plötzlich die Autobahn spiegelglatt vereist und kein Streudienst war an diesem schönen Morgen unterwegs. Wie geschildert, schleuderten wir gegen die linke Leitplanke, der Bus drehte sich, fiel auf die Seite und rutschte noch Hunderte Meter weiter. Ich erinnere mich noch, wie ich aus dem Bus auf die Gegenfahrbahn flog und über die Autobahn purzelte.

Die wenigen Autos, die hinter uns kamen, konnten auch nicht stoppen, sondern wurden durch die herausgeschleuderten Koffer und Kisten abgebremst. Hunderte von Büchern lagen verstreut auf der Autobahn, und nach und nach tauchten die Jungs aus dem Schnee am Straßenrand auf.

Wie durch ein Wunder waren zwar alle aus dem Auto geflogen, aber keiner war schwer verletzt. Nur am Bulli entstand Totalschaden.

Einerseits sehr erleichtert, dass alle am Leben waren und keine Spätfolgen blieben, wusste ich nicht, wie ich diesen schweren Unfall einordnen sollte. Nun hatte ich endlich ein »neues« und schönes Auto, war nicht zum Vergnügen, sondern »dienstlich« unterwegs. Warum musste uns das passieren?

Am Nachmittag saßen wir, die wir nicht im Krankenhaus bleiben mussten, verbunden und verstört, mit vielen Fragen und Sorgen belastet in der Schwelmer Versammlung.

Als ich am nächsten Tag erfuhr, dass inzwischen die Polizei die Eltern der verletzten Jungs aufgesucht und befragt habe, ob sie eine Anzeige gegen mich wegen Schmerzensgeld usw. erstatten wollten,

war ich sehr dankbar, dass alle Eltern das abgelehnt hatten. Bis dahin hatte ich keine Ahnung, welche juristischen Folgen ein Unfall in dieser Beziehung haben konnte.

Ein positives Ergebnis dieses Schocks war, dass ich erst von diesem Tag an realisierte, welche ungeheure Verantwortung ich als Fahrer für meine Insassen habe. Bis dahin hatte ich kaum ein Empfinden dafür und auch keine Angst vor Gefahren. Ich brauchte viele Monate, um wieder einigermaßen sicher und ohne Angst im Nacken ein Auto zu lenken. Als wir Wochen später einen gebrauchten Ford Transit geschenkt bekamen, der noch etwas größer als der VW-Bus war, spürte ich beim Fahren jeden kleinen Windstoß und wagte die erste Zeit kaum, mit mehr als 60 km/h über die Landstraßen zu schleichen.

Unikat: »Schwester Annemarie«

In Schwelm hatte sich in den frommen Kreisen herumgesprochen, dass wir in Stukenbrock Freizeiten für Kinder und Jugendliche durchführten, die zum Teil in sozial schwachen Familien zu Hause waren. So kam es, dass eines Tages eine kleine Diakonisse des Mutterhauses der »Persis-Schwesternschaft« Wuppertal unsere Drogerie betrat.

Sie war ein stadtbekanntes Original, gehörte offiziell zur »EFG Westfalendamm«, fühlte sich aber mit allen Christen verbunden. Sie hatte ein sehr faltiges, zerfurchtes Gesicht, dabei aber sehr gültige, strahlende Augen. Keiner wusste so recht, wie alt sie war. Sie konnte 60 Jahre alt sein, vielleicht aber auch 80 Jahre, und hatte ein warmes Herz für vernachlässigte Kinder.

Tatsächlich war sie damals etwa 60 Jahre alt, und als sie 2004 im Alter von fast 90 Jahren heimging, konnte man in einem Nachruf u. a. die schönen Worte lesen:

»Sie tat, was sie konnte«, um Kinderherzen zu erfreuen und sie mit dem Evangelium und dem Herrn und Heiland in Verbindung zu bringen.«



Mit ihrem winzigen 500er Fiat, aus dem sie meist mühsam mit einer Anzahl kleiner und zankender Kinder herauskrabbelte, raste sie durch die Schwelmer Straßen. Man erzählte sich, dass sie ungestraft die Einbahnstraßen in verkehrter Richtung befahren durfte, weil die Polizisten wussten, in welcher Mission diese ehrwürdige alte Diakonie unterwegs war.

Wenn Schwester Annemarie einen Wunsch hatte oder mit ihrer sanften, leisen Stim-

me um Hilfe bat, konnte man ihr kaum widerstehen. Genauso trat sie in unserer Drogerie auf, als sie mich sah und auf unsere Freizeitarbeit ansprach. Sie berichtete, dass es in Schwelm auch Baracken und Wohnblöcke gäbe, wo Kinder unter schwierigen Bedingungen leben, die aber doch auch den Herrn Jesus kennenlernen müssten. Ob ich nicht bereit wäre, diese Häuser zu besuchen und mich vor allem um die Jungs zu kümmern. Die würden sicher auch gerne mal mit in eine Freizeit kommen. In der Hagener Straße gäbe es viele solcher kinderreichen Familien und auch in der Berliner Straße 33 nahe beim Bahnhof. Gerne würde sie mich einmal dahin begleiten und mich den Eltern vorstellen.

Peinliche Situation!

Natürlich kannte ich einige der Schauergeschichten, die über diese Notunterkünfte erzählt wurden. »Rackyland« oder »Klein Moskau« wurden die Baracken genannt, weil dort angeblich auch noch nach dem Krieg russische Soldaten untergebracht waren. Diese berücktigte Gegend hatte ich aber noch nie betreten und es zog mich auch nicht unbedingt dorthin.

Aber Schwester Annemarie diese Bitte abzuschlagen und sie zu enttäuschen, war mir auch nicht möglich, und so beriet ich mich mit meinem jungen Freund Siegfried, ob er bereit wäre, mich in die »Höhle des Löwen« zu begleiten.

Eines Tages machten wir uns dann ziemlich unsicher und mit bangen Befürchtungen auf den Weg zu den Unterkünften, die zwar äußerlich so aussahen, wie man sich das vorgestellt hatte, nämlich umgeben von Pfützen und Müll, die Holzbaracken alt und verwahrlost, aber nachdem man die Tür geöffnet hatte, sah es dort meist wohnlich und oft auch ordentlich aus.

Es war nicht schwer, zu den Leuten Kontakt zu bekommen. Schwester Annemarie wurde hier zwar belächelt, aber auch sehr geachtet und mit ihr als Gewährsfrau verschwand das anfängliche Misstrauen sehr schnell.

Mit den Jungs in dieser Umgebung gab es keinerlei Kontaktschwierigkeiten. Als wir ihnen sagten, dass wir Fußball und Tischtennis in unserem Angebot hatten, waren sie sofort dafür zu haben, und als die Eltern erfuhren, dass wir sie für eine Woche Freizeit am Rand des Teutoburger Waldes zu einem Spottpreis von 10 DM einladen wollten, haben sie sich zwar ihren Teil gedacht, aber freudig zugestimmt.

In der Berliner Straße 33 war es wesentlich schwieriger. In diesem in die Jahre gekommenen, etwas unheimlich wirkenden Betonkasten beim Bahnhof wohnten Familien, die auf eine Notunterkunft

Kapitel 5

angewiesen waren. Oft fand man hier fragwürdige Konstellationen mit vielen Kindern aus verschiedenen Ehen oder Beziehungen auf zwei Zimmern. Die Briefkästen waren abgerissen oder demontiert, Namensschilder gab es nicht. Die Flure waren verdreckt und stanken nach Urin. Fast immer war lautes Geschrei auf einer der dunklen Etagen zu hören.

Selbst Polizisten, Postboten oder Geldeintreiber machten möglichst einen Bogen um dieses Haus, zumal allerlei wilde Geschichten über seine Bewohner kursierten.

Hier hauste »Finger-Joe«, der im Krieg drei Finger seiner linken Hand verloren hatte und bei jeder Gelegenheit lautstark über den »Schweinestadt« Deutschland fluchte, der ihm keine vernünftige Rente gewährte, wobei er dann demonstrativ mit seiner verstümmelten Hand fuchtelte.

Die Kinder dort sahen fast alle vernachlässigt aus, aber sie waren nicht auf den Mund gefallen, konnten sich wehren und durchschlagen. Sie waren mit allen Wassern gewaschen, aber auch kontaktfreudig und dankbar für jede kleine Aufmerksamkeit.



Unsere Besucher aus Schwelm »Klein-Moskau«

Hier lernten wir »Schappi« kennen, der seinen Spitznamen deswegen trug, weil er einmal von »Finger-Joe« den Auftrag bekam, ihm eine Dose Rindfleisch zu kaufen. Schlitzohrig, wie er war, kaufte er eine Dose Hundefutter der Marke »Chappi«, löste das Etikett von der Dose und ersetzte es mit einem Aufkleber einer leeren Rindfleischdose. Diese Version »Rindfleisch« brachte er zu seinem Auftraggeber, der arglos dieses Hundefutter genussvoll verzehrte – so wurde es jedenfalls zum schadenfrohen Gelächter der Zuhörer erzählt.

Auch sein Halbbruder Harald lebte hier, der später einige Jahre mit zu unserer Familie gehörte. Ebenso Carlo und Bernd, den man »Beatle« nannte, weil seine strohblonden Haare nach dem Muster seiner Stars geschnitten waren. Mit seiner schönen Stimme konnte er die Beatles verblüffend echt imitieren; auch er hielt für einige Jahre unsere junge Familie in Atem.

Diese Schwelmer Jungen im Alter von 10 bis 15 Jahren fuhren dann 1969 zum ersten Mal mit uns zur Osterfreizeit nach Stukenbrock. Das war also etwa 18 Monate nach dem Beginn der Freizeiten, zu denen bisher fast ausschließlich Jungen aus der Umgebung von Bielefeld eingeladen wurden. Mit dabei waren auch ein paar Jungen aus der Versammlung Schwelm, mit denen Siegfried und ich schon einige Monate lang samstags Fußball gespielt hatten. Nach dem anschließenden Kaffeetrinken blieben wir immer für eine Bibelstunde zusammen. Diese Jungen kamen aus wohlbehüteten gläubigen Elternhäusern, hatten aber auch schon die »Bielefelder« Jungen kennengelernt und wurden von deren Eifer für den Herrn stark herausgefordert.

Mit dieser Osterfreizeit begann also eine neue Konstellation von Teilnehmern mit sehr unterschiedlichem sozialem und religiösem Hintergrund. Da waren solche von den Mennoniten mit ihrer besonderen Prägung, eine kleinere Anzahl aus traditionellen

Versammlungsfamilien und ein großer Teil aus nichtchristlichen Familien.

Eigentlich hätte das im Chaos enden müssen, aber das Gegenteil geschah: Wir erlebten in dieser und den vielen folgenden Freizeiten eine derart frohe und gesegnete Gemeinschaft, dass immer mehr Jungs davon hörten und auch dabei sein wollten.

Das lag zunächst einmal an unserer für Jungen äußerst spannenden, ungewohnten und urigen Umgebung mit den bereits geschilderten Gegebenheiten. Dann aber auch daran, dass viele der zum Glauben gekommenen »Bielefelder« oder inzwischen »Bechterdiser« so viel Eifer, Hingabe und Liebe an den Tag legten, und zwar nicht nur beim Fußballspiel und bei anderen sportlichen Aktivitäten, sondern auch im geistlichen Leben. Die älteren unter ihnen konnten wir bereits als Gruppenleiter einsetzen, die selbstständig mit ihrer Zimmergruppe am Morgen die Bibelarbeit abhielten. An den gemeinsamen Abenden ermutigten wir sie zum Zeugnisgeben und zu kurzen Beiträgen bei den Bibelstunden.

Nicht nur eine Matratze fing Feuer

Wir sangen laut und von Herzen – mit und ohne Gitarre. Die Petroleumlampen (später Gaslampen) und der bullernde Öfen in unserer niedrigen Stube vermittelten eine Atmosphäre, die man schwer beschreiben kann. Jeder hatte eine Bibel vor sich, alle waren von den Aktivitäten des Tages in der frischen Luft zwar müde und dreckig, aber meist gut gelaunt. Alle hörten gut zu, wenn die Bibel sehr praktisch und plastisch, mit vielen spannenden Geschichten und Zeugnissen gespickt, erklärt wurde. Und nach der abendlichen Bibelstunde ging es dann gruppenweise nach draußen. Dann gab es keine sportlichen Aktivitäten mehr, sondern beim nächtlichen Spaziergang durch die Wälder und Felder kam es zu ernsthaften Gesprächen über den Bibeltext und das eigene Leben.

Manchmal geschah es, dass einer der Gruppenleiter sich mit einem Jungen zurückzog und Zeuge davon wurde, wie ein Junge sein Leben und seine Sünde dem Herrn übergab und eine Bekehrung erlebte. Das geschah ohne Spektakel und ohne Druck, worauf wir großen Wert legten. Natürlich spielten die Gruppen- und Freizeitatmosphäre eine Rolle und nicht jede »Bekehrung« zeigte nach der anfänglichen Begeisterung echte Früchte einer Wiedergeburt.

Eine wesentliche Rolle spielte in den ersten Jahren das ernsthafte, anhaltende Gebet. Wir alle waren Anfänger und ohne große Erfahrung. Wir waren angewiesen auf Gottes Bewahrung und Segen. Es gab Nächte, in denen Mitarbeiter kaum geschlafen haben, sondern die Zeit und Ruhe zum stillen Gebet nutzten.

Wir wussten, dass die Geschwister in den Heimatversammlungen für uns beteten. Auch sie hatten schlaflöse Nächte und wurden von Sorgen ins Gebet getrieben, weil einige die Verhältnisse in unserem Holzkotten kannten und sich in Gedanken einen schlimmen Krankheitsausbruch ausmalten oder verletzte Kinder oder gar einen brennenden Kotten, in dem 40 bis 50 unbesorgte junge Leute ahnungslos schliefen.

Es war tatsächlich gefährlich, denn mehr als einmal fing »zufällig« eine Matratze im Schlafraum auf dem Dachboden Feuer und wurde dann aus dem Fenster geworfen, wo sie auf dem Senne-sandboden vor sich hin qualmte, bis die Flamme irgendwann verglimmte. Oft sagten uns später ältere Geschwister und Freunde, dass sie den Herrn während der Freizeiten angefleht haben, eine Legion Engel zur Bewahrung der Freizeitteilnehmer und des Hauses bereitzustellen. Als Mitarbeiter waren wir damals völlig naiv, unbesorgt und vertrauten dem Herrn.

Wie man zum Lesen motivieren kann ...

»Schwester Annemarie« war völlig aus dem Häuschen, als sie feststellte, dass sich einige Jungs, die sie zum Teil gut kannte, auf der Freizeit bekehrt hatten. Alle hatten den Wunsch, jetzt das zu vertiefen, was Gott ihnen klargemacht hatte. Sie freuten sich auf Austausch und Gemeinschaft, und so ergab es sich fast wie von selbst, dass manche von ihnen bald jeden Tag entweder kurz bei uns in der Drogerie reinschauten oder aber uns in unserer neuen Wohnung aufsuchten.

Neben diesen spontanen Besuchen hatten wir ausgemacht, jeden Samstagnachmittag für diese Jungs frei zu halten, mit ihnen bei schönem Wetter Fußball zu spielen und anschließend bei uns etwas zu essen, wobei Tante Helmi und die Töchter der Familie Herhaus mithalfen, dass alle satt wurden. Danach wurde eine Bibelstunde gehalten, gesungen und gemeinsam gebetet. Wer wollte, konnte noch bleiben, um zu spielen. Risiko, Malefiz, Tischfußball und Kicker waren sehr beliebt und immer wurden Turniere veranstaltet. Der Gewinner konnte sich auf einer großen Liste eintragen; für jeden Sieg gab es 2 DM, für jeden 2. Platz 1 DM, die dort gutgeschrieben wurden und für ein neues spannendes Buch eingetauscht werden konnten. Auf diese Weise angespornt, lernten sie lesen und Bücher lieben und nach einigen Monaten hatten sich manche von ihnen schon eine Sammlung kleiner Taschenbücher erkämpft.

Einige Jungs besuchten eine Sonderschule, nicht weil ihnen Intelligenz fehlte, sondern weil sie von ihren Eltern vernachlässigt wurden. So entstand hier wie von selbst eine neue Buchkultur. Einer steckte den anderen mit seinem Leseeifer an, Bücher wurden getauscht und diese jungen Kerle lasen dann mit 13 oder 14 Jahren voller Begeisterung Bücher wie »Ich war ein Gangster«, »Der Ketzer von Paris«, »Gefoltert für Christus«, »Das Kreuz und die Messerhelden« und viele weitere Taschenbücher, die damals angesagt

waren, und auch evangelistische Bücher wie »Du bist gemeint«, »Jesus unser Schicksal« und andere.

Um den unerwarteten Lesehunger der Jungs zu stillen und um einen Vorrat an Büchern für Preise auf den Freizeiten zu haben, suchte ich nach einer Möglichkeit, günstig an Bücher heranzukommen. Irgendjemand gab mir den Hinweis, man könnte doch ein »Reisegewerbe« beim Ordnungsamt anmelden, um wenigstens einen bescheidenen Rabatt zu bekommen. Gesagt, getan. Und so fuhr ich in Abständen zum nahen Brockhaus-Verlag, der damals noch in Wuppertal sein Domizil hatte, und freundete mich ein wenig mit dem Lagerleiter, dem netten Bruder Giesler an, der mein Anliegen gut verstand und mir dann auch gute Preise für Bücher mit leichten Schönheitsfehlern machte.

Hier lernte ich bald die bekannte Lektorin des Verlags kennen, Frau Elisabeth Wetter, die eine Cousine meiner Mutter war und mir in den folgenden Jahren viele wertvolle Tipps für die Arbeit mit Literatur vermittelte. Sie hat auch mitgeholfen, dass ich 1979 eine Kierkegaard-Anthologie im Brockhaus-Verlag herausgeben konnte.¹⁶

Nicht weit davon entfernt existierte damals in Wuppertal-Vohwinkel der Verlag der »Evangelischen Gesellschaft«, bei der mir der Verlagsleiter Herbert Becker ein wohlwollender Freund wurde. Aus seinen unübersichtlichen, übervollen Kellerräumen konnte ich in den kommenden Jahren jede Menge guter Bücher abstauben.

Damals hätte ich nie daran gedacht, dass wir einmal eine Versandbuchhandlung und später auch den Verlag CLV gründen würden, um nicht nur in Deutschland, sondern auch in vielen anderen Ländern gute christliche Literatur verbreiten zu können.

16 Sören Kierkegaard, *Christenspiegel*, Wuppertal: Brockhaus, 1979; 1998 unter dem Titel *Tatort Christenheit* im Verlag CLV neu aufgelegt.



Bibelstunde am Samstagnachmittag

Wie in vielen anderen Bereichen hatte Gott uns schrittweise geführt, um zunächst das Nächstliegende zu tun und lesehungrigen jungen Kerlen das Lesen lieb und leicht zu machen.

»Der Ort, wo wir vor dir wohnen, ist uns zu eng.«

— 2. Könige 6,1

Die Jungs aus der Hager und Berliner Straße sorgten mit ihrer Begeisterung dafür, dass immer mehr Freunde uns in unserer kleinen Wohnung besuchten. Sie waren gern bei uns, zumal sie oft aus etwas gestörten Familien kamen, und bevölkerten unser Dachgeschoss nicht nur samstags von 15 bis 19 Uhr, sondern auch die Woche über und am Sonntag.

Im Rückblick bin ich der Familie Herhaus sehr dankbar: Sie haben geduldig ertragen, dass sich an den Wochenenden bis zu 20 Jungs in unseren Zimmern tummelten, und darüber hinaus haben sie uns in jeder Beziehung unterstützt, da sie unser Anliegen

teilten, junge Menschen für den Herrn Jesus zu gewinnen. Den Mitbewohnern unter uns gaben sie den guten Rat, möglichst für den Samstagnachmittag Besuche oder Ausflüge zu planen, damit sie von unserem Krach nicht zu sehr gestört würden.

Um die Lärmbelästigung zu verringern, entschloss sich Herbert Herhaus, mit ein paar Freunden unten im Keller einige Räume zu renovieren, wo wir dann zumindest am Samstagnachmittag genügend Möglichkeiten hatten, um unser Programm durchzuführen, ohne die anderen Parteien im Haus zu sehr zu nerven.

Erstaunlich war, wie schnell die Jungs begriffen, auch anderen das Evangelium weiterzugeben. Vielleicht war das auch die Folge der Literatur, die sie gelesen hatten, oder der vielen originellen Beispiele, die sie in den Bibelstunden oder auf den Freizeiten aufgeschnappt hatten.

Zwei von ihnen, Bernd und Carlo, damals keine 12 Jahre alt, erfanden folgende Missionsmethode: Sie gingen zu einer Telefonzelle, wählten irgendeine Nummer, sangen dem verblüfften



Hörer ein christliches Lied und riefen ihm »Jesus liebt dich« zu oder riefen plump zur Bekehrung auf und legten dann wieder auf.

Andere machten es sich zur Gewohnheit, sich mit einer Anzahl Traktate von Wilhelm Busch oder Ulrich Parzany zu bewaffnen, wenn sie von einem Besuch bei uns durch die Stadtmitte Richtung »Klein Moskau« marschierten. Unterwegs gingen sie in die Kneipen und drückten den Männern am Tresen mit fröhlichem Lächeln ein Traktat in die Hand.

In ihrer Bekehrungseuphorie bearbeiteten sie auch ihre gleichaltrigen Freunde, die sie mit in die Bibelstunden schleppten, und so kam es, dass eine Zeit lang jede Woche ein oder zwei Jungen eine »Bekehrung« erlebten, die aber leider selten Bestand hatte.

Meist handelte es sich nur um eine oberflächliche oder kurzzeitige Begeisterung ohne eine echte Sündenerkenntnis. Den über-rumpelten Jungs war nicht recht bewusst, was am Kreuz geschah und warum unser Herr dort für unsere Sünden gerichtet wurde.

Erst nach solchen Erfahrungen wurde uns mehr und mehr bewusst, was Spurgeon im Zusammenhang mit seiner eigenen Bekehrung geschrieben hat:

»Zu viele denken oberflächlich über Sünden und genauso auch über den Erlöser. Wer vor Gott gestanden hat – überführt und verdammt, mit dem Strick um den Hals –, der wird auch vor Freude weinen, wenn er Vergebung erhält; er wird das Böse hassen, das ihm vergeben wurde, und er wird zur Ehre des Erlösers leben, durch dessen Blut er gereinigt wurde.«¹⁷



17 Charles H. Spurgeon, *Alles zur Ehre Gottes*, Bielefeld: CLV, 2021, S. 54.

Mit der Zeit wurde uns klar, dass wir vor allem den Jungs die Bibel und unseren Herrn groß und lieb machen und ihnen ein glaubwürdiges, frohes Christsein vorleben sollten. Manipulation und Gruppendruck können gerade in diesem Alter Schaden und oft eine spätere Abneigung gegen jede Art von Christentum provozieren.

Manche Jungs wurden durch unser Fußballspiel angezogen, was samstags bei gutem Wetter vor unserem Kaffeetrinken und der anschließenden Bibelstunde stattfand. Auch von ihnen kamen einige mit zu den Freizeiten, wo sie sich von der fröhlich-freundschaftlichen Atmosphäre anstecken ließen und eine unverkrampfte, natürliche Frömmigkeit kennenlernten.

Da wir inzwischen auch einen einsatzfreudigen, attraktiven und zumeist fairen Fußball spielten, kamen immer mehr Jungen zu uns, die bisher zu der C-Jugend von »Grün-Weiß Schwelm« gehörten. Das führte dazu, dass dieser Verein die C-Jugend für eine Zeit aus Mangel an Spielern auflösen musste und alles Mögliche unternahm, um sie zurückzugewinnen.

Der »Schreihals Gottes«: Wolfgang Dyck

Nach den ersten Begegnungen in Bethel hatte sich der Kontakt zu diesem wortgewaltigen Straßenprediger vertieft. Erste Schallplatten mit Predigten von ihm – CDs und MP3 gab es damals ja noch nicht – waren bei dem damaligen »Verlag Hermann Schulte Wetzlar« (HSW) erschienen, dazu auch das kleine, originelle Büchlein »Einfälle, Ausfälle und sonstige Fälle« mit einer Sammlung von Aphorismen aus seinen Ansprachen. Inzwischen war er beim Westbund des CVJM als Evangelist angestellt und ich hatte ihm angeboten, die Bücher, die er bei seinen Vorträgen und Seminaren anbot, günstig zu besorgen.

Kapitel 5

So tauchte er plötzlich bei uns in der Drogerie auf, weil er nur wenige Kilometer von uns in Wuppertal in einer evangelischen Kirchengemeinde eine mehrtägige Evangelisation hielt. Nebenbei bemerkt: Dyck bevorzugte es, wenn man ihm für eine Evangelisation zwei oder drei Wochen zur Verfügung stellte, was für uns heute kaum mehr vorstellbar ist.

Ich nahm ihn mit in unsere frisch renovierte Wohnung, stellte ihm meine liebe Frau vor und führte ihn in unser Ess- und Arbeitszimmer, das mit vielen Regalen und einer Unmenge von Büchern bestückt war. Von Wilhelm Busch hatte ich abgeguckt, Bilder von bekannten Persönlichkeiten aus der Kirchen- und Missionsgeschichte neben und über den Bücherregalen aufzuhängen, um in den vielen jungen Besuchern anhand der Bilder Interesse für hingegebene Männer und Frauen der Erweckungsbewegungen zu wecken. Neben dem Türrahmen hatte ich damals auch ein Bild von Wolfgang Dyck als unterstes in Kniehöhe platziert. Wolfgang Dyck sah sich interessiert die Bilder an und erblickte erstaunt sein



eigenes Foto unter Männern wie C. H. Spurgeon, Wilhelm Busch, Jim Elliot usw. Um seine Verlegenheit zu überbrücken, sagte ich etwas scherzhaft: *»Ich habe aber dein Bild ganz unten aufgehängt!«,* worauf er etwas verlegen murmelte: *»Ganz unten – da gehör ich auch hin!«*

Da er abends in Wuppertal eine Evangelisation durchführte, war klar, dass ich mich mit Siegfried und einem weiteren jungen Freund am Abend erwartungsvoll auf den Weg machte, um eine Veranstaltung zu erleben, für die in der ganzen Stadt mit großen Plakaten geworben wurde. Als wir den Saal betraten, wurden wir allerdings von einer gähnenden Leere geschockt. Ein Saal für Hunderte von Besuchern, aber kaum ein Dutzend Leute waren anwesend – und das waren der zuständige Pastor mit seinen Helfern. Kein einziger Außenstehender hatte sich in diese Halle verirrt.

Als Dyck diesen leeren Saal sah, stellte er ziemlich angesäuert spontan sein Programm um und predigte über die Reformation im Leben des Königs Hiskia, wobei er mit deutlichen Worten auf die gegenwärtige »Pleite für Evangelisation« einging.

Das wurde dem Pastor schließlich doch etwas zu heftig und so unterbrach er ihn und meinte, er solle doch bitte seine Wutpredigt beenden, man könne ja gerne mal miteinander diskutieren. Der Evangelist ließ sich aber nicht abwimmeln und legte noch eine Schuppe drauf, bis der Pastor erregt aufsprang und ihm das Wort verbot. Schließlich standen sich die beiden wie Kampfhähne gegenüber, bis Dyck seine Sachen zusammenpackte und mir und meinen beiden Freunden zurief: *»So, kommt mal mit! Jetzt zeige ich euch mal, wo und wie evangelisiert wird!«*

Entschlossen führte er uns in die Nähe des Hauptbahnhofs Wuppertal-Elberfeld. Wir begleiteten ihn mit schlotternden Knien, als wir ihm in eine schummrige Seitenstraße folgten, wo bald eine Kneipe mit der Aufschrift »Müllenschütt« (hochdeutsch:

»Müllkippe«) in Sicht war. Dyck öffnete stürmisch die Eingangstür und wir nahmen allen Mut zusammen, um unsere Angst vor dem, was hier möglicherweise zu erwarten war, zu verbergen. Der Evangelist war am Tresen schon bekannt, denn er hatte hier schon am Vorabend für Stimmung gesorgt.

Kaum hatten wir die dunkle Kneipe betreten, als einige der anwesenden Männer Dyck mit seiner Begleitung erkannten und riefen: »*Achtung, die Frommen kommen!*« Das klang für uns zwar nicht besonders einladend, aber doch etwas entspannend. Dyck ging dann zielstrebig auf den Musikautomaten zu, schob eine Münze in den Schlitz und wählte einen Schlager, der für ihn ein Sprungbrett für eine kurze evangelistische Ansprache war. Vor Aufregung hatte ich gar nicht auf den Text geachtet und ich kann mich auch heute nicht mehr genau erinnern, ob er an diesem Abend oder an einem anderen den bekannten Schlager von Bill Ramsey »*Die Welt, die ist kaputt ...*« aufgelegt hatte. Dyck benutzte diesen damaligen Ohrwurm sehr gerne, weil alle den Text kannten und die evangelistische Anwendung auf Golgatha, Schädelstätte, Schuttabladeplatz naheliegend war. Allerdings hatte hier im »Müllenschütt« (»Müllkippe«) diese Analogie eine besondere Brisanz.

Nachdem Dyck ein paar Minuten vor einem erstaunten, aber aufmerksamen Publikum über den Müll unseres Lebens und die Möglichkeit der Sündenvergebung gepredigt hatte, schickte er uns jeweils an einen der Tische mit dem Auftrag, mit den Leuten zu reden. Mich hatte er an einen Tisch geschickt, an dem eine leicht bekleidete Frau saß, die von einigen Männern umgeben war. Da mir so langsam dämmerte, in welche Gesellschaft ich geraten war, hatte ich einen Kloß im Hals. Ich versuchte mit hochroten Ohren, ein paar Sätze über den Sinn des Lebens von mir zu geben, und war schnell mit meinem Latein am Ende. Die Leute aber erwarteten mehr von mir, aber mir war aller Mut verfliegen. Peinlich!

Die junge Frau hatte offensichtlich Mitleid mit mir und ermutigte mich mit den Worten: *»Komm, Jungchen, leg mal los!«* Ich versuchte einen zweiten Anlauf, scheiterte aber jämmerlich ein zweites Mal. Schließlich übernahm die Dame die Gesprächsführung und sagte: *»Was ihr uns hier erzählen wollt, das kenne ich schon lange!«*

Auf meine erstaunte Frage, wie ich das verstehen solle, zitierte sie einige bekannte alte Evangeliumslieder und summt mir eines vor, wobei ich verlegen einstimme und sie schließlich fragte, woher sie diese Lieder kannte und warum sie ausgerechnet hier im »Müllenschütt« ihr Geld verdienen würde. (Inzwischen hatte mir gedämmert, dass ich mich in einem Bordell befand!)

Dann erzählte sie mir im Beisein ihrer Zuhälter und Freier:

»Ich komme aus einer kaputten Familie, kenne meinen Vater nicht und habe bereits als Teenie einen Selbstmordversuch hinter mir. Ich wurde danach in eine christliche Erziehungsanstalt nach Neukirchen-Vluyn geschickt. Dort gab es die Mutter Fröhlich, die mit uns Mädels in der Küche beim Abwasch jede Menge frommer Lieder gesungen hat. Lieder wie »Komm zu dem Heiland, komme noch heut« usw. Das war eine super Zeit! Aber dann wurde ich mit 18 Jahren entlassen. Und weil ich mit meiner Vergangenheit keine Arbeitsstelle gefunden habe, bin ich schließlich hier gelandet ...«

Während hier nun eine lange Unterhaltung entstand, saß mein Freund Siegfried in einer anderen Ecke mit einigen Männern zusammen. Einer von ihnen griff in seine Jackentasche und zog ein Bündel Geldscheine heraus. Er forderte Siegfried auf: *»Rat mal, wie viel Kohle das ist!«* Als Siegfried die unerwartete Frage nicht beantworten konnte, klärte ihn der Besitzer auf: *»Das sind ungefähr 3000 DM! Gestern habe ich mein altes Auto zu Schrott gefahren. Und dann habe ich hier im Müllenschütt meine Freunde gefragt, ob sie mir helfen könnten, weil ich pleite bin.«*

Und dann haben sie das Geld zusammengeschmissen und mir geschenkt. Wenn ich Christ werde, finde ich dann bei euch in der Kirche auch solche Freunde?»

Gegen Mitternacht haben wir uns dann verabschiedet und sind wie begossene Pudel nach Hause gefahren. Wir hatten unfreiwillig eine Lektion erhalten, die saß. Ja, wir kannten die neutestamentlichen Geschichten von unserem Herrn Jesus Christus, dem Freund der Zöllner und Sünder. Wie oft hatte ich schon über Lukas 15 und Lukas 19 gepredigt. Aber nun hatten wir tatsächlich dort gesessen, wo unser Herr gesessen hat – bei den Verlorenen und Verirrten. Und wir bekamen eine kleine Ahnung davon, was unseren Herrn bei der Begegnung am Brunnen von Sichar (Johannes 4) bewegt hat.

»Der Zulauf der Massen ist uns nicht verheißen – aber den Massen nachzulaufen, ist uns befohlen!«

Wolfgang Dyck war einer der ganz wenigen Evangelisten, der den Missionsbefehl Jesu verwirklichte, an die »Hecken und Zäune« zu gehen. In Diskotheken, Nachtclubs, Gefängnissen, Erziehungsheimen, auf der Straße und in den Schulen war er unermüdlich mit der Botschaft vom Heil in Jesus Christus unterwegs. In seiner Hingabe war er für uns Jüngere ein großes Vorbild. Ich habe miterlebt, wie er nicht nur ein bis zwei Stunden pro Tag, sondern von morgens 8 Uhr bis oft nach Mitternacht um Menschen rang und warb.

In seinem äußerst packenden Vortrag »Der große Auftrag« berichtete er:

»Als ich vor Kurzem in Karlsruhe war, gab man mir Gelegenheit, im Stadion des Karlsruher SC vor 21 000 Zuschauern eine Minute lang über Lautsprecher zu predigen. Es war nur eine Minute, aber ich bin überzeugt, dass diese Minute in der Ewigkeit

wiedergefunden wird. Sekunden sind oft entscheidend für den Tod einzelner Menschen [...], sollten dann nicht auch Sekunden entscheiden können, ein neues Leben zu beginnen? In einer Sekunde, in welcher Gottes Wort zur rechten Zeit gesprochen wird, kann Glaube entstehen, wenn Gott es gefällt. Und wenn es ihm nicht gefällt, können wir 10 Stunden reden, ohne dass etwas dabei herauskommt.«

Ab und zu deutete er mir an, dass er nicht glaube, eine lange Lebenszeit vor sich zu haben. Vielleicht lag hier auch ein Grund für seinen rastlosen Einsatz. Leider währte unsere Zusammenarbeit nicht lange, aber immerhin lernte ich auch seine Frau und die beiden kleinen Töchter kennen, als er in Hachenburg (Westerwald) wohnte.

Wenige Wochen nach unserer unvergesslichen Aktion in Wuppertal hielt er eine Evangelisation in Korbach. Nach dem letzten Abend gab es noch lange Aussprachen, und danach wurde er von einem jungen Mitarbeiter in Richtung Heimat gefahren.

Kurz vor dem Ziel Hachenburg geschah dann der tragische Unfall, von dem am nächsten Tag Rundfunk, Fernsehen und Presse sachlich-nüchtern berichteten:

»Durch einen Verkehrsunfall kamen auf der Bundesstraße 414, zwischen Herborn und Nister-Möhrendorf, in dieser Nacht der Evangelist Wolfgang Dyck und sein zwanzigjähriger Assistent Christoph Gölz ums Leben. Der Personenwagen war auf einen am rechten Straßenrand geparkten Lkw aufgefahren. Beide Insassen waren sofort tot.«

Als Hannelore Dyck, die in diesen Tagen ihr drittes Kind erwartete, uns am Morgen des 16.2.1970 diese Nachricht per Telefon

Kapitel 5

mitteilte, konnten wir das Handeln Gottes nicht verstehen. Doch ist mir seitdem ein Bibelvers besonders wichtig geworden, den man auch über das Leben von Wolfgang Dyck stellen könnte:

»Sei es, dass wir leben, wir leben dem Herrn; sei es, dass wir sterben, wir sterben dem Herrn. Sei es nun, dass wir leben, sei es, dass wir sterben, wir sind des Herrn.« — Römer 14,8

Einige Wochen nach der Beerdigung übergab mir Hannelore Dyck alles, was sie als Unterlagen von ihrem Mann und über ihn besaß: jede Menge Tonbänder mit Vorträgen von ihm, haufenweise Zeitungsartikel und Interviews mit ihm, seine Evangelisationen usw. Ihr Wunsch war, dass aus diesem Material vielleicht einmal ein kleines Buch über ihren Mann erscheinen könnte.

Das hat allerdings fast sechs Jahre gedauert. Als Ulrich Parzany im Schwelmer CVJM eine Evangelisation abhielt, fragte ich ihn, ob er bereit wäre, ein solches Buch zu verfassen. Immerhin kannte er Dyck recht gut und dieser hatte auch schon im Essener Weigle-Haus gepredigt und aus seinem Leben erzählt.

Aber Parzany meinte, dafür habe er keine Zeit, und ermutigte mich, ich sollte doch einfach mal selbst diese Aufgabe anpacken.

Irgendwann habe ich dann tatsächlich damit angefangen, und so erschien das zeugnishaft kleine Taschenbuch »Vom Knast zur Kanzel«, das immerhin mehr als 10 Auflagen erlebte und auch heute noch auf clv.de als Download zu lesen ist.¹⁸



18 Wolfgang Dyck/Wolfgang Bühne, *Vom Knast zur Kanzel – Das Leben des Wolfgang Dyck*, Wuppertal: Verlag und Schriftenmission der Evangelischen Gesellschaft, 1976; später bei CLV erschienen.

»Wer ist wie Gott!«

Nur wenige Wochen nach dem Heimgang von Wolfgang Dyck wurde im März 1970 unser erster Sohn geboren und wir gaben ihm den Namen »Michael«. Dieser hebräische Name bedeutet »Wer ist wie Gott!«. Das zeigte unsere Dankbarkeit und Freude über dieses Geschenk und drückte auch den Wunsch für unseren Erstgeborenen aus, ein Hinweis auf diesen Gott zu sein.

Damals war es noch nicht erlaubt, als Vater der Geburt beizuwohnen, und so wurde ich per Telefon über dieses freudige Ereignis informiert.

Michael wuchs mitten in unserem Trubel auf, umgeben von einer Menge Jungen, die unsere Wohnung bevölkerten und den kleinen Michael verwöhnten. Wir wundern uns heute und danken unserem Herrn, dass Ulla das alles so fröhlich verkraftet hat, und der kleine Michael hat offensichtlich auch keinen psychischen Schaden durch diese nicht alltägliche Umgebung davongetragen.

»Ebbi Fröhlich« und das sagenhafte »Schweine-Rodeo«

Etwa zu diesem Zeitpunkt stand plötzlich ein kleiner, agiler Mann mit Schlips und Kragen in unserer Drogerie, 30 bis 40 Jahre alt, wahrscheinlich ein Vertreter, wie sein akkurates und wortgewandtes Auftreten vermuten ließ. Nachdem die anderen Kunden den Laden verlassen hatten, stellte er sich als Eberhard Witt aus Volmarstein vor, der als Vertreter der bekannten ABUS-Sicherheitssysteme unterwegs war und offensichtlich auch kein schlechter Verkäufer war. Meinem Vater war er bekannt, denn er war einer der Söhne seines alten Freundes Walter Witt.

Er gehörte zu der großen Versammlung in Volmarstein, in der einer der führenden »Lehrbrüder« ebenfalls Vertreter für Schlös-

ser usw. war, allerdings von der ortsansässigen Konkurrenz »Burg-Wächter«. Beide bedienten den gleichen Kundenstamm, beide konnten sehr überzeugend und redegewandt auftreten, beide kämpften in der Woche um jeden Auftrag und beide saßen am Sonntag gemeinsam in der damals als sehr streng bekannten Versammlung im »Brandstöcken«.

Verschiedener konnten diese beiden kämpferischen Typen kaum sein. Der ältere Reinhold, theologisch versiert, mit dem wichtigen Anliegen, die reine Lehre vor jeder Verwässerung und Verfälschung zu bewahren. Der jüngere Eberhard, mit einem brennenden Herz für praktisches Christsein, Nachfolge und Mission.

Eberhard (bald Ebbi genannt) hatte vor Kurzem eine Art persönliche Erweckung erlebt. Das herausfordernde Buch von W. MacDonald »Wahre Jüngerschaft« war ihm dafür ein Augenöffner wie auch die Biografie des originellen und radikalen Afrikamissionars C. T. Studd. Nun hatte er gehört, dass wir in Stukenbrock Freizeiten veranstalteten und auch in Schwelm eine evangelistische Jugenarbeit durchgeführt wurde.

Er erklärte mir, dass er zwar schon ein bisschen älter sei als ich, aber sich nun entschlossen habe, sein restliches Leben dem Herrn zu weihen. Er hoffte, in meiner Person einen Partner mit dem gleichen Anliegen zu finden.

Einer seiner Lieblingsverse lautete: »Einer jagt tausend und zwei zehntausend« (vgl. 5. Mose 32,30). Er strahlte einen Optimismus, eine Einsatzfreude und Fröhlichkeit aus, die nicht nur aus Rhetorik bestand, sondern glaubwürdig wirkte. Wie oft hat er mich in den späteren Jahren, wenn ich bedrückt oder missmutig war, an Psalm 16,11 erinnert: »Fülle von Freuden ist vor deinem Angesicht«! Seine Fröhlichkeit wirkte ansteckend und bald bekam er von den Jungen den ehrenvollen Spitznamen »Ebbi Fröhlich« verpasst.

Ebbi gewann sofort mein Vertrauen und wurde uns für viele Jahre ein enger Freund und Mitarbeiter. Vielen Jungen war er durch seine Selbstlosigkeit, Einsatzfreude und Echtheit ein ermutigendes Vorbild. Hatte er bisher als Vertreter gelernt, Käufer für Schließsysteme zu gewinnen, so setzte er nun seine Begabung ein, um Herzen von jungen Menschen für den Herrn Jesus und sein Wort zu öffnen.

Jede Art von gekünstelter Frömmigkeit und Heuchelei war ihm zuwider. Keine Arbeit war ihm zu dreckig oder zu schwer, wenn es in Stukenbrock und später in Schoppen um Reparaturen und Renovierungen ging.

Der langjährige Freund von Ebbi, Herbert Oberwinter, und dessen Frau Christel wurden von Ebbis radikaler Hingabe angesteckt, und da sie in Meinerzhagen wohnten, wurden sie nach unserem Umzug nach Schoppen ebenfalls wertvolle Freunde von uns und sehr aktive Mitarbeiter in der Freizeitarbeit.

Da Ebbi nun einen großen Teil seines Jahresurlaubs und seiner freien Zeit für die Freizeitarbeit einsetzte, erbat er sich von seinem Arbeitgeber jährlich einige Wochen unbezahlten Sonderurlaub. Die Geschäftsleitung war allerdings nicht damit einverstanden, weil Ebbi ein hervorragender Vertreter war. Die Folge war, dass er kurz entschlossen kündigte. Ich konnte ihn auf einen bekannten Unternehmer in Meinerzhagen aufmerksam machen, der für seine Kartonagenfabrik dringend einen guten Vertreter suchte.

Der Chef dieser Firma, der originelle, kantige und etwas rustikale Bruder Alfred, ging auf dieses Risiko ein und stellte ihm beliebig viel Urlaub in Aussicht, wenn er nur entsprechend viele Aufträge herbeischaffen würde. Er wurde nicht enttäuscht: Mit jedem »Urlaub«, den Ebbi für Jugendarbeit und Missionseinsätze einsetzte, bekam er besonders viele Aufträge.

In den folgenden Jahren, in denen wir als junge Familie mit zusätzlichen Pflegekindern und ehemaligen Drogenabhängigen oft

finanziell auf dem Schlauch standen, fanden wir oft überraschend in einer unserer Bibeln, in einer Kaffeekanne oder Vase einen großen Geldbetrag ohne Absender – Ebbi hatte uns besucht und kein Wort darüber verloren. So war er uns in jeder Hinsicht eine enorme Hilfe; besonders in den ersten Jahren stand er uns für jeden Einsatz fröhlich zur Verfügung.

Auch für unsere jungen Mitarbeiter war er ein Motivator, aber auch ein mitfühlender Seelsorger, der immer auf das Vorbild unseres Herrn aufmerksam machte und ermutigte, den Verheißungen Gottes zu vertrauen. Der Waisenvater Georg Müller war ihm darin ein großes Vorbild. Ebenso wie dieser Glaubensmann hatte Ebbi in seiner Frau Paulette eine verständnisvolle, weise und hingeebene Gehilfin gefunden, die ihn tatkräftig unterstützt hat, ihm aber auch eine wertvolle Korrektur war.

»Schweine-Rodeo«

Ebbi liebte Risiko und Abenteuer, und so war er in seinem Element, als Jahre später mit einer Schoppen-Jungenfreizeit ein Ausflug zum Panorama-Park Sauerland gestartet wurde. Dieser Erlebnispark hatte damals viel weniger Attraktionen als heute, wurde aber von den Freizeitlern gerne besucht. Jemand kam auf die Idee, man sollte doch einen Wettbewerb starten, wem es gelingen würde, im Wildschweingehege die längste Zeit auf einem Wildschwein zu »reiten«. Eine völlig verrückte Idee – aber damals war das Gehege nicht so abgesichert wie heute und viele fremde Zuschauer waren auch nicht in Sicht. Natürlich war Ebbi der Erste, der es wagte, sich für wenige Sekunden zur Gaudi der Jungen auf eines der Schweine zu schwingen.

Wer damals die längste Zeit »ritt«, habe ich nicht mehr in Erinnerung. Es war auch kaum mit der Stoppuhr zu messen, so schnell flogen die wenigen verwegenen Reiter in den Dreck. Aber für die



Das unvergessliche »Schweine-Rodeo«

zuschauenden Jungen war das natürlich ein Spektakel, über das später mehr geredet und gelacht wurde als über den »Fichtenflitzer« oder die Achterbahn.

Aber wenn derselbe Ebbi dann in der Abendbibelstunde Gottes Wort weitergab, hörte jeder zu, weil er einfach trotz des Altersunterschieds einer von ihnen und glaubwürdig war.

Nach vielen Jahren intensiver und gesegneter Mitarbeit in Schoppen lernte er unseren Freund Martin Vedder und die von ihm gegründete »Zentralafrika-Mission« kennen. Da Ebbi perfekt Französisch sprach, fand er hier ein weiteres Aufgabengebiet, das auch seiner Abenteuerlust entsprach: Ab 1987 besuchte er regelmäßig Länder wie Kamerun, Kongo, Tschad und Niger, um dort viele Jahre die Arbeit der ZAM mit den Emmaus-Bibelkursen zu unterstützen.

Als ich im März 2021 nach vielen Jahren Ebbi und seine Frau in Volmarstein besuchte, war er inzwischen 85 Jahre alt, aber strahlte weiterhin seine ansteckende Freude am Herrn aus und erinnerte mich an Kaleb, der in seinem hohen Alter zu Josua sagen konnte:

»... ich bin heute fünfundachtzig Jahre alt. Ich bin heute noch so stark wie an dem Tag, als Mose mich aussandte ...«
— Josua 14,10-11

Beim Abschied sah ich an einer Wohnzimmerwand in schönen, auffallend großen Buchstaben einen unserer Lieblingsverse, der mich mit Ebbi über Jahrzehnte verbunden hatte und den er für alle sichtbar gelebt hat: Es ist der Arbeitsauftrag unseres Herrn und Meisters:

»Niemand, der seine Hand an den Pflug gelegt hat und zurückblickt, ist geschickt zum Reiche Gottes.« — Lukas 9,62

Nicht nur Sonnenschein ...

Nach diesem zeitlichen Ausflug mit Ebbi zurück nach Schwelm. Die Freizeiten in Stukenbrock mehrten sich, weil nun auch etwas ältere Jugendliche Interesse daran zeigten. Zu dieser Altersgruppe hatte besonders mein älterer Bruder Gerd mit seiner Frau Gerda einen guten Draht. Gerd leitete die Freizeiten für die älteren Jungen, Gerda unterstützte Tante Helmi in der Küche. Auch außerhalb der Freizeiten waren die Kerle in ihrer Wohnung am Ehrenberg gerne zu Gast.

In Solingen gab es schon lange eine große Kinderarbeit, und als sie von uns hörten, vertrauten sie uns auch einige ihrer Kinder und Mitarbeiter an, und so wuchs der Freundeskreis in kurzer Zeit.

Horst Eckhard aus Dortmund, der Schwager meines Bruders Gerd und Neffe von Tante Helmi, wagte es auch, in einer der Freizeiten mitzuarbeiten, und begann dann in Dortmund in einem »sozialen Brennpunkt« eine Kinder- und Jugendarbeit, die in den kommenden Jahren enorm wuchs und vielen Familien zum Segen wurde.

Als Ulla 1971 im 7. Monat schwanger war und sich so langsam auf die Geburt vorbereitete, gab es einige Komplikationen, sodass sie in das Marienhospital in Schwelm eingeliefert werden musste. Nach einer hektischen, schmerzgeprägten Fahrt sahen die Ärzte keine andere Möglichkeit, als eine Einleitung zu veranlassen.

»*Schauen Sie nicht hin!*«, warnten die Ärzte Ulla nach der Geburt. Das Baby hatte einen offenen Rücken – und es war tot. Ulla durfte es nicht einmal berühren. Die Ärzte hielten es für richtig, Ulla zu schonen und ihr das Kind nicht zu zeigen. So haben wir auch kein Bild oder irgendeine Erinnerung an unser Zweites. Damals war es wohl auch nicht üblich, eine Frühgeburt zu beerdigen, und so mussten wir irgendwie mit dem Verlust und der Trauer klar kommen. Rückblickend erahne ich, wie sehr Ulla darunter gelitten hat, ohne viel darüber zu reden. Der viele Betrieb in unserer Wohnung und die damit verbundenen Aufgaben haben uns so in Beschlag genommen, dass kaum Zeit und Ruhe vorhanden war, um den Schmerz zu verarbeiten. Wunden müssen heilen, und es ist nicht gut, Schmerz zu verdrängen, der sonst ein Leben lang anhalten und die Wunde vergrößern kann.

Allerdings traf einige Wochen später ein Ereignis ein, das ungeahnte Folgen für unsere Familie hatte ...

»Beatle«

Inzwischen stand uns für die Jugendarbeit ein blauer, gut erhaltener Ford Transit zur Verfügung. Wenn am Samstagabend das Programm mit Spiel, Sport, Kaffeetrinken und Bibelstunde zu Ende war – meist so um 18:30 Uhr bis 19 Uhr –, dann fuhr ich die Jungen, die nicht mit einem Fahrrad gekommen waren, in unserem Ford Transit nach Hause. Meist saßen dann 10 bis 12 Jungen im Auto und ich fuhr zuerst »Rackyland« an, wo die meisten zu Hause waren. Dann lieferte ich den Rest in der Berliner Straße ab.

An einem solchen Samstag fuhr ich, nachdem ich mich von dem letzten Jungen verabschiedet hatte, müde und erschöpft nach Hause, ohne zu ahnen, was buchstäblich hinter meinem Rücken geschah. Am nächsten Morgen wurde ich in aller Frühe aus dem Bett geklingelt und die Polizei stand mit ernstem Gesicht an der Tür. Ob ich gestern Abend in Nähe der Berliner Straße nichts bemerkt hätte? Ich konnte mich an keine Besonderheit erinnern. Dann klärten sie mich auf, dass einer der Jungen, die ich an dem besagten Haus herausgelassen hatte, sich bei meiner Abfahrt heimlich auf die hintere Stoßstange gestellt hatte und in einer Kurve weggeschleudert wurde. Er berichtete, der Junge sei dann zunächst mit Blaulicht ins Krankenhaus gebracht und dann mit der Diagnose Schädelbasisbruch in eine Spezialklinik nach Wuppertal verlegt worden, wo er jetzt um sein Leben ringe.

Tief geschockt und mit schlimmsten Befürchtungen machte ich mich fertig, um die Familie von Bernd aufzusuchen, den wir inzwischen wegen seiner strohblonden langen Haare und seiner Imitationsfähigkeit im Singen »Beatle« genannt hatten. Es war an diesem Morgen etwa 8 Uhr, als ich mit schlotternden Knien und auf alles gefasst die Treppen der verrufenen »Berliner Straße 33« hinaufstieg. Als ich klopfte und klingelte, machte zunächst keiner auf und meine Befürchtungen mehrten sich. Schließlich öffnete eine gähnende Frau im Nachthemd und mit zerzausten Haaren die Tür. Ich war auf ein lautstarkes Donnerwetter der Mutter gefasst, die mir als Frau mit zweifelhaftem Ruf bekannt war. Aber statt heftiger Vorwürfe sagte sie nur: *»Geschieht dem Jungen ganz recht, warum muss der auch immer solch einen Blödsinn machen!«*

Verwirrt, aber zugleich erleichtert fuhr ich zu unserer Wohnung, um Ulla die Geschichte zu erzählen.

Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wie lange Bernd im Krankenhaus lag; auf jeden Fall hörte ich dann von seinen



Bernd (Beatle) und Carlo – unsere ersten Pflegekinder

Freunden, dass Bernd zu Hause nicht einmal ein eigenes Bett besaß, sondern auf einer alten Matratze auf dem Fußboden schlafen würde. Als ich das Ulla erzählte, kam bei uns die Frage auf, ob es vielleicht Gottes Wille sei, dass wir diesen Jungen in unsere Familie aufnehmen sollen, nachdem uns der Herr ein Kind genommen hatte.

Als einige Tage später Bernds Mutter zu uns in die Drogerie kam, sah sie mich unvermittelt an, grinste und sagte: *»Wenn Sie diesen Bengel haben wollen, können Sie ihn gerne mitnehmen!«* Ob sie das in diesem Moment wirklich ernst meinte, weiß ich bis heute nicht. Auf jeden Fall war diese Aussage der Mutter – übrigens die getrennt lebende Frau des gefürchteten »Finger-Joe« – für Ulla und mich das Zeichen, dass wir Bernd aufnehmen sollten. Es dauerte nicht lange, und Bernd fand dann in unserem Wohnzimmer auf der Couch sein Bett und sein neues Zuhause und wir hatten unser erstes 10-jähriges »Pflegekind« – ohne Erfahrung und ohne Ahnung, auf was wir uns damit eingelassen hatten.

»Wenn ihr kommt, gibt's schönes Wetter!«

Unsere Freizeitarbeit lief nun schon vier Jahre auf vollen Touren. In allen Ferienwochen des Jahres außer den Weihnachtsferien fanden Freizeiten für Jungen im Alter von 10 bis 18 Jahren statt und auch Mitarbeiterfreizeiten, in denen wir uns Zeit nahmen, um die Bibel zu studieren, zu beten und die Freizeiten vorzubereiten.

Aber unser geliebtes »Fort Laramy« begann mit den Jahren zu schwächeln. Inzwischen war das Dach so undicht, dass wir auf trockenes Wetter angewiesen waren. Zwar freuten sich die Bauern, wenn mit den Schulferien unsere Freizeiten starteten, denn sie hatten festgestellt, dass meistens mit uns eine schöne und warme Wetterperiode ins Land kam. Natürlich gab es auch Tage, an denen es regnete und wir in den Schlafzimmern Eimer aufstellen mussten, weil das Dach völlig marode war.

Da wir in manchen Freizeiten zusätzlich Zelte aufstellen mussten, weil sich so viele angemeldet hatten, wurde das Problem mit den fehlenden sanitären Anlagen auch immer kritischer.



Standardessen im Freien: Kartoffeln mit Eiersoße

Zwar hatte uns jemand zwei Baustellentoiletten spendiert, was eine enorme Modernisierung bedeutete. Aber diese kleinen Buden hatten den Nachteil, dass an den Seiten Tragegriffe montiert waren. So entwickelte sich eine neue Sportdisziplin: Vier Jungen packten eine Toilette und transportierten sie mitsamt dem um Hilfe schreienden Besucher zig Meter in den Wald, um dann schnell unerkannt zu verschwinden.

Unsere Schwestern hatten es bei aller Romantik auf die Dauer besonders schwer: Unter den geschilderten Einschränkungen bis zu 60 junge hungrige Kerle satt zu bekommen, führte sie oft an den Rand ihrer Kräfte.

So begannen wir zu beten, dass Gott uns doch irgendwo und irgendwie eine neue Bleibe für die wachsende Freizeitarbeit zeigen und zur Verfügung stellen möge.

Da mein Vater zu diesem Zeitpunkt als Inhaber der Drogerie bereits im Rentenalter war und miterlebte, dass ich bald mehr in der Jugendarbeit als in der Drogerie tätig war und wohl auch da gebraucht wurde, hatte er viel über die Situation nachgedacht und gebetet.

Schließlich äußerte er zu meinem Erstaunen den Gedanken, ob es nicht vielleicht Gottes Wille sein könnte, dass wir die inzwischen recht gut gehende Drogerie verkaufen oder auflösen. Dann könnten sie als Eltern beruhigt in den wohlverdienten Ruhestand gehen und ich wäre frei, mein Leben in die evangelistische Jugend- und Literaturarbeit zu investieren.

Wie dankbar bin ich nachträglich für meine Eltern, die mich nie abgehalten haben, dem Herrn zu dienen, und die bis an ihr Lebensende meinen Dienst mit viel Gebet begleitet haben!

Kapitel 6

Ausgerechnet Sauerland?



Wie es dazu kam, dass wir schließlich im Jahr 1972 in ein wunderschönes, abgelegenes Tal in der Nähe von Meinerzhagen umziehen konnten, ist eine lange Geschichte, die man kaum auf ein paar Seiten schildern kann, daher nur ganz kurz der Werdegang:

Einige ältere Brüder aus unserer Heimatversammlung in Schwelm, die unsere Jugendarbeit sehr unterstützt und jahrelang gegen alle Kritik verteidigt hatten, verwalteten einen größeren Geldbetrag, der als Erbe für Kinder- und Jugendarbeit bestimmt war. Sie hatten sich umgeschaut, ob es nicht irgendwo im weiteren Umkreis von Schwelm ein größeres abgelegenes Haus zu kaufen gäbe, das für die Fortsetzung unserer Freizeitarbeit geeignet wäre.

Einer dieser Brüder, H.-J. Timmerbeil, besaß damals ein Wochenendhaus in Meinerzhagen, kannte dort auch die Brüderversammlung und hatte ein freundschaftliches Verhältnis zu »Onkel Karl«, einem urwüchsigen, originellen Sauerländer, sehr emotional und durchsetzungsstark. Er war als »Stadtbaurat« Chef des Bauamts Meinerzhagen und hatte ein Herz für Evangelisation und junge Leute.

Als dieser »Onkel Karl« von unserem Anliegen hörte, schaute er sich um und fand bald heraus, dass ein gewisser Bauer, der zwar gut betucht, aber mit allen möglichen Leuten verkracht war, einen alten Bauernhof mit dem eigentümlichen Namen »Schoppen« im Außenbezirk von Meinerzhagen verkaufen wollte. Langjährige Verhandlungen waren wegen seines schwierigen Charakters erfolglos verlaufen, und so war dieser Bauernhof einige Jahre unbewohnt geblieben, was den Wert dieses Hofes natürlich nicht gesteigert hatte.

Inzwischen war er zu Zugeständnissen bereit, und so kam es, dass durch das Verhandlungsgeschick unserer älteren Freunde dieses Bauernhaus mit Nebengebäuden und Umland recht günstig erworben werden konnte.



Erster Eindruck: Viel Asphalt und grau ...

Als ich zum ersten Mal dieses Anwesen besichtigte, war ich nicht unbedingt begeistert. Zwar befanden wir uns in einem landschaftlich reizvollen Tal und die zahlreichen ehemaligen Ställe für Kühe, Pferde, Schweine und Hühner konnte man sicher gut nutzen. Aber mit »Fort Laramy« in Stukenbrock war es nicht zu vergleichen. Dort befand man sich nach 30 Metern schon im Wald und der Sandboden sorgte dafür, dass es keine Pfützen gab. Hier umsäumten Kuhwiesen das Gebäude und um in den Wald zu kommen, musste man schon einen Marsch machen. Außerdem führte eine schmale Straße mitten durch das Gehöft und ich fragte mich, wie man hier Freizeiten durchführen könnte.

Immerhin floss unten im Tal ein kleiner Bach und dort befand sich auch eine größere Wiese, die man sicher für Ballspiele präparieren konnte. Aber ansonsten konnte ich mich nicht auf Anhieb für Haus und Gelände begeistern.

Dazu kam, dass sich nur einen Steinwurf entfernt ein kleiner weiterer Bauernhof befand. Wie sollte dieser Nachbarhof »Schop-

Kapitel 6

pen 2«, der noch in Betrieb war und von Familie Funke bewirtschaftet wurde, mit einer wilden Freizeitarbeit klarkommen?

Aber unsere fachkundigen älteren Brüder hatten schon Vorstellungen, wie man die Straße verlegen, einen zugewachsenen Teich mit einem riesigen alten Wasserrad wieder flottmachen könnte usw.

Zunächst sollte die ehemalige Bauernwohnung für uns als Familie renoviert und erweitert werden, damit wir bald dort einziehen konnten, für den Freizeitbetrieb sollte dann alles Weitere nach und nach fertiggestellt werden.

Erfreulich war, dass eine Anzahl junger und älterer Geschwister aus der nah liegenden Versammlung Worbscheid großes Interesse zeigten und ihre tatkräftige Unterstützung beim Umbau anboten.

Gott sei Dank brauchte ich mich nicht um die schwierigen organisatorischen Dinge zu kümmern, zumal es eine ganze Reihe behördlicher Auflagen gab, weil Schoppen in einem besonders geschützten Außenbereich gelegen ist. Wir konnten zunächst weiterhin in Schwelm unsere Jugendarbeit fortsetzen und die Freizeiten nun vorübergehend in Freizeitheimen unserer Umgebung planen und durchführen.

Es wurde der Verein »Freizeithaus Schoppen« gegründet, der zunächst den zu einem Freizeitheim umgebauten Bauernhof von dem Bruder mietete, der das Objekt gekauft hatte. Nach einigen Jahren schließlich wurde der Verein Eigentümer dieser Anlage.

Im Glauben leben ...

Besonders durch die Bücher »Wahre Jüngerschaft« und »Denk an deine Zukunft« wurde mir bewusst, dass das praktische Vorbild unseres Herrn auch in den Fragen Geld, Besitz und »Leben mit leichtem Gepäck« unser Maßstab sein sollte.

Auch die vielen älteren Biografien, die ich zum großen Teil aus der »Brockensammlung« gefischt hatte, und die zahlreichen Bücher, die Wilhelm Busch in seiner Monatsschrift »Licht und Leben« rezensiert hatte, veränderten mein Denken und Leben in diesen Bereichen.

So hatten mich die erstaunlichen Glaubenserfahrungen von Georg Müller, des »Waisenvaters von Bristol«, stark beeinflusst. Der wiederum hatte von seinem Schwager A.N. Groves, dem »Vater der Glaubensmission«, gelernt.

Dann das Vorbild von C.T. Studd, der nach seiner Bekehrung seine glänzende Sportlerkarriere an den Nagel hing. Er verschenkte ein Millionenerbe, um im Vertrauen auf Gottes Versorgung als Missionar nach Indien, China und später in den Kongo zu gehen.

Natürlich auch das Leben von Hudson Taylor, der als Pioniermissionar in China auf alle materiellen Sicherheiten verzichtete und die »China-Inland-Mission« gründete. Diese Vorbilder hatten in mir den Wunsch geweckt, in meinem kleinen Radius ebenso auf Gottes Verheißungen zu vertrauen.

Ob das immer echter Glaube oder oft auch nur eine gewisse jugendliche Unbekümmertheit und Risikofreude war, kann ich heute schlecht beurteilen. Manchmal war es sicher auch die nicht besonders geistliche Absicht, zu provozieren, die mich dazu trieb, bestimmte Dinge zu tun oder eben nicht zu tun.

Jedenfalls war es meine feste Absicht, niemals um Geld zu betteln, wenn es um persönliche Bedürfnisse ging, oder auf fehlende Finanzen hinzuweisen, wenn es um das Werk des Herrn ging.

Auch das vorbildliche Leben von John Wesley, dessen Theologie ich in einigen Bereichen nicht teilen kann, aber dessen Hingabe und Haltung zu Geld und materiellen Gütern absolut herausfordernd ist, hatte mich enorm ermutigt. Bis heute macht es mich traurig, wenn durchaus bekannte evangelikale Missionswerke mit

sicher guten Absichten peinliche Spendenaufrufe machen oder auf ihre finanziellen Defizite hinweisen.

»Gottes Werk, auf Gottes Weise getan, wird niemals Gottes Versorgung vermissen.« — Hudson Taylor

Dieses Bekenntnis und diese Erfahrung, die Hudson Taylor ausgesprochen hat, sollte man in großen Buchstaben in das Stammbuch eines jeden Missionars schreiben.

Gott hatte uns bereits in den ersten Jahren unserer Ehe so viele Mut machende Erfahrungen auf diesem Gebiet geschenkt, dass es uns bis heute leicht gemacht wurde, seinen Verheißungen zu vertrauen. Das bedeutet jedoch nicht, dass wir immer Überfluss hatten, nie an Gottes Güte gezweifelt hätten und keine Anfechtungen auf diesem Gebiet kannten.

Manche kleinen Wunder, die für uns damals völlig rätselhaft waren, fanden erst nach Jahrzehnten ihre Erklärung.

Im Jahr 2020, also etwa 50 Jahre nach den Ereignissen, schrieb mir Ulrich Freerksema folgendes Erlebnis, das ich gar nicht mehr in Erinnerung hatte:

Sonntagnachmittag im Frühsommer 1971. Wir fahren mit dem Ford Transit von der Barmer Straße zur Versammlung. Das Auto ist voll mit Jungs vom Rackyland und der Berliner Straße. Ich sitze hinter dem Fahrer, Wolfgang. Er unterhält sich mit den Beifahrern. Plötzlich spitzte ich die Ohren. Er spricht von Erlebnissen in den letzten Monaten:

»Ich war mit Beatle mittags auf dem Weg nach Hause und sagte zu ihm, dass wir am Nachmittag in die Metro müssten, um für die nächste Freizeit einzukaufen. Auf seine Rückfrage, ob ich denn genug Geld hätte, musste ich mit ›Nein‹ antworten. Er lachte. Zu

Hause angekommen, wurde erst einmal der Briefkasten im Treppenhaus geöffnet, sicher war Post darin. Aber wir staunten beide: lauter Kleingeld, Zwei-Mark- und Fünf-Mark-Stücke fallen uns entgegen. Wir haben das Geld, um einzukaufen!

Einige Monate später die ähnliche Situation. Wieder sind wir auf dem Nachhauseweg, müssen am Nachmittag einkaufen. Die Frage nach dem Geld beantwortete ich wieder mit ›Nein‹. Beatle lachte und sagte: ›So wie letztes Mal wird es wohl nicht wieder gehen!‹ Wir kommen an den Briefkasten – und wieder fällt uns lauter Kleingeld entgegen. Gott sorgt für seine Kinder!«

Ich habe im Transit staunend zugehört und mich dann riesig gefreut. Denn jetzt wusste ich, warum ich das durch Zeitungsaus-tragen verdiente Geld dort deponiert hatte ...

Ulrich, der Sohn von Tante Helmi – damals etwa 14 Jahre alt – hatte diese schöne Erfahrung jahrzehntelang für sich behalten. Er hatte das Geld und auch das Trinkgeld, das er sich verdient hatte, ohne ein Wort darüber zu verlieren in unseren Briefkasten geworfen.

Er wurde in den folgenden Jahren ein wertvoller Mitarbeiter in der Jugendarbeit und später jahrelanger Leiter des EAD (»Evangelischer Ausländerdienst«, jetzt: »Orientierung: M« e.V.) in Dortmund und ist bis heute ein vertrauter Freund.

Seine Bescheidenheit ist eine schöne Illustration zu Lukas 16,10: »Wer im Geringsten treu ist, ist auch in vielem treu.«

Stotternder Neustart

Inzwischen bereiteten wir uns auf den Umzug nach Meinerzhagen vor. Die Jugendarbeit in Schwelm sollte von jungen Mitarbeitern aus Schwelm und Umgebung weitergeführt werden und ich wollte sie von Meinerzhagen aus so gut wie möglich unterstützen.

Wenige Tage vor dem Umzug sprach mich der 16-jährige Harald aus der Berliner Straße an. Er war auf einer der Freizeiten in Stukenbrock zum Glauben gekommen. Kurz vor unserem Gespräch hatte er eines Nachts gehört, wie sich seine Eltern im Nebenzimmer leise unterhielten und überlegten, wie sie Harald loswerden könnten – sie wollten sich scheiden lassen. Das hatte ihn derart schmerzlich getroffen, dass er Ulla und mich fragte, ob es nicht möglich sei, dass er mit uns nach Schoppen ziehen könnte. Wir sahen das als eine weitere Aufgabe an, die Gott uns vor die Füße gelegt hatte, und sagten zu.

Als ich ihn damals für den Umzug abholte, hatte er seinen kleinen Koffer gepackt und hielt eine etwas dicke Katze im Arm, obwohl ich ihm zur Bedingung gemacht hatte, dass diese Katze in Schwelm bleiben müsse. Zum einen war ich kein besonderer Katzenfreund und zum anderen wollte ich auch Ulla und unsere junge Familie schonen, zumal die Geburt unseres dritten Kindes bevorstand.

Aber Harald war wie versteinert und nicht zu bewegen, sein geliebtes Tier zurückzulassen. Schließlich stieg er mit Koffer und Katze in unser Auto und ich machte ihm deutlich, dass er aber unterwegs in der Nähe eines Bauernhofs die Katze aus dem Auto lassen müsse, wo dieses Tier sicher eine gute neue Umgebung haben würde. Harald nahm meine Ansage wortlos zur Kenntnis. Kurz hinter Halver hielt ich dann an einem in meinen Augen geeigneten Ort an und befahl Harald mit Nachdruck, sich jetzt endgültig von der Katze zu verabschieden, die es doch hier viel schöner habe als in der Baustelle Schoppen. Nach einer kurzen, sprachlosen Pause setzte Harald dann tatsächlich die Katze aus und brach dann während der Weiterfahrt in ein herzerreißendes Wimmern aus, das ich noch heute im Ohr habe.

Damals hatte ich kein Gespür für die Tragik dieser Szene und welche inneren Qualen Harald litt. Erst viele Jahr später in einer sehr schwierigen, lebensbedrohlichen Situation erklärte er mir, welche Folgen meine damalige Gefühllosigkeit für ihn hatte. Ich hatte ihn von dem einzigen Wesen, das er liebte und das offensichtlich auch ihm vertraute, erbarmungslos getrennt und damit für Jahre sein Vertrauen verloren. Damals musste ich ihn um Vergebung für meine Rücksichtslosigkeit bitten.

Harald hat dann etwa 8 Jahre in unserer Familie gelebt und war für unsere Kinder so etwas wie ein großer Bruder. Bei dem uns gut bekannten gläubigen Schreinermeister Jungermann in Meinerzhagen konnte er eine Lehre als Schreiner machen und abschließen. Heute steht er mit seiner Frau Sabine und ihren beiden Kindern in der Nachfolge unseres Herrn. Gott sei Dank haben wir bis heute eine vertrauensvolle Beziehung, treffen uns gelegentlich und erinnern uns an alte Zeiten und wie Gott in seiner Gnade unser Leben gelenkt hat.

In dieser Zeit sind noch zwei weitere Jungen aus Schwelm, der bereits erwähnte Bernd (»Beatle«) und Carlo, zu uns gezogen, die uns zeitweise viel Kummer bereitet haben.

Etwa ein Jahr lang wurde der ehemalige Bauernhof entkernt und renoviert, während dieser Zeit wurde unsere Tochter Christine geboren. Mit ihrem Namen war und ist unser großer Wunsch und Gebet verbunden, dass Christine in ihrem Leben etwas von dem Charakter unseres Herrn Jesus auslebt.

Da ich nun kein Gehalt als Drogist mehr bezog, versuchten wir, durch Heimarbeit etwas Geld zu verdienen. Eine Zeit lang hatten wir das Wohnzimmer voll mit Lampenfassungen, die wir für eine Firma in Lüdenscheid zusammenschraubten, wobei wir aber kaum über einen Stundenlohn von 3,50 DM hinauskamen. Aber irgendwie hat uns Gott immer versorgt.

Entweder tauchte Ebbi zu einem Hausbesuch auf und hinterließ seine Spuren, oder auch bisher unbekannte Geschwister aus der näheren und weiteren Umgebung und sogar aus der Schweiz, die von unseren Aufgaben gehört hatten, halfen uns, sodass wir nie Mangel hatten.

Inzwischen hatte sich auch herumgesprochen, dass es bei uns christliche Bücher gab, und so bauten wir den ehemaligen Hühnerstall um, montierten dort Regale und ich meldete 1972 bei der Gewerbeaufsicht die »Christliche Buchhandlung Bühne« an, die im Lauf der nächsten Jahre immer bekannter wurde. Bald begannen wir auch damit, Bücher per Post zu versenden.

»Mein Richter ist Gott!«

Mit dem Jahr 1973 begann eine neue, ungeplante Epoche unserer Jugendarbeit. Auch wenn immer noch viel am Freizeitheim gebaut wurde und offizielle Freizeiten nicht möglich waren, starteten wir samstags abends mit einer Bibelstunde, in der wir fortlaufend längere Teile der Evangelien oder Briefe des Neuen Testaments gemeinsam lasen und uns darüber austauschten.

Wir waren zunächst ein kleiner Kreis junger Leute, die meist aus der Meinerzhagener und Worbseider Versammlung kamen, aber mit der Zeit kamen auch jungbekehrte Teenies und junge Erwachsene dazu, die kein Gemeindeleben kannten oder in den bestehenden Kirchen und Freikirchen keine Heimat gefunden hatten.

Es ging abends um 19:30 Uhr los. Zunächst wurden ein paar Lieder zur Gitarre gesungen, jemand machte eine kurze Einleitung zum Bibeltext und dann konnte sich jeder an der fortlaufenden Wortbetrachtung beteiligen. Das ging dann bis etwa 21 Uhr und anschließend konnte man im Tagesraum, dem ehemaligen, nun renovierten Kuhstall des Bauernhauses, am Kamin sitzen und bei Gebäck und Getränken Fragen besprechen und sich weiter austauschen.

Die Bibelstunden hatten einen betont erbaulichen Charakter und sollten die Liebe und Hingabe zum Herrn und Freude an Gottes Wort wecken. Irgendwie sprach sich das herum und mit den Monaten und Jahren wurde der Raum fast zu klein, weil auch jüngere und ältere Erwachsene aus der Umgebung dazukamen. Es war ein recht bunter Haufen mit vielen originellen Typen, und manchmal ergaben sich heftige Diskussionen. Aber jeder Abend schloss mit einer meist lebendigen Gebetsgemeinschaft.

Das hatte aber zur Folge, dass die Skepsis mancher Brüder aus traditionellen Gemeinden zunahm und damit auch die Kritik an unserer Freizeitarbeit wuchs. Damals waren die verantwortlichen Brüder in vielen Versammlungen der Überzeugung, dass Jugendarbeit und vor allem Freizeitarbeit jede Menge Gefahrenpotenzial beinhaltet und eine gute, biblische Gemeinde keine Jugendarbeit nötig hat.

Als dann noch bekannt wurde, dass zu den Freizeiten Jungen aus den Versammlungen mit Jungen aus nichtchristlichem oder sogar »asozialem« Umfeld eine Woche lang unter einem Dach hausten, sahen einige Brüder es als ihre Aufgabe an, vor unserer Arbeit und meiner Person zu warnen.

Man benutzte damals zur Warnung gerne die biblischen Bilder von »Sauerteig« und »Aussatz«, um die Gefahr der »Vermischung« zu illustrieren. Man warnte außerdem vor einer gefährlichen »Allianz«, weil manche Jungen und Mitarbeiter aus einem anderen Gemeindehintergrund kamen und möglicherweise falsche Lehren wie einen Virus verbreiten könnten.

Da wir unsere Freizeitarbeit bisher absichtlich nur mit Jungen durchführten, kam es schon in den Stukenbrocker Zeiten zur Verbreitung übler Gerüchte, die ich hier nicht ausführlicher beschreiben möchte.

Durch unsere beginnende Literaturarbeit bestand zudem die Gefahr, ungutes Gedankengut und falsche Lehre in die Versamm-

lungen zu schleusen. Sehr richtig hatten diese Brüder erkannt, dass Literatur einen enormen Einfluss hat und tatsächlich großen Schaden anrichten kann.

Aber unser kleiner Buchversand hatte nicht die Absicht, fremde oder falsche Lehren zu verbreiten, sondern ganz im Gegenteil auf offensichtliche Fehlentwicklungen und Einseitigkeiten hinzuweisen. Vor allem die großen vernachlässigten Themen »Jüngerschaft«, »Gebet«, »bescheidener Lebensstil«, »Verweltlichung« usw. brannten mir auf der Seele.

Als ich dann später in unserem Quartalsblatt »fest&treu« einen Artikel zum Thema »Besitz« mit der Überschrift »Eigentum ist Diebstahl!« geschrieben hatte, war vielen klar, dass man vor mir als »Edelkommunist« warnen müsse. Dabei hatte ich diese Überschrift nur als Zitat aufgegriffen, weil man in Meinerzhagen diesen plakativen Spruch an eine lange Wand in großer Schrift hingeschmiert hatte ...

An dieser Stelle möchte ich deutlich betonen, dass ich mich damals tatsächlich oft bewusst provozierend in Bezug auf Wohlstand und Reichtum ausgedrückt und verhalten habe. Ich besaß zwar keinen Mercedes, aber auch kein Taktgefühl, um dieses heikle Thema etwas behutsamer und bescheidener zu vertreten. Ebenso möchte ich hier dankbar bezeugen, dass sich die damalige Einstellung zu Besitz und Reichtum in den »Brüderkreisen« inzwischen positiv verändert hat und Themen wie »Jüngerschaft« längst nicht mehr tabu sind.

Aber das wachsende Misstrauen aufseiten einflussreicher Brüder und andererseits meine Unbesonnenheit sorgten dafür, dass ich damals für viele Geschwister als »Persona non grata« galt, die man möglichst meiden sollte.

Diese Umstände führten dazu, dass wir unseren im August 1973 geborenen zweiten Sohn »Daniel« (»Mein Richter ist Gott«) nann-

ten. Das sollte einerseits ein Bekenntnis von unserer Seite sein und war andererseits der Wunsch, dass Gott ihn zu einer Persönlichkeit macht, die sich vor allem Gott verpflichtet fühlt und keine Menschenfurcht zeigt.

(Menschenfurcht ließ er tatsächlich nicht erkennen, als Daniel während seiner Studentenzeit 20 Jahre später vor der historischen Reinoldikirche in Dortmund und anderen Publikumsmagneten risikofreudig mit vielen Kegeln oder Bällen jonglierend vor einer Menge erstaunter Zuschauer stand, die dann gerne – oder aus Mitleid – einige Münzen in die aufgestellte Pappschachtel legten, womit Daniel damals sein geringes Einkommen aufbesserte ...)

Eine Tüte voller Männerhaare und die Sache mit dem Kuhdung ...

Bis wir mit dem Umbau des Hauses so weit waren, dass nun erste Freizeiten in Schoppen durchgeführt werden konnten, hatten wir etwa zwei Jahre lang andere Häuser angemietet, um dort die wachsende Anzahl Teilnehmer zu betreuen.

Erst Ende 1973 starteten wir über Neujahr notdürftig eine erste Mitarbeiterfreizeit in Schoppen, in der wir uns viel Zeit für Bibelstudium und Gebet nehmen wollten. Ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt war »Onkel Walter«, der schon erwähnte Evangelist aus den USA, den ich über 10 Jahre nicht mehr gesehen hatte, Gast bei einem älteren Ehepaar in Meinerzhagen. Es waren Alfred und Inge aus der dortigen Versammlung, denen wir viel praktische Hilfe verdankten. Natürlich brannte ich darauf, diesen mir so wichtigen väterlichen Freund zu uns einzuladen und den Mitarbeitern vorzustellen.

Die Freude war groß, ihn nach vielen Jahren im Haus seiner Gastgeber begrüßen und einladen zu dürfen. Aber seine Reaktion

war sehr reserviert und für mich frustrierend: Er war von bekannten führenden Brüdern gewarnt worden, mit uns Kontakt aufzunehmen. Onkel Walter fürchtete in seinem inzwischen hohen Alter, in den Versammlungen seinen guten Ruf zu verlieren, und lehnte verlegen, aber deutlich ab.

Glücklicherweise hatte sein Gastgeber Alfred, der mit Menschenfurcht keine Probleme hatte, folgende Idee: Wenn Walter sich durch die Umstände gezwungen sah, uns in Schoppen nicht zu besuchen, dann könnte er selbst aber doch ohne Probleme unsere ganze Truppe zu sich einladen. Walter könnte dann hier in dem großen Haus seines Gastgebers zu uns sprechen und den Mitarbeitern etwas aus seinem reichen Leben weitergeben und sie ermutigen, ihr Leben dem Herrn zu weihen.

Walter Weise konnte sich diesem Vorschlag nicht entziehen, und so belegten wir in den folgenden Tagen das große Wohnzimmer von Alfred und seiner sehr empfindsamen, auf Sauberkeit und Anstand bedachten Frau Inge. Wahrscheinlich hatte dieses Wohnzimmer noch nie eine solche Menge junger Männer zu Besuch gehabt, und schon gar nicht Typen wie diese, denen man auf den ersten Blick anmerkte, dass sie eine so vornehme, gepflegte Umgebung nicht gewohnt waren.

Dazu kam, dass es damals in den 1970er-Jahren bei jungen Männern Mode war, das Haar ziemlich lang zu tragen und in Jeans aufzutreten, was für unsere seriösen Gastgeber ebenfalls nicht leicht zu verdauen war.

Aber die Anwesenheit von Onkel Walter erwärmte sehr schnell die zuerst etwas frostige Atmosphäre, und mit seiner Originalität als Deutsch-Amerikaner, seiner warmherzigen Liebe und seinem Humor hatte er schnell die Herzen der jungen Männer gewonnen.

Natürlich war es auch für ihn eine Überforderung, wie sehr einige dieser Kerle äußerlich aus dem Rahmen fielen.



»Onkel Walter« (Mitte) mit einer Tüte frischer Männerhaare

Und so konnte er es sich nicht verkneifen, einige scherzhaft verpackte, aber gezielte Bemerkungen in diese Richtung loszulassen.

Diese liebevollen Winke wurden aber sehr wohlwollend aufgenommen und die entsprechend haarprächtigen jungen Brüder beschlossen, dem alten Bruder Walter eine besondere Freude zu machen: Sie ließen sich in Schoppen ihre Haare von den anwesenden Mitarbeitern auf ein erträgliches Maß scheren und überreichten ihm bei unserem letzten Treffen zum Abschied eine große Plastiktüte mit geschorenen Haaren. Onkel Walter stand gerührt Tränen in den Augen ...

Diese nette Episode hatte aber auch noch ein interessantes Nachspiel: Auf einer der großen Konferenzen der Brüderversammlungen in Hückeswagen, wo Hunderte von ehrwürdigen Brüdern drei Tage lang die Bibel betrachteten, kam es – damals keine Seltenheit – auch zu gezielten Angriffen auf die bedenkliche Jugendarbeit im Land. Auch wenn das Wort »Schoppen« nicht fiel, wusste doch jeder Anwesende in dieser spannungsgeladenen Atmosphäre

re, wer und was gemeint war. Ich saß mit einigen Freunden mit hochrotem Kopf in einer der letzten Reihen, als aus der Menge der Brüder Onkel Walter aufstand, eine Plastiktüte mit geschorenen Haaren hochhielt und mit bewegter Stimme die Herkunft dieser Trophäe schildernd ein Plädoyer für die Freizeitarbeit hielt. Für entsprechenden Gesprächsstoff in den Konferenzpausen war nun gesorgt ...

Statt Senne und Sand: Sauerland

Aber endlich waren die Räume in Schoppen so weit renoviert, dass wir 1974 die erste, zunächst noch etwas abgespeckte Freizeit durchführen konnten. Die Freude darüber hielt sich bei den Jungen allerdings in Grenzen. Das ganze Anwesen glich immer noch einer Baustelle und die Jungen, die bisher »Fort Laramy« gewohnt waren, mussten sich gewaltig umstellen. Es kam beim Waschen nicht mehr zu ausgelassenen Wasserschlachten. Man konnte auch nicht mehr sorglos aus dem Fenster springen, wenn man gesucht wurde. Tatsächlich gab es auf jeder Etage Toiletten und Waschgelegenheiten, was für manche auch enorm gewöhnungsbedürftig war.

Dazu kam das etwas rauere Klima mit vielen Niederschlägen und der lehmige, steinige Boden, der dazu führte, dass manche Spiele oder Streiche nicht mehr möglich waren. Aber immerhin konnten auch neue Attraktionen erfunden und ausprobiert werden.

Die Sache mit dem Kuhdung ...

Ein besonderes Erlebnis war unser »Schlamm-Völkerball«. Wir bildeten einige Parteien, die auf einem abgesteckten »Schlachtfeld« gegeneinander antreten sollten. Jede Mannschaft hatte Zeit, vor dem Anpfiff »Bomben« aus Schlamm und Lehm zu formen, mit denen die gegnerische Mannschaft getroffen werden sollte. Man

durfte das eigene Spielfeld nicht verlassen, während man versuchte, die Gegner zu treffen und gleichzeitig ihren Schlamm-Bomben auszuweichen. Einige Schiedsrichter stoppten die Zeit und zählten die Treffer.

Das Wetter war schön und warm und alle waren in Erwartung der feuchten gegnerischen Bomben nur mit Badehose oder Turnhose bekleidet. Jede Mannschaft hatte auch noch einen Eimer mit Schlamm auf Vorrat mitgebracht, um schnell neue Bomben herstellen zu können, und dann ging es nach einem Pfiff fröhlich los.

Womit ich damals als einer der Mannschaftsführer allerdings nicht gerechnet hatte, war die Gemeinheit der gegnerischen Mannschaft, heimlich frischen Kuhdung von der nahe liegenden Weide unter ihren Schlamm zu mischen. Und so wurden wir als die Gegner nach dem Anpfiff mit seltsam grünlich-gelben und vor allem übel stinkenden Bomben befeuert und leider auch oft getroffen, zum Hohngelächter der »Feinde« und der Zuschauer.

Dieses Spiel bleibt unvergesslich, wurde aber aus gutem Grund vom Standardprogramm der künftigen Freizeiten gestrichen. Noch heute habe ich einen gewissen Geruch in der Nase ...

Ereignisreiche Jahre – es wurde spannend

Als die Bauarbeiten so weit fortgeschritten waren, dass man auch eine größere Anzahl Kinder und Jugendliche einladen konnte, erweiterte sich der Teilnehmerkreis schnell. Zusätzlich zu den üblichen Freizeiten für Jungen ab ca. 13 Jahren wurden bald auch Freizeiten für 10- bis 12-Jährige angeboten.

Ab 1974 starteten erstmals auch Freizeiten für Mädchen. Das lag zum einen daran, dass viele Eltern, die uns ihre Jungen für die Freizeiten anvertraut hatten, uns ermutigten, doch auch an ihre Töchter zu denken, denen eine Freizeit auch guttun würde.



Die erste Mädchenfreizeit in Schoppen

Zum anderen waren unser Küchenschwestern animiert, Mädchenfreizeiten zu planen, nachdem sie in den Jahren, in denen sie ihre Ferien für den Küchendienst eingesetzt hatten, viel von dem miterleben konnten, was der Herr an Segen und Frucht in den Jungenfreizeiten geschenkt hatte. Sie übernahmen mit der Organisation eine schöne neue Aufgabe, durch die sie selbst geistlich wuchsen.

Es waren Heidrun und Margit Dietrich, Karin und Anke Timmerbeil und Martina Müller, die diese Arbeit gestartet haben. Später kamen Marga Kramer und Uschi Altevogt dazu, die dann einige Jahre mit einem Team diese Arbeit getragen haben. 1995 stieg unsere Tine in diese Freizeitarbeit ein und seit etwa 2001 setzt Debora mit einem größeren Stamm jüngerer und älterer Schwestern diese wichtige Arbeit fort, die viel Kreativität und Fantasie erfordert, wobei aber Bibel und Gebet im Mittelpunkt bleiben sollen. Inzwischen gehören sogar vereinzelt »Omis« zur Freude und zum Segen der jungen Mädchen zum Mitarbeiterteam; durch ihre

Erfahrung sind sie eine wertvolle Anlaufstelle für die kleinen und großen Sorgen der Jüngeren.

Es ist ein großes Geschenk, dass diese Arbeit an jungen Mädchen nun bereits seit etwa 50 Jahren durchgeführt werden kann; viele Mädchen wurden von diesen Freizeiten entscheidend geistlich geprägt.

Bibel-Studierfreizeiten und Bibeltage

Durch die wachsende Zahl engagierter junger Mitarbeiter bei den Freizeiten wuchs auch das Interesse an Bibel-Studierfreizeiten und Bibeltagen.

Auch junge Leute, die sich vor Jahren in Stukenbrock bekehrt hatten und inzwischen geistlich gewachsen waren, wollten die Bibel besser kennenlernen und auch praktisch Jüngerschaft leben. Die vielen Bücher, die wir auf den Freizeiten angepriesen hatten und aus denen wir zitierten, hatten einen Leseeifer entfacht, der sich sehr positiv auswirkte, und auch die vielen Vorbilder aus Biografien waren ein starker Anreiz, im Glauben zu wachsen und Glaubenserfahrungen zu machen.

So begannen wir bald mit Bibel-Studierfreizeiten, in denen wir uns mehr Zeit nahmen, intensiv die Bibel zu studieren, uns darüber auszutauschen und auch miteinander zu beten.

Zunächst waren die Teilnehmer vor allem junge Brüder, die sehr dankbar waren, von begabten Bibellehrern lernen zu dürfen. In den ersten Jahren war das vor allem Arend Remmers, den wir schon viele Jahre kannten und der uns eine große Hilfe war, später dann auch Brüder wie Alois Wagner aus München, Benedikt Peters aus der Schweiz, Walter Adank aus Italien und zahlreiche andere, von denen später noch berichtet wird.

Es fanden auch Bibeltage über verlängerte Wochenenden oder Pfingsten statt und gelegentlich kamen auch zu unserer Freude

alte, bekannte und bewährte Brüder zu Besuch, die viel Lebenserfahrung im Dienst für den Herrn hatten und zum Teil auch als Autoren wertvoller geistlicher Bücher und Bibelauslegungen nicht nur in Deutschland bekannt waren.

Vielen von uns sind die Besuche von Henk Heijkoop und Harm Wilts aus den Niederlanden in guter Erinnerung oder von Paul Kiene, dem Autor von »Das Heiligtum Gottes in der Wüste Sinai«. Es war spannend, wenn sie nach ihren Vorträgen mit uns am Kamin saßen, Fragen beantworteten und aus ihrem reichen Erfahrungsschatz erzählten. Das waren sehr prägende Eindrücke, die wir als damals junge Männer bekamen und die uns sehr ermutigt haben, ein Leben zur Ehre Gottes zu leben.

Diese älteren Brüder gingen damit das Risiko ein, bei nicht wenigen angesehenen Brüdern, die in den Versammlungen eine führende Rolle spielten, in einen negativen Ruf zu geraten, weil sie sich in diese fragwürdige Gesellschaft nach Schoppen gewagt hatten.

Mit dabei war jedes Mal ein alter Bruder aus der Versammlung Wordscheid, der dort zu den Ältesten gehörte und uns ein echter Vater im Glauben wurde. Es war Wilhelm Homrighausen, ein durch viel Leid geprüfter und geläuteter Bruder und Beter. Wenn er bei uns auftauchte, den Hut in seiner Hand, verbreitete er jedes Mal Ewigkeitsluft in seiner Umgebung.

Wie oft habe ich ihn damals aufgesucht, wenn es Probleme gab und ich bei ihm Rat suchte! Er nahm sich immer Zeit und seine herzlichen, ergreifenden Gebete habe ich in lebendiger Erinnerung.

»Steini« und ein riskantes Gebet

Damals hatte auch eine Anzahl junger Studenten eine Erweckung erlebt, großes Interesse am Bibelstudium bekommen und einen enormen Eifer für Evangelisation und Mission entwickelt.

Unter ihnen war auch Andreas Steinmeister, den wir in dieser Zeit kennenlernten und der uns ein lebenslanger Freund und eine wertvolle Korrektur wurde.

In dieser Zeit waren wir von den Büchern des Chinesen Watchman Nee beeindruckt, die damals im Schwengeler-Verlag und im Brockhaus-Verlag erschienen:

»Das normale Christenleben«,

»Das Gebetsleben der Gemeinde«,

»Der Spiegel Gottes« usw. In diesen Büchern wurde auch das uns bisher ziemlich unbekannte Thema »Zerbruch« intensiv behandelt und forderte uns heraus.



Ich werde wohl nie vergessen, wie wir damals mit einer Anzahl junger Studenten bei uns im Wohnzimmer saßen und uns darüber austauschten. Anschließend lagen wir oft stundenlang auf den Knien und beteten um Erweckung unseres geistlichen Lebens. An einem dieser Abende betete Andreas Steinmeister, der immer liebevoll »Steini« genannt wurde, ein Gebet, das uns alle erschütterte und so endete: »Herr, zerbrich mich!« Gott hat dieses ernsthafte Gebet auf seine Weise, allerdings sehr schmerzlich erhört:

Steini war ein sehr begabter, entschiedener, ehrlicher und unerschrockener, kämpferischer Student, der aber auch demütig, selbstkritisch und bewusst bescheiden lebte. Während seines Studiums in Bielefeld hatte er sich in eine junge, begabte Schwester verliebt, die aus Ostfriesland stammte und ebenfalls in Bielefeld studierte. Sie kam nicht aus einer christlichen Familie, sondern war durch konservative Charismatiker in Ostfriesland zum Glauben gekommen. Durch Steini kam sie auch mit nach Schoppen und so lernten

wir Elisabeth kennen und schätzen, die in ihrer Freude und Hingabe ein echtes Vorbild war. Die beiden schienen wie füreinander geschaffen zu sein.

Wenige Monate später gaben sie am 20. 12. 1975 ihre Verlobung bekannt, aber auf dem Weg zur Verlobungsfeier in Hannover kam es zu einem tragischen Unfall: Ein Greifvogel schlug in ihre Windschutzscheibe. Dadurch geriet ihr VW auf der Autobahn kurz vor Hannover ins Schleudern, überschlug sich mehrmals und das Paar wurde schwer verletzt ins Krankenhaus gebracht.

Beide schwebten in akuter Lebensgefahr. Bei Andreas waren unter anderem zwei Wirbel angebrochen und es schien so, als würde er nicht überleben. Doch es war Elisabeth, die zwei Tage nach dem Unfall ihren Verletzungen erlag, während Andreas wochenlang im Krankenhaus liegen musste, sodass er auch bei der Beerdigung seiner Elisabeth nicht dabei sein konnte.

Am 2. Weihnachtstag fand dann unter großer Anteilnahme die Beerdigung in Stapelmoor statt. Es war eine sehr erschütternde und bewegende Beerdigung, an der viele von uns als Freunde teilnahmen und auf der ein Brief von Andreas vorgelesen wurde.

Er selbst schrieb uns Wochen später einen langen Brief mit vielen Bibelstellen, die ihm im Krankenhaus wichtig geworden waren und ihn sehr getröstet hatten. Diesen Brief haben wir im März 1976 in »fest&treu« veröffentlicht.

Er schloss mit folgenden Worten:

»Die felsenfeste Gewissheit, dass der HERR gegeben und genommen hat, macht mich innerlich glücklich und lässt mich vertrauensvoll auf die Rettung des Herrn warten.

Euer Andreas«

Andreas wurde in den folgenden Jahren bis zu seinem Heimgang am 22. Februar 2018 mit seinen verschiedenen Büchern, Vorträgen, Freizeiten und Evangelisationen vielen jungen und älteren Menschen ein Wegweiser zum Herrn und ein glaubwürdiges, freudiges Vorbild für Nachfolge. Für Ulla und mich war es eine besondere Freude, dass Andreas unseren ältesten Sohn Michael während einer Freizeit in der Schweiz taufen konnte.

Seine lesenswerte Lebensgeschichte hat seine Frau Regina 2020 liebevoll unter dem Titel »Ein Leben im Glauben« veröffentlicht¹⁹.



»Warum sollte man sich taufen lassen?«

Inzwischen war auch »Tante Helmi« mit ihren drei Söhnen nach Schoppen in die neu gebaute Wohnung gezogen, um die Küchenleitung für die Freizeiten und viele organisatorische Aufgaben zu übernehmen. Das war für uns ein großes Geschenk und auch besonders für Ulla eine enorme Entlastung.

Helmi war nicht nur Köchin, sondern wurde auch eine geistliche Mutter für viele Freizeitteilnehmer und für die zahlreichen jungen Schwestern, die in den folgenden Jahren in ihrer freien Zeit in der Küche mithalfen. Sie war ein selbstloses, ermutigendes Beispiel dafür, wie man auch als leidgeprüfte junge Witwe für viele Menschen ein Segen sein kann.

¹⁹ Regina Steinmeister, *Ein Leben im Glauben – Aus dem Leben von Andreas Steinmeister*, Bielefeld: CLV, 2021. (Die erste Auflage dieses Buches erschien 2020 im Selbstverlag.)

Ihre drei Söhne, die inzwischen zu jungen Männern heranwuchsen, wurden nach und nach zu wertvollen Mitarbeitern bei den Freizeiten und auch in der evangelistischen Kinder- und Jugendarbeit.

Inzwischen hatte es eine interessante Entwicklung bei den Teilnehmern der Jungenfreizeiten gegeben, von der wir damals nichts ahnten, die aber für uns weitreichende Folgen hatte. Es begann damit, dass sich vier Jungen aus Bielefeld anmeldeten, die nicht aus mennonitischen Familien aus Südamerika stammten, sondern mit ihren deutschstämmigen Eltern aus der Ukraine nach Deutschland gekommen waren und keinen frommen Hintergrund hatten, sondern atheistisch erzogen worden waren.

Alle vier waren intelligent, wohlerzogen, sehr aufmerksam in den Bibelstunden und auch sportlich begabt. Heinrich, der älteste der vier, stellte viele Fragen und erlebte bald eine radikale Bekehrung.

Als wir abends nach der Bibelstunde mit allen Teilnehmern noch bei Salzstangen, Keksen und Tee gemütlich am Kamin saßen, stellte mir Heinrich einige gezielte Fragen:

»Warum sollte man sich taufen lassen?«

Darüber hatte ich mir bisher noch nicht den Kopf zerbrochen und antwortete spontan:

»Weil man sich zum Herrn Jesus bekehrt hat und das auch öffentlich bekennen möchte.«

Heinrich war einverstanden.

Seine nächste Frage: *»Wann sollte man sich taufen lassen?«*

Antwort: *»Wenn einem das klar geworden ist.«*

Heinrich nickte.

»Wo sollte man sich taufen lassen?«

Auch hier fiel mir keine bessere Antwort ein, als zu sagen:

»Natürlich da, wo Wasser ist.«

Inzwischen ahnte ich, dass möglicherweise weitere Fragen gestellt würden, die etwas unangenehmer werden könnten ...

»Von wem sollte man sich taufen lassen?«

Bevor ich antwortete, versuchte ich, in Windeseile die Apostelgeschichte an mir vorüberziehen zu lassen, um eine angemessene Antwort zu finden und nicht in ein Fettnäpfchen zu treten. Inzwischen war es recht still am Kamin geworden und alle hörten gespannt zu. Schließlich kam meine etwas zögerliche Antwort:

»Natürlich von einem, der Christ ist und auch selbst getauft ist!«

Und dann kam keine Frage mehr von Heinrich, sondern eine deutliche Aufforderung:

»Dann möchte ich heute Abend von dir unten im Bach, wo Wasser ist, getauft werden!«

Mir sank das Herz in die Hose. Bisher hatte ich noch nie eine Taufe vollzogen.

Welche »Taufformel« benutzt man?

Sollte man eine besondere Kleidung anziehen?

Was würden die Eltern von Heinrich sagen?

Muss man nicht vorher irgendeine geistliche Instanz um Erlaubnis bitten?

Fragen über Fragen. Aber es half nichts.

Ich erinnerte mich an Philippus in Apostelgeschichte 8, den der frisch bekehrte Minister aus Äthiopien auch in der Einöde fragte: *»Siehe, da ist Wasser; was hindert mich, getauft zu werden?«* (Vers 36).

Es war April, wahrscheinlich wesentlich kälter als auf dem Weg von Jerusalem nach Gaza und inzwischen auch nicht mehr hell. Und dann ging alles ziemlich wortlos und schnell: Tante Helmi kam mit ein paar Decken, wir Mitarbeiter schnappten unsere Bibeln, einer griff seine Gitarre und wie zu einer Beerdigung gingen die ca. 50 Jungen still die Straße hinunter zur Brücke, wo der

Schoppenbach etwas angestaut war. Ein paar Bibelverse wurden gelesen, ein Gebet gesprochen, wir sangen das Lied *»Ich bin entschieden, zu folgen Jesus ... niemals zurück!«* und schließlich tauchte ich Heinrich auf sein Bekenntnis »in den Tod und auf den Namen unseres Herrn Jesus« unter Wasser. So einfach, schlicht und selbstverständlich kann das sein. Keine besondere Kleidung, kein besonderes Ritual, nur ein ehrliches, aufrichtiges Bekenntnis.

Nikolai, der etwas jüngere Bruder von Heinrich, den wir »Kolja« nannten, war von der Taufe seines Bruders besonders bewegt. Von Kolja dachten wir: Der braucht sich nicht zu bekehren, der ist so vorbildlich höflich, bescheiden und selbstlos, dazu ein außergewöhnlich begabter und fairer Fußballspieler, der sich sogar bei den Gegnern entschuldigte, wenn er ein Tor geschossen hatte. Auf dem Weg von der Taufe ins Haus sagte er mir mit Tränen in den Augen: *»Ich bin zu schlecht, um getauft zu werden!«*

Auch er kam bald zum Glauben, ebenso wie seine weiteren beiden jüngeren Brüder. Heinrich entwickelte nach seiner Taufe ein großes Interesse am Bibelstudium und wurde bald ein begabter Mitarbeiter. Später studierte er Medizin und ist heute ein geschätzter Kinderarzt in Detmold.

Kolja wurde später Missionar in der Ukraine, danach in Berlin Evangelist unter Russen und später Gemeindegründer im Ruhrgebiet.

Gerade diese Brüder Janzen wurden Brückenbauer zu vielen Familien von russlanddeutschen Christen in Paderborn, Detmold und Umgebung, von denen wir bis dahin keine Ahnung hatten und die dann in den nächsten Jahren in unsere Freizeiten strömten. Viele von ihnen wurden zu lebenslangen Freunden, zu denen wir noch nach fast 50 Jahren eine herzliche Verbindung haben.

Einige dieser jungen Männer wurden im Lauf der nächsten Jahre Zivildienstleistende in Schoppen, von denen Johann Penner

aus Paderborn der »Erstling« war. Er lud scharenweise junge Leute nach Schoppen ein, sodass zu den Paderbornern eine besonders herzliche und intensive Beziehung entstand. Etliche Paderborner Schwestern halfen uns viele Jahre in der Küche, darunter Lilli und Lena Seel sowie Nelly Pätkau.

Rau – aber herzlich!

Irgendwie hatte ich eine besondere Sympathie zu diesem Menschenschlag. Sie schienen mir unverdorben, kernig, offenherzig, manchmal etwas plump, sehr emotional und immer sofort hilfsbereit, wenn es um praktische Arbeit ging, während ich selbst zwei linke Hände hatte. Und so sind wir bis heute für ihre Arbeitseinsätze bei uns unendlich dankbar.

Mit ihnen konnte man »Pferde stehlen«, auf Freizeiten Entführungen planen und durchziehen, allerdings musste man auch damit rechnen, dass bei einer dieser Aktionen der Spieß umgedreht wurde; ganze Bücher könnte man über diese Abenteuer schreiben.



Wolfgang, Ralf, Wini und Gerrit als Kidnapper

Aber sie konnten auch brutal ehrlich sein. In einer Freizeit waren viele dieser Jungen im Alter von 14 bis 18 Jahren in Schoppen. Sie stammten fast alle aus traditionellen, strengen christlichen Elternhäusern, kamen aber nur zu unseren Freizeiten, weil dort etwas »los« war. Viele waren nicht bekehrt und wollten sich auch nicht bekehren und zeigten das auch sehr deutlich.

»Ebbi« bekam das schmerzhaft zu spüren. Er hatte eine Gruppe dieser Kerle zu betreuen. Jeden Morgen gab es auf den Gruppenzimmern eine Bibelstunde mit jeweils sechs bis acht Teilnehmern, während wir abends alle zusammen im großen Tagesraum eine meist evangelistische Verkündigung hatten. Als erfahrenem, handfestem ältesten Mitarbeiter hatten wir Ebbi eine besonders schwierige Gruppe anvertraut.

Als er am Morgen um 10 Uhr zur üblichen Bibelstundenzeit das Zimmer betrat, befanden sich weder Tisch noch Stuhl im Zimmer, weder Liederbücher noch Bibeln. Nur grinsende Jungen saßen lässig auf den Betten und zeigten deutlich ihren Unwillen, irgendwas aus der Bibel zu hören.

Wenn sich dann aber einige von diesen Jungen bekehrten, dann machten die auch keine halben Sachen und traten meist entschlossen die Nachfolge des Herrn Jesus an.

Was man von Knoblauch und den »Ossis« lernen kann ...

Mit großer Begeisterung waren die jungen Kerle bei unseren Geländespielen dabei. Diese waren damals etwas rauer als heute, und wir nannten sie nicht ohne Grund »Geländeschlacht«. Bei allem Eifer und Einsatz, mit dem es wirklich zur Sache ging, war es doch immer ein Spiel, bei dem man die Grenzen kannte und keine Brutalität aufkam.



Ebi Witt und »ganze Kerle« in Kriegsbemalung

(Inzwischen werden von den Freizeitleitern etwas sanftere Geländespiele organisiert, um der Gefahr ausufernder Aggressionen zu entgehen. Damals war das also noch anders.)

Wenn der Tag für die Geländeschlacht gekommen war, musste jede der drei gewählten Mannschaften schon vor der Schlacht ihre »Gefängnisse« bauen, ihre Taktik austüfteln, die Gegner ausspionieren und sich etwas Kreatives einfallen lassen, falls es gelingen sollte, einen der gegnerischen Hauptmänner gefangen zu nehmen.

Wir Mitarbeiter waren uns bewusst, dass wir uns entsprechend vor einer Gefangennahme in Acht nehmen und uns möglichst rustikal anziehen mussten. Meine Frau Ulla war immer froh, wenn dieser Tag vorbei war und ich unverseht aus diesem »Kriegsgeschehen« heimkehren konnte.

Einmal hatte sich eine Mannschaft Binderfarbe besorgt und mich bzw. meine Haare während der »Haftzeit« gründlich darin eingetunkt, sodass ich vorzeitig ergraut entlassen wurde.

In einer späteren Freizeit hatten sich die Feinde noch etwas Gemeineres ausgedacht. Ihr Anführer, unser Zivi Kornelius Schulz, damals etwa 20 Jahre alt, kannte mich recht gut und wusste um meine Abneigung und meinen Ekel gegenüber Knoblauch – was für die Russlanddeutschen völlig unverständlich war.

Also hatte »Korni« mit seinen Kumpanen – dazu gehörte auch Alois Wagner – heimlich eine Menge frischer Knoblauchzwiebeln in der Stadt besorgt und ins Lager geschmuggelt.

Ähnlich wie in 1. Könige 22,31 gaben sie die Parole aus, zumindest mich unter allen Umständen gefangen zu nehmen, und hatten dazu auch eine Koalition gebildet. Mir war klar, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis man mich erwischen würde – ich ahnte aber nicht, welch grausame Folterung auf mich wartete.

Mit Triumphgeheul hatte man mich aufgespürt, gefesselt und abgeführt. Zur Gaudi der Zuschauer wurde ich dann im »Gefängnis« – gänzlich unfähig, mich zu wehren – von Kopf bis Fuß mit dem frisch ausgepressten Saft der Knoblauchzwiebeln eingerieben, sodass ich dermaßen nach Knoblauch stank, dass es mir übel vor mir selbst wurde.

Als ich dann Stunden später auf diese Weise präpariert im Freizeithaus erschien, konnten es nicht einmal mehr Mücken und Wespen in meiner Nähe aushalten. Alle Versuche, diesen penetranten Gestank aus meinen Kleidern und von meiner Haut zu entfernen, misslangen. Und noch Tage später hatte ich den Eindruck, dass sich fremde Leute beim Einkaufen nach mir umdrehten und kopfschüttelnd die Nase rümpften.

Diese Geschichte wurde mir zu einer wichtigen geistlichen Lektion: Wonach riechen wir? Welchen Geruch verbreiten wir als Christen in unserer Umgebung? Kann man bei uns etwas vom »Wohlgeruch Christi« (2. Korinther 2,14-15) wahrnehmen? Oder geht man uns aus dem Weg, weil wir meilenweit nach Ich-

sucht, Geltungsbedürfnis, Kritikgeist, Habgier oder Überheblichkeit riechen?

Welch ein Segen sind Leute, die wie Maria von Bethanien einen Duft von wertvollem Salböl um sich verbreiten, mit dem sie ihre Wertschätzung unseres Herrn Jesus unter Beweis stellen!

Die »Ossis« kommen!

Mit »Ossis« sind nicht unsere Freunde aus den neuen Bundesländern gemeint, sondern Ostfriesen, die ab 1974 in Schoppen einfielen. Auch hier führten zufällige, unspektakuläre Begegnungen zu einer gesegneten langjährigen Verbundenheit und Zusammenarbeit.

Rudi Zacharias, einer von unseren damals jungen Mitarbeitern aus Bechterdissen bei Bielefeld, absolvierte seinen Zivildienst in Emden. Dort lernte er in einer Behindertenwerkstatt einen Kollegen kennen, der erst kurz zuvor mit seiner Frau Elfriede zum Glauben gekommen war: Gerhard Lübben. Durch ihn entstand ein Kontakt mit Jugendlichen der umliegenden Gemeinden. Einige von ihnen pflegten sich Pfingsten zum Fußballspielen zu treffen, allerdings kamen selten zwei Mannschaften mit 11 Leuten zusammen. Rudi bot nun an, einige Freunde aus dem Sauerland einzuladen. Als er gefragt wurde, wie viele Freunde er mobilisieren könne, antwortete er gelassen: »So viele, wie ihr wollt – elf, zwanzig, dreißig ...«

So kam es, dass Rudi zu Pfingsten 36 Leute nach Ostfriesland einlud. Teils übernachteten sie auf einem Campingplatz, teils bei Familien. Schnell war man sich einig, nicht nur gemeinsam Fußball zu spielen, sondern auch zusammen die Bibel zu lesen und sich darüber auszutauschen. Das Thema war – passend zu den nahe gelegenen Fischereihäfen – das Leben des Petrus. Das Fußballspiel endete übrigens unentschieden.



Bibelstudierfreizeit: Jetzt auch mit Beteiligung von Ostfriesen

Dieter Pieper und seine Frau Antje, Ebbel Sluiter und Gerrit Alberts waren die Initiatoren auf ostfriesischer Seite. Auf der Sauerländer Seite waren Ebbi Witt, der mit seiner ganzen Familie anreiste, Gunter Röllinghoff und Herbert Oberwinter die Wortführer.

Die Sauerländer stellten erstaunt fest, dass die Ostfriesen nicht so platt sind wie ihr Land, sondern durchaus herzliche, kernige und originelle Typen. Und auch die Ostfriesen konnten ihr Vorurteil über die sturen Westfalen etwas korrigieren. Das war der Anfang einer langjährigen Freundschaft bis zum heutigen Tag.

Pfingsten wurde von da an für Ostfriesland reserviert. Zu den damals entstandenen »Bingumer Bibeltagen« erschienen wir im folgenden Jahr aus Meinerzhagen mit einem vollen Reisebus. Und da Dieter Pieper ein Organisationstalent war, sehr kontaktfreudig und innovativ, plante er gleich, im folgenden Jahr mit einigen Mitarbeitern Freizeiten für ostfriesische Jungen in Schoppen durchzuführen. Ein Jahr später kamen dann auch Mädchenfreizeiten

unter der Leitung von Marga Kramer und später unter Gertrud Baltrusch und ihren Mitarbeiterinnen dazu.

Die »Bingumer Bibeltage« über Pfingsten wurden in den ersten Jahren von bis zu 300 jungen Christen besucht, die zumeist bei Geschwistern in den umliegenden Versammlungen und in Jugendherbergen unterkamen. Dadurch entstanden viele gesegnete Kontakte und Freundschaften.

Jedenfalls war diese innerdeutsche Völkerverständigung ein voller Erfolg. Zwischen den Ostfriesen und den Niederländern bestand eine enge Verbindung, sodass auch viele bekannte niederländische Brüder die Bibeltage besuchten wie Harm Wilts, Hendrik Heijkoop, Hans Arendsen und andere. Das Dorfgemeinschaftshaus in Bingum bei Leer eignete sich sehr gut für diese jährlichen Treffen.

Heute, nach über 40 Jahren, trifft man sich nicht mehr bei Sport, Spiel und Bibelstudium, sondern eher bei Beerdigungen oder auf großen überregionalen Konferenzen. Und immer wieder wird man



Erste Freizeit mit Ostfriesen unter Leitung von Dieter Pieper und Ebbel Sluiter

Kapitel 6



»Komm-und-sieh«-Wochenende

dort plötzlich sanft angestoßen und freudig gefragt: *»Kennst du mich noch? Damals in Schoppen habe ich meine Bekehrung erlebt.«* Oder: *»Damals ist mir auf den Studierfreizeiten die Bibel lieb und wertvoll geworden.«* *»Damals habe ich verstanden, was Nachfolge Jesu bedeutet!«*

In der Rückschau habe ich den Eindruck, dass Gott in den 1970er- und 1980er-Jahren diese Arbeit unter den ostfriesischen jungen Leuten besonders gesegnet hat. Eine Anzahl begabter und treuer Brüder und Schwestern stehen heute noch in einem treuen stillen oder öffentlichen Dienst für unseren Herrn.

Die Familiennamen Sluiter, König, Wennmann, Koch, Alberts, Pieper, Grabe, Kalms, Mangold und andere erinnern an diesen gesegneten Aufbruch.

So lernten wir damals mit Gerrit Alberts einen waschechten Ostfriesen kennen. Er hat in Hannover Pädagogik studiert und ist bis heute ein wertvoller Mitarbeiter und Freund, sowohl in der Freizeitarbeit als auch in der Literaturarbeit. Ihm und seiner Frau Gabi liegen bis heute besonders die evangelistischen Wochenenden

am Herzen, die 1983 gestartet wurden und an denen Interessierte aller Altersklassen kostenlos teilnehmen können.

Für diese evangelistischen »Komm-und-sieh«-Wochenenden haben zwei leibliche Schwestern aus unserer Gemeinde, von denen noch die Rede sein wird, jahrzehntelang nicht nur gekocht, sondern ein solch lukullisches Essen zubereitet mit Bergen von selbst gemachten Torten und Kuchen, dass wir bald Sorge hatten, ob möglicherweise viele Gäste nur deshalb, um sich hier verwöhnen zu lassen, zu diesen kostenlosen Freizeiten erschienen sind.

»Zuerst bin ich des guten Essens wegen gekommen. Allmählich gewann ich Interesse an der Bibel und habe mich bekehrt.«

— Ein Teilnehmer von damals

Diese Wochenenden stehen bis heute jedes Mal unter einem besonderen aktuellen Thema, zu dem ein gut vorbereitetes fachliches Referat meist von Gerrit gehalten wird. Am Abend gab es dann eine evangelistische Verkündigung mit anschließender Gesprächsrunde am Kamin und am Sonntag kurze Zeugnisse aus den Reihen der Teilnehmer. In der Zeit zwischen den Vorträgen wurde gewandert und Fußball oder Volleyball gespielt.

Eine ungezwungene, fröhliche Atmosphäre machte es auch denen leicht, sich angenommen zu fühlen, die zum ersten Mal dabei waren und von denen einige absolut keine Beziehung zum Glauben hatten.

Zu unserer Verwunderung erzählte eine junge Frau in ihrem Zeugnis, dass die Art und Weise, wie wir Volleyball miteinander gespielt hatten, der erste Anstoß zu ihrer späteren Bekehrung war. Das Anderssein der Christen hätte sie so bewegt und herausgefordert, dass sie begonnen habe, über das Evangelium nachzudenken, und sich schließlich bekehrte.

Die Gäste waren eine bunte Mischung von Studenten, Alkoholikern, Drogenabhängigen und gescheiterten Existenzen, aber auch »ganz normalen« Leuten, die alle von Freunden eingeladen wurden und hier noch andere Christen kennenlernten. Natürlich gab es auch Fälle, wo es dem einen oder anderen zu »heiß« wurde, sodass er es nur eine Nacht aushielt, um sich am nächsten Morgen aus dem Staub zu machen. Aber meist war das Echo der Gäste sehr dankbar und viele besuchten anschließend häufiger oder regelmäßig diese Freizeiten.

In den späteren Jahren kamen dann noch die ebenfalls kostenlosen »Komm-und-sieh Family«-Freizeiten dazu, die jetzt schon über 40 Jahre von Gerrit und seiner Frau Gabi organisiert werden, und später auch die »Komm-und-sieh Young«-Freizeiten, die vor allem von Daniel und Anja Zach, Alexander Strunk und ihren Mitarbeitern durchgeführt werden.

Großen Zuspruch finden seit 1990 die »Folge-mir-nach«-Wochenenden, zu denen Andi Fett einlädt und zu denen sich meistens mehr Jugendliche anmelden, als wir unterbringen können. Begabte und bewährte Bibellehrer werden zu diesen Wochenenden eingeladen, und durch intensives Bibelstudium wird zu konsequenter Nachfolge ermutigt.

Schließlich sollte auch das »Eisen-schärft-Eisen«-Wochenende erwähnt werden, welches Andi Bühne 2015 eingeführt hat. Bei dieser einmal im Jahr angebotenen Veranstaltung sind jede Menge Männer – meist junge Väter – in einer kernigen und herzlichen Gemeinschaft zusammen. Redner sind meistens unsere Brüder und Freunde aus Paderborn: Gorden Winter, Marc Friedrich und Alexander Dückmann, die mit dem Wort Gottes sehr herausfordernd und seelsorgerlich das Gewissen der anwesenden Männer schärfen und auf Treue und Reinheit justieren.

Einwurf

Gerrit Alberts

— Meine ersten Eindrücke
von Schoppen



Meine Verbindung zu Schoppen begann ganz unverdächtig und »nichts Böses ahnend«, und zwar mit einem Fußballspiel in meiner ostfriesischen Heimat. Rudi Zacharias hatte um die 30 Mitarbeiter und Teilnehmer der Freizeiten in Schoppen eingeladen, gegen Jugendliche aus den Gemeinden im westlichen Ostfriesland Fußball zu spielen. Schnell merkte ich, dass die Leute, egal ob jung oder alt, nicht nur leidenschaftlich und ehrgeizig Fußball spielten, sondern eine ehrliche und sehr praktische Art von Frömmigkeit lebten. Das gemeinsame Bibelstudium war ihnen mindestens genauso wichtig wie der Fußball. Das Spiel endete übrigens unentschieden. Das war am Ende meiner Schulzeit. Manche Beiträge der Bibelarbeit sind mir heute noch in Erinnerung – vor allem die von Ebbe Witt.

In der Folge wurde ich eingeladen zu den Bibeltagen zwischen Weihnachten und Neujahr. Dort bin ich übrigens viele Jahre – auch als Familienvater – hingefahren und habe viel gelernt. Zu meinem Erstaunen wurde ich – inzwischen Zivi – gefragt, ob ich in einer Jungenfreizeit mitarbeiten würde. Mit Bibbern und Bangen habe ich zugesagt; auf der Bahnfahrt zur ersten Freizeit habe ich Blut und Wasser geschwitzt. Damit nicht genug, ich wurde sogar gebeten, Gottes Wort für die Teilnehmer auszulegen. Die Haltung, den jungen Christen etwas zuzutrauen und sie anzuleiten, ihre Fähigkeiten und Gaben in den Dienst des Herrn zu stellen, war für mich erstaunlich und belebend.

Der Stil der Freizeiten war in mancher Hinsicht gewöhnungsbedürftig. Eine wichtige Rolle spielten Sport und Spiel, vor allem die Fußballturniere. Das kam mir sehr entgegen, denn damals spielte ich gerne und ganz passabel Fußball. Jedenfalls war ich die ersten Male stets in der Siegermannschaft. In der zweiten Freizeit, es war in den Osterferien und der Klimawandel war noch nicht so weit fortgeschritten wie heute, lag draußen Schnee. Ein Teilnehmer

wollte sich gerne taufen lassen. Ohne viel Hin und Her wurde er im eiskalten Bach getauft. Allerdings wurde vorher gebetet, dass die Taufe auf den Tod Christi nicht auch seinen biologischen Tod bedeuten würde. Gott in seiner Gnade erhörte das Gebet.

Vor den abendlichen Bibelstunden fand eine Gebetsgemeinschaft statt, an der sich die Jungen lebhaft beteiligten. Eine Unart der damaligen Schoppen-Kultur, die auch gesellschaftlich weiter verbreitet war als heute, war das Verpassen von Spitznamen. Diese waren längst nicht immer schmeichelhaft. Ratte, Ferkel, Rosi, Graue, Fladen, Sauerkraut, Neger und Mücke waren einige Beispiele. Die Jungen beteten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, eben auch für Ferkel, Ratte und Neger. Dass übrigens »Sauerkraut« der Spitzname von Wolfgang war, habe ich erst später rausgefunden.

Der Freizeitstil war rau, aber herzlich. Wenn ich heute daran zurückdenke, kann ich Gott nur danken, dass wir alles einigermaßen unbeschadet überlebt haben. Nächtliche Entführungen waren oft an der Grenze des Tollkühnen. Wenn ich diese im Einzelnen schildern würde, bekämen manche Eltern im Nachhinein Albträume. Boxkämpfe und wilde Raufspiele gehörten zum Programm. Naturschützer wären damals auf die Barrikaden gegangen, wenn sie mitbekommen hätten, dass Mitarbeitern heimlich Frösche in den Schlafsack gelegt wurden, die dann nachts plötzlich aktiv wurden. Seitdem kann ich nachvollziehen, dass die Froschvermehrung in Ägypten eine echte Plage war.

So lustig, manchmal auch verbissen ehrgeizig das Sport- und Spielprogramm war – eben jungengerecht –, so ernsthaft waren die Bibelstunden. Ein Onkel von mir, der mit seiner Frau in der Küche half, meinte: »Hinter der Verkündigung sitzt echt Wumm. Das hat mich selber sehr angegriffen.« Durch Gottes Gnade kamen zahlreiche junge und auch ältere Menschen zum Glauben. Mein Eindruck ist, dass die erweckliche Kraft und die überfüh-

rende Wirkung des Wortes Gottes im Schoppener Psychotop im Laufe der Jahre nachgelassen hat. Vielleicht hat sie auch mehr Tiefe und Ausgewogenheit bekommen, um es optimistisch auszudrücken. Für mich, nachdem ich nach Jahrzehnten auf die Arbeit in Schoppen zurückschaue, war das Werk eine »kleine« Erweckung, teils im Rahmen der »Brüderbewegung«, aber auch beeinflusst von Christen anderer Prägung.

Die erfahrenen Mitarbeiter leiteten uns an, uns seelsorgerlich um die Freizeiteilnehmer zu kümmern, auch indem sie sich einfühlsam um unser geistliches Wohl kümmerten. Während der Schoppen-Wochen waren die sogenannten »Schoppenrunden« dafür ein beliebter Rahmen. Aber auch darüber hinaus wurden wir angeleitet, Briefkontakte, Telefongespräche und Besuche zu praktizieren. Zusammengefasst hat mich in diesen frühen Jahren besonders beeindruckt:

- die ungekünstelte Frömmigkeit und das praktische Leben mit Gottes Wort und Gebet.
- Man konnte jugendlicher sein. Der manchmal ungestüme Stil und das gärende Wesen wurden akzeptiert, aber auf feine Weise in geistliche Bahnen gelenkt.
- das Vertrauen und der Mut, Verantwortung zu übertragen, obwohl wir damals noch sehr unreif waren.
- die große Wertschätzung für gute Literatur, sowohl die Auslegungen aus der Brüderbewegung als auch z. B. die vielen guten Biografien.

Sehr dankbar bin ich Gott, dass ich in jungen Jahren diese Arbeit kennenlernen durfte. Die Geschwister haben mein geistliches Leben wahrscheinlich mehr beeinflusst als alle anderen menschlichen Faktoren, wenn ich auch eingestehen muss, dass ich ihrem Beispiel mit ungleichen Schritten hinterherhinke.

Hippies, Promis und Knackis bekehren sich ...

Ganz unabhängig von uns hatte es in Bielefeld und Umgebung unter den damaligen Hippies, Drogenabhängigen und ausgeflippten Typen so etwas wie eine Erweckung gegeben. Teilweise durch die Teestubenarbeit des CVJM in Bielefeld, teilweise durch charismatische Kreise, aber auch durch die Arbeit von Steini an der Uni, wo er mit einigen Freunden einen Büchertisch mit evangelistischer Literatur installiert hatte, durch den jede Menge Kontakte entstanden.

Rolf, ein Guru aus einem Ashram, hatte sich bekehrt, Udo kam als Heroinabhängiger zum Glauben, auch zwei Freunde jeweils mit dem Namen Christian erlebten eine dramatische Bekehrung, manche mit ihren Freundinnen. Jedenfalls zog das Kreise, und da sie tatsächlich ein neues Leben begonnen hatten und nun auch als Friseure, Klempner oder was auch immer Geld verdienten, beschlossen sie, in Bielefeld in der Brandenburger Straße ein Haus zu mieten, um dort eine Wohngemeinschaft zu beginnen.



Plastiktassen, an denen man sich den Mund verbrühte



Typisch Wini Weiler

Dort fanden regelmäßig Bibelstunden statt, zu denen auch ab und zu Süchtige kamen, die dort einen »kalten« Entzug über sich ergehen ließen.

Diese bunte Truppe bekam Kontakt zu uns und bald entstanden gegenseitige Besuche, die für uns äußerst spannend und interessant waren, da wir bis dahin kaum Kontakte zu ehemaligen Drogensüchtigen hatten und im abgelegenen Meinerzhagen diese Szene fast nur aus Büchern wie »Das Kreuz und die Messerhelden« und ähnlichen kannten.

Eines Tages stand dann plötzlich Wini vor unserer Tür. Irgendjemand von den Bielefeldern hatte ihn eingeladen und mitgebracht. Ich sehe ihn noch vor mir mit seinem mehr als schulterlangen Haar, in seiner geliebten bunten Latzhose und seinen unvermeidlichen Filzpantoffeln. Er hatte Soziologie studiert, war von der »Frankfurter Schule« geprägt und man hätte ihn auf den ersten Blick zur damaligen APO um Rudi Dutschke gezählt. Niemand hätte damals gedacht, dass er in wenigen Jahren maßgeblicher Motor zur

Entstehung des CLV-Verlags in Bielefeld und zur Gründung der Georg-Müller-Schule²⁰ in Bielefeld sein würde.

Wini und auch Hildegard, die als ehemals bekennende Emanze auch ein ziemlich wildes Leben hinter sich hatte, waren bereit, ihren Lebensstil und ihre Lebensphilosophie von der Bibel korrigieren zu lassen. Man sah sie oft in ihrem ungewöhnlichen, bunten Outfit, aber jeweils mit einer großen Bibel in der Hand. Sie waren schließlich auch bereit, einander zu heiraten, nachdem sie schon jahrelang zusammengelebt hatten. Gottes Wort hatte sie überführt. Beide wurden gute Freunde von uns und begeisterten sich für gute christliche Bücher und Biografien.

Zu dieser Zeit fand auch Georg den Weg zum Herrn zurück. Er hatte als 12-Jähriger an der ersten Freizeit in Stukenbrock teilgenommen und sich bekehrt. Einige Jahre war er entschieden dem Herrn gefolgt, bis er einen üblen Absturz in Alkohol und Schlägereien erlebte. Aber Gott gab ihn nicht auf. An einem Tiefpunkt seines kaputten Lebens fand er als Mitglied einer kriminellen Bande zum Herrn zurück. Und das ausgerechnet nach dem Versuch, ein verzweifelteres Mädchen mit dem Namen Karin, die den Sinn des Lebens suchte, mit der Bibel und Jesus Christus bekannt zu machen, dem er selbst nicht mehr folgte!

Das war eine ergreifende, filmreife Geschichte, die ich später in dem Buch »Die Fessel der Freien«²¹ berichtet habe. Karin kam zum Glauben und danach erlebte auch Georg eine radikale Rückkehr zum Herrn und beide gründeten zusammen eine Familie. Mit Wini und Hildegard befreundeten sie sich und schlossen sich auch bald der Christlichen Gemeinde Bielefeld an, die in dieser Zeit

20 Christliche Schulen (inzwischen gibt es mehrere) in Bielefeld und Steinhagen.

21 Wolfgang Bühne, *Die Fessel der Freien*, Wuppertal: Schriftenmission der Evangelischen Gesellschaft, 1981; später bei CLV und 2022 unter dem Titel »Frei und doch gefesselt« neu erschienen.

einen ungeahnten Aufschwung durch die Aktivitäten der ehemaligen Chaoten erlebte.

Beide Ehepaare kamen oft nach Schoppen, arbeiteten in den Freizeiten mit und sorgten durch ihre Kontaktfreudigkeit nicht nur für gute Stimmung, sondern halfen mit, das Evangelium glaubwürdig zu verbreiten.

Begegnungen mit Langzeitfolgen

Etwa in dieser Zeit tauchten zwei Männer in unserer Buchhandlung auf, die unterschiedlicher kaum sein konnten. Bevor ich näher auf die wichtige Begegnung mit diesen beiden merkwürdigen Männern eingehe, möchte ich kurz den Werdegang unserer Buchhandlung skizzieren:

Um etwas mehr Platz zu haben, hatten wir unseren Buchladen von dem ehemaligen Hühnerstall in den etwas größeren früheren Pferdestall verlegt. Er wurde dort vor allem von Dorothea de Blaauw betreut in Verbindung mit David Seel, Günter Vogel und später auch Hans-Werner Deppe. Inzwischen hatte der Buchversand stark zugenommen, weil wir manche Bücher nicht nur mit der »Evangelischen Gesellschaft« in Wuppertal, sondern auch mit dem Verlag »Schulte & Gerth« herausgegeben hatten.

Die Vorgeschichte: Klaus Gerth, damals ein aufstrebender Prokurist der Kosmetikfirma »Juvena«, hatte sich in Gabi verliebt, die attraktive Witwe eines kürzlich verstorbenen bekannten Schauspielers. Gabi fand den smarten Klaus auch nicht schlecht, hatte damals aber ganz andere Sorgen. Sie war auf der Suche nach Gott und ihre eigene Verlorenheit und Sündhaftigkeit stand deutlich vor ihren Augen. Davon wurde auch der verliebte Klaus berührt und auf der gemeinsamen Suche nach Gott wandten sie sich schließlich an einen evangelischen Pastor, der aber völlig hilflos dem glamourösen Paar gegenüberstand. In seiner Verlegenheit erinnerte er sich

an einen inzwischen verstorbenen Pastor aus Essen, der ein Buch mit dem Titel »Jesus unser Schicksal« geschrieben hatte. Vielleicht könnten sie sich dieses Buch irgendwie besorgen und darin fündig werden.

Um es kurz zu machen: Dieses wunderbare Buch von Pastor Wilhelm Busch gebrauchte Gott, um beide zum Glauben an Jesus Christus zu führen, und bald darauf folgte ihre Hochzeit. Hermann Schulte, der in seinem Verlag »HSW« in Aßlar die Schallplattenserien »Frohe Botschaft im Lied«, »Onkel Peters Kinderstunde« u. a. herausgab, bot dem cleveren Klaus im Jahr 1975 die Verlagsleitung und drei Jahre später die Teilhaberschaft seines Verlags an.

So kam es dann zur Neugründung des Verlags Schulte & Gerth und später zum Gerth-Verlag, der bis heute zu den großen evangelikalischen Verlagen gehört, inzwischen aber 2016 unter das Dach der Stiftung Christliche Medien (SCM) geschlüpft ist.

Damals lernte ich kurz nach ihrer Bekehrung Klaus und Gabi kennen und gemeinsam haben wir manche Bücher auf den Markt gebracht, die mir sehr wichtig waren: vergriffene Bücher von Wilhelm Busch, von William MacDonald und dann auch mehrere Bände mit Predigten von C. H. Spurgeon (»Hast du mich lieb?«; »Der gute Kampf des Glaubens«; »Auf Dein Wort« usw.), die ich überarbeitet und zusammengestellt hatte und die damals sehr dankbar gekauft und gelesen wurden.

Leider fand diese freundschaftliche Zusammenarbeit mit Klaus Gerth nach wenigen Jahren ein jähes Ende, als er sich der charismatischen Bewegung öffnete und sogar Bücher von N. V. Peale und Robert Schuller (beide sind Väter des sogenannten »Positives Denkens«) und Reinhard Bonnke (dem »Mähdrescher Gottes«) herausgab, vor denen ich vehement gewarnt hatte.

Von der anfangs sehr guten Zusammenarbeit hatte auch unser Buchladen profitiert und wir konnten nach jahrelangen roten Zah-

len nun auch Dorothea de Blaauw anstellen, die den Laden großartig und mit viel Freude und Einsatz führte.

Hans, Friedel und Knastevangelisation

Diesen Laden in dem ehemaligen Schoppener Pferdestall betraten also die oben kurz geschilderten Herren: der eine auffallend schlank, groß und mit einem beeindruckenden Schnäuzer gesegnet, der andere wesentlich kleiner, aber mit einem gewaltigen Rauschebart versehen, beide aus Hückeswagen, beide mit bergischem Akzent, ein uriges Gespann.

Der ältere, Friedel Pfeiffer, war ein Untermertyp mit gesiterten Umgangsformen, Jahrgang 1935. Der jüngere, Hans-Jürgen Eichblatt, etwa 10 Jahre jünger, ehemaliger Ganove, mit allen Wassern gewaschen, sehr kontaktfreudig, emotional und fast immer fröhlich, hatte vor Jahren – von Europol gesucht – bei Friedel in Hückeswagen Unterschlupf gefunden. Während einer Evangelisation im »Scheideweg« hatte er dann mit seiner damaligen Freundin



Friedel und Hans – ausnahmsweise auf einem Frauentreff

und späteren Frau Ingrid eine tiefgehende Bekehrung erlebt. 1975 gründete er gemeinsam mit Friedel Pfeiffer die »Gefährdetenhilfe Scheideweg«.

Diese beiden ungleichen Freunde bildeten dann für Jahrzehnte den Kern eines schlagkräftigen Teams. Im Lauf der Jahre gründeten sie jede Menge Wohngemeinschaften, in denen ehemalige Knackis, Drogensüchtige und gescheiterte Existenzen Hilfe fanden. Dort lernten diese Menschen Familienleben und lebendige Gemeinde kennen und hatten später auch die Möglichkeit, in neu gegründeten Zweckbetrieben eine Ausbildungsstelle zu finden.

Es wurde eine Teestube gegründet, in der manchmal über hundert junge Leute in einer Art Schuppen auf engstem Raum zusammensaßen, miteinander um die Wette zur Gitarre flotte geistliche Lieder sangen oder brüllten. Es war eine sehr dynamische evangelistische Bewegung und für viele Jahre eine Anlaufstelle für Suchende und junge Christen.

Unter der Leitung von Petra Halfmann entstand ein ausgezeichneter Chor und es wurden Kontakte zu einer Reihe von Gefängnissen geknüpft. Dort konnten dann mit dem Chor Evangelisationen durchgeführt werden und später auch Missionseinsätze in Afrika, Ungarn, Brasilien, Indien und anderen Ländern.

Als diese beiden Brüder bei uns im Buchladen standen, sich nach Büchern umschaute und wir uns dann gegenseitig vorstellten, befand sich diese großartige Gefährdetenhilfe erst in den Anfängen. Ich hatte bis dahin nichts von ihrer Existenz mitbekommen.

Wir verstanden uns auf Anhieb super und besonders der fröhliche, leutselige Hans war in den folgenden Jahren auf unseren Freizeiten ein gern gesehener Gast und Evangelist. Umgekehrt besuchten unsere jungen Leute und Mitarbeiter am Sonntagabend die Teestube in Oberdorp (Scheideweg), halfen auch in den Kontaktgruppen verschiedener Gefängnisse mit und lernten so eine Menge

packender Lebensgeschichten und die Möglichkeiten persönlicher Evangelisation kennen.

Ab und zu wurde ich auch als Evangelist zur Verkündigung in verschiedene Gefängnisse mitgenommen, was immer eine äußerst spannende und interessante Aufgabe war. Besonders die Einsätze im Siegburger Jugendgefängnis, damals mit etwa 1000 Insassen, sind mir lebendig in Erinnerung. Wenn 180 bis 250 junge, muskelbepackte und tätowierte Männer lärmend, kritisch und scheinbar lässig vor einem sitzen, die klatschen oder pfeifen – je nach dem, was man geäußert hat –, dann ist Evangelisation nicht langweilig. Besonders wenn – wie damals – außer dem Gefängnispfarrer kein Aufsichtspersonal anwesend ist.

Meist begann der Abend mit einer Musikgruppe oder einem Chor, manchmal auch mit einem Solo oder Duo mit Instrumentalbegleitung, dann gab es ein Zeugnis von einem der Mitarbeiter und danach hatte ich die Herkules-Aufgabe, diese Meute etwa 20 Minuten zum Zuhören zu bewegen.

Interessant war, dass die Knackis laut applaudierten, wenn ich ihnen zu Beginn Grüße von meiner Frau und unserer wachsenden Kinderschar bestellte. Anscheinend rührte das in ihren Herzen eine empfindsame und vielleicht auch wehmütige Saite an. Als ich dann das Thema des Abends und der folgenden Tage ankündigte: »Wie komme ich aus der Sch... raus«, gab es ein großes Hallo und zumindest für einige Minuten gespannte und interessierte Zuhörer.

Nach der Verkündigung bestand die Möglichkeit, entweder wieder auf die Zelle zu gehen oder zurückzubleiben, um mit den Mitarbeitern Einzelgespräche zu führen. Meist waren um die 20 bis 30 Mitarbeiter dabei, darunter auch bereits betagte Geschwister. Für mich war es erstaunlich, dass die meisten jungen Gefangenen sich vor allem die älteren Mütter und Omis als Gesprächspartner

aussuchten und nicht – wie erwartet – die jüngeren Frauen. An manchen Abenden blieben 40 bis 60 Männer zurück, die meisten natürlich, um ein wenig Abwechslung zu haben oder etwas zu »schnorren«, aber immer wieder sah man auch welche, die auch miteinander beteten.

Inwieweit die »Bekehrungen«, die sich dort zutrug, wirklich echt oder nur gespielt waren, um mögliche Vorteile zu bekommen, das zeigten dann die folgenden Wochen und Monate. Später werde ich mehr davon berichten, zumal wir auch als Familie dramatische Erlebnisse mit solchen »Bekehrten« durchgemacht haben.

Was man alles mit »Zivis« erleben kann ...

Etwa 25 Jahre lang haben wir als Familie in Schoppen mit Zivildienstleistenden unter einem Dach gewohnt. In den ersten Jahren hatten wir die Genehmigung für einen Zivildienstplatz, ab 1984 konnten wir zwei anbieten.

Oft haben wir in der Rückschau gedacht, dass diese Zeit mit den Zivis auch für uns als Familie mit zu den segensreichsten Begegnungen und Erfahrungen gehört. Es gab einzelne, an die wir nicht so gute Erinnerungen haben, aber das war eine kleine Minderheit. Mit den meisten haben wir bis heute eine herzliche Beziehung und viele sind uns zu lebenslangen Freunden geworden. Darunter sind auch manche, die in dieser Zeit entscheidende geistliche Erfahrungen gemacht haben und bis heute aktiv im Dienst für unseren Herrn stehen. Die vielen gemeinsamen Mahlzeiten, Andachten, Tischgespräche, sportlichen Aktivitäten und geistlichen Einsätze haben viel mehr Prägung vermittelt, als uns damals bewusst war.

Nicht wenige von ihnen haben in dieser Zeit in Schoppen ihren zukünftigen Lebenspartner gefunden und oft fiel die Wahl auf eine

Kapitel 6

der sogenannten »Küchenschwestern«, die für Monate, manchmal sogar für Jahre bei uns gewohnt haben und die uns eine große Hilfe waren und von denen auch unsere Kinder sehr profitiert haben.

Über viele Erlebnisse mit diesen jungen Brüdern könnte man Bücher schreiben und leider ist hier nicht der Platz, um ausführlich darüber zu berichten. So kann ich nur den einen oder anderen Zivi herauspicken, stellvertretend für die anderen, die wir ebenfalls nicht vergessen haben.

Kalli Schmale war 1976 der erste in der Reihe. Ihn kannten wir aber schon vorher, denn er kam aus der gleichen Versammlung in Worbseid wie wir, hatte bereits seine Lehre als Schlosser bei Burg-Wächter hinter sich und war inzwischen zwei oder drei Jahre ein wertvoller Mitarbeiter in der Freizeitarbeit. Mit Lothar, dem zweiten Sohn von Helmi, hatte er eine evangelistische Arbeit unter Jungen im Alter von 12 bis 16 Jahren begonnen, die fast ausschließlich nicht aus frommen Elternhäusern kamen.



Kalli mit Anja, damals Küchenschwester
und heute Ehefrau von Kalli



Kalli mit dreien unserer Kinder

Ähnlich wie damals in Schwelm wurden die Treffen am Samstagnachmittag durchgeführt. Die Jungen wurden mit dem Bulli abgeholt und dann gab es Sport und Spiel, dazwischen Brötchen mit Marmelade oder Kuchen und Saft und abschließend immer eine längere Andacht oder Bibelarbeit.

Kalli war technisch begabt und da er zudem noch aus einer Familie kam, die eine Landwirtschaft betrieb, wurde er uns auch bei der Renovierung und allen Arbeiten in den Außenanlagen eine enorme Hilfe.

Aber nicht nur das. Er sorgte auch dafür, dass seine beiden bereits erwähnten jüngeren Schwestern Margarete und Ilse mit einbezogen wurden. Die beiden haben nun schon bald sage und schreibe 45 Jahre lang ehrenamtlich für Schoppen auf Freizeiten gekocht, gebacken und geputzt. In den ersten Jahren haben sie zusätzlich Berge von Wäsche für uns gewaschen, bis heute die gesamte Buchführung für das Freizeithaus gemacht und Jahrzehnte im Vorstand des Vereins »Christliches Freizeithaus Schoppen e.V.« mitgearbeitet. Und das alles nicht nur unentgeltlich und ehrenamtlich, sondern oft haben sie ihre eingesetzten Lebensmittel und ihre kunstvollen Torten usw. noch aus eigener Tasche bezahlt.

Ihre inzwischen im Jahr 2020 heimgegangene Mutter »Oma Minna« hatte viele Jahre lang Berge von Kuchen und Torten für die »Komm-und-sieh«-Wochenendfreizeiten gebacken, und zwar



Karin Elke, Ilse und Margarete Schmale

nicht irgendwelchen trockenen Streuselkuchen, sondern Torten von höchster Qualität.

Was diese Familie und besonders die beiden ledigen Schwestern in ihrer Treue, Hingabe und Bescheidenheit für uns als Familie und für die Freizeitarbeit geleistet haben, wird erst in der Ewigkeit deutlich werden. Wie oft habe ich von Geschwistern gehört: *»Auf den Lohn, den die beiden Schwestern einmal im Himmel bekommen werden, bin ich jetzt schon neidisch!«*

Nun noch zu Kalli. Er war in einer Zeit als Zivi bei uns, in der wir eine Anzahl Pflegekinder in unserer Familie hatten und zudem noch entlassene Knackis, zum Glauben gekommene Drogensüchtige und Männer mit psychischen Schäden. In dieser Zeit wurden wir bestohlen, körperlich bedroht, Türen wurden vor Wut eingetreten – es war eine wilde, spannende Zeit, in der uns Kalli durch seine besonnene, herzliche und sehr entschiedene Art eine große Hilfe und ein Vorbild war.

Von ihm konnte ich eine Menge Geduld, Gottvertrauen und Freundlichkeit lernen. Von den vielen Erlebnissen mit ihm möchte ich nur zwei herausgreifen:

Wie immer pflegte ich in meinem Arbeitszimmer morgens meine Stille Zeit zu halten. Eines Morgens klopfte Kalli an meine Tür, während ich betete oder die Bibel las. Das ärgerte mich, denn das war meistens die wenige Zeit am Tag, in der ich mich geistlich stärken konnte.

Deshalb öffnete ich die Tür ziemlich erbost und fuhr ihn an, warum er mich ausgerechnet jetzt stören müsse.

Seine Reaktion: Er grinste mich provozierend freundlich an und meinte: *»Du warst doch gerade in der Gegenwart des Herrn! Dein Gesicht müsste doch jetzt wie damals bei Mose strahlen und etwas von der Herrlichkeit unseres Herrn widerspiegeln. Davon ist aber jetzt wirklich nichts zu sehen ...!«* Diese Lektion saß.

»Lügen haben kurze Beine!«

Ein weiteres gemeinsames Erlebnis werden wir auch nicht so schnell vergessen. Bernd (»Beatle«), der inzwischen 15 oder 16 Jahre alt war und wegen vieler unschöner Verhaltensweisen nach Jahren unser Haus verlassen musste, rief mich nach vielen Monaten unerwartet an und fragte sehr höflich, ob er mich mal besuchen dürfte.

Weil ich gespannt war, was aus ihm geworden war, bejahte ich seinen Wunsch und fragte, wann er denn zu kommen gedenke. Er sei schon in Meinerzhagen angekommen, meinte er. Das passte mir zwar nicht so recht, denn wir hatten gerade eine Freizeit gestartet, aber ich sagte zu.

Ob er denn auch übernachten könnte, fragte er weiter. Das passte mir noch viel weniger, denn wir hatten das Haus ziemlich voll, aber ich sagte: »Okay!« Ob er denn auch noch einen Freund mitbringen könnte ...? Kummer gewohnt, sagte ich ihm auch das zu und hoffte, den beiden etwas fürs Leben mitgeben zu können.

Wenige Stunden später saßen wir dann zum Abendessen zusammen. Beide waren erstaunlich interessiert an unserem Wohlergehen, hatten jede Menge Fragen auch zum Glauben und ich wunderte mich und freute mich über das unerwartete Interesse. Schließlich besorgte ich für die beiden einen Schlafplatz, wünschte ihnen eine gute Nacht und schlug vor, dass wir uns am nächsten Morgen wieder zum Frühstück treffen wollten. Bereits vor dem Frühstück standen sie bei mir auf der Matte und wollten sich verabschieden.

»*Warum plötzlich so eilig?*«, war meine erstaunte Frage.

Etwas zögernd und verlegen meinten sie: »*Wir möchten gerne noch zum Zeltplatz an der Biggetalsperre trampen und früh genug dort sein.*«

Sie ließen sich nicht aufhalten und verabschiedeten sich verächtlich schnell, nachdem ich noch jedem ein evangelistisches Buch

in die Hand gegeben und ihnen Gottes Segen gewünscht hatte. Ich hatte kein gutes Gefühl ...

Als ich nach etwa 30 Minuten in den Buchladen ging und Doro bat, in die Ladenkasse zu schauen, rief sie entsetzt: »*Da ist ja nichts mehr drin!*«

»*Schau mal in die Freizeitkasse!*«, rief ich vorausahnend.

»*Die ist auch total leer!*«

»*Und die Kioskkasse?*«

»*Kein Pfennig mehr vorhanden!*«

Alles klar! Bernd war durch ein Minifenster nachts in den Buchladen gekrochen, hatte alle Kassen geplündert, wozu auch eine gehörige Menge Kleingeld gehörte. Leider hatten wir damals noch keinen Tresor und Bernd, der sich noch von früher im Laden auskannte, hatte sämtliche Kassen restlos geplündert.

Was mich am meisten wurmte, war, dass ausgerechnet der Inhalt der Kasse mit den vielen Freizeitbeiträgen gestohlen war. Das war Geld, das mir nicht gehörte, wofür ich aber verantwortlich war.

Ich rief Kalli und fragte, was wir machen sollten. Da die beiden Diebe zur Biggetalsperre trampen wollten, riet Kalli, wir sollten sofort die Polizei informieren und sie bitten, zum nächsten Parkplatz bei der Talsperre zu fahren, um uns dort zu treffen; dann könnten wir weitersehen.

Währenddessen wollten wir mit unserem alten Volvo losfahren, um die beiden Tramper eventuell unterwegs abzufangen. Sollten sie tatsächlich irgendwo an der Straße stehen und den Daumen hochhalten, dann würden sie nicht weglaufen, wenn sie uns sehen, weil sie sich dann verdächtig machen würden.

Gesagt, getan. Wir steigen ein und fahren los – total angespannt, was nun passieren würde. Nach nur etwa vier Kilometern stehen die beiden am Straßenrand und halten den Daumen hoch. Wir

fahren langsam auf sie zu, sie erkennen uns, zeigen eine gewisse Unsicherheit, aber laufen nicht weg.

»Was ist los? Wolltet ihr nicht zur Biggetalsperre?«

»Ja, schon, aber bisher hat keiner angehalten!«

»Kommt, wir fahren euch zur Biggetalsperre.«

»Warum das denn? Ist doch nicht nötig!«

»Steigt ein, denn hier wird euch so schnell kein Auto mitnehmen.«

Tatsächlich stiegen sie ein, setzten sich auf die Rückbank und spielten gute Laune – ebenso wie wir. Wir fuhren betont gemächlich in Richtung Biggetalsperre in der bangen Hoffnung, dass die Polizei früh genug am ausgemachten Parkplatz eintreffen würde.

Bernd: *»Warum fährst du plötzlich so langsam?«*

»Ist doch eine herrliche Gegend, oder?«

»Na und? Kann man doch trotzdem Gas geben!«

Viel mehr wurde nicht gesprochen, und auf beiden Seiten wuchs die Unsicherheit. Die beiden Übeltäter mussten Lunte gerochen haben, das war uns klar. Aber wenn die Polizei nicht rechtzeitig am Parkplatz war, würde es für uns schwierig werden.

Am Parkplatz angekommen, sahen wir, wie gerade auch das Polizeiauto punktgenau erschien. Ich drehte mich zu den beiden Jungen um und sagte nur kurz und so freundlich wie möglich:

»Bitte versteht, letzte Nacht sind wir bestohlen worden, alles Geld ist weg. Leider haben wir euch in Verdacht, die Täter zu sein. Deswegen ist auch die Polizei hier. Wenn ihr es nicht gewesen seid, dann ist alles gut.«

»Kein Problem«, meinten die beiden, stiegen aus und traten betont lässig unter die Augen der beiden Polizisten.

Die waren nicht zimperlich und schossen gleich los: *»Na, gebt ihr zu, dass ihr geklaut habt? War ja 'ne dreiste Tat, die ihr euch da geleistet habt. Her mit dem Geld!«*

Natürlich stritten die beiden Halunken alles vehement ab: *»So etwas würden wir doch niemals tun!«* usw.

»Dann ab in den Käfer (damals noch üblich für ein Polizeiauto!) und zur Polizeiwache.«

Als die beiden sich auf die Rückbank quetschten, protestierte Bernd: *»Aber das ist viel zu eng hier!«*

»Wenn im Himmel für euch zwei so viel Platz ist wie in diesem Käfer, dann könnt ihr froh sein!«, meinte einer der Polizisten spöttisch. Und dann fuhren wir alle zur Polizeistation.

Dort ging es auch sofort rustikal zu:

»Wo ist das Geld?«

»Wir haben nix getan!«

»Dann leert mal eure Taschen!«

Sie mussten dann tatsächlich sämtliche Hosen- und Jackentaschen umstülpen und auch das, was sie in einem Beutel bei sich hatten – und siehe da: Es purzelte jede Menge Kleingeld, vom Pfennig bis zu Zwei- und Fünfmärkstücken, auf den Tisch.

Die Polizisten lachten: *»Woher habt ihr denn eine solche Menge Kleingeld?«*

»Wir haben eine große Serie im Glücksspielautomaten gewonnen!«, verteidigten sich die Diebe und versuchten, ziemlich selbstsicher aufzutreten.

»Ein Automat, der eine solche Menge Pfennigstücke ausspuckt, muss noch erfunden werden!«, spottete einer der Polizisten sinngemäß. *»Nun rückt endlich mit der Wahrheit heraus!«*

»Wir sind unschuldig!«

Tatsächlich ergab die Menge des Kleingelds zwar einen Betrag von etwa 300 DM, aber kein einziger von den vielen gestohlenen Geldscheinen war zu finden. Eigenartig!

Jetzt wurde Kalli aktiv. Er bat einen der Polizisten, mit zu unserem Auto zu kommen. Er hatte nämlich während der Fahrt zur Biggetalsperre im Rückspiegel beobachtet, wie einer der beiden mit den Händen genestelt und die Sitzpolster bearbeitet hatte.

Nur wenige Minuten später kamen Kalli und der Polizist grinsend zurück: Sie hatten alle Hände voll mit den Geldscheinen, die einer der beiden während der Fahrt in die Ritzen der Sitzbank gesteckt hatte. Sie hatten also geahnt, was ihnen blühte.

Aber erst, als beide zum Einzelverhör abgeführt wurden, rückte einer schließlich mit der Wahrheit heraus und der andere musste notgedrungen auch auspacken.

Bei der Gerichtsverhandlung nach einigen Wochen, bei der wir als Zeugen anwesend waren, verurteilte der Richter die Diebe zur Höchststrafe, gerade deswegen, weil sie auf solch unverschämte Weise unser Vertrauen missbraucht hatten. Die Verurteilten protestierten nicht. Immerhin schienen sie ein schlechtes Gewissen zu haben.

Nach der Verhandlung luden wir die beiden Verbrecher zum Mittagessen in ein Bistro ein, was für sie äußerst peinlich war, aber sie kamen mit und wir konnten mit ihnen offen und freundschaftlich reden.

Da beide noch nicht erwachsen waren, bekamen sie jeweils eine Jugendstrafe. Bernd wurde in eine Anstalt nach Hövelhof eingeliefert, von wo aus wir später mit ihm brieflich Kontakt hielten; er schickte uns sogar einen originellen Brief zur Veröffentlichung in »fest&treu«. Aber dabei blieb es dann leider auch. Seitdem haben wir nichts mehr von ihm gesehen oder gehört, und so können wir nur noch für ihn beten.

Mehr als peinlich ...

Viel unangenehmer als die erwähnten Diebstähle, zertrümmerten Gegenstände, Schlägereien usw. war eine Situation, die mir aus ganz anderen Gründen schlaflose Nächte bereitete. Durch die Kontakte zu den Gefängnissen hatte sich auch ein junger Mann »bekehrt«, den ich hier »Martin« nennen möchte. Er machte auf uns einen

intelligenten und aufrichtigen Eindruck und wir waren bereit, ihn nach seiner Entlassung aus der Haft bei uns aufzunehmen. Bei den Bibelstunden und Gemeindeveranstaltungen war er dabei, machte mit und wir hatten keinen Grund, ihm zu misstrauen.

Eines Tages bekam ich per Einschreiben eine auf meinen Namen ausgestellte Rechnung und Mahnung von einer mir völlig unbekannten Firma mit einem enorm hohen Betrag, der sofort zu zahlen sei. Die angegebene Dienstleistung: »Telefonsex«! Ich war schockiert. Damals wie heute konnte, kann und will ich mir nicht vorstellen, welcher Dienst hier in Rechnung gestellt wurde, und wagte zunächst nicht einmal, jemanden um Aufklärung zu bitten.

Sollte ich nun einfach diesen Betrag zahlen, um weiteren peinlichen Mahnungen und Auseinandersetzungen aus dem Weg zu gehen? Aber was würde passieren, wenn diese schmutzige Sache trotzdem an die Öffentlichkeit gelangte und verbreitet würde? Wäre das nicht ein gefundenes Fressen für gewisse Leute, die nur darauf warteten, ungute Nachrichten über mich in Umlauf zu bringen? Etwa so: »Peinlich: Evangelist beim Telefonsex erwischt!«

Ich war ziemlich verzweifelt. Die Rechnung bezahlen und mich damit als schuldig bekennen wollte und konnte ich nicht. Also schrieb ich diesem mir unheimlichen Dienstleister einen Brief, beteuerte ihm meine Unschuld, schrieb, dass ich glücklich verheiratet und Vater einer großen Kinderschar sei und zudem auch an jungen Menschen arbeite, um sie zu sexueller Reinheit zu ermutigen. Als Argument und Beweis fügte ich dem Brief noch mein kürzlich erschienen Buch »Kann denn Liebe Sünde sein? – Freundschaft, Liebe, Sexualität – und die Nachfolge Jesu«²² bei. Ich konnte nur noch Gott anflehen, diese schmutzige Geschichte so schnell wie möglich aufzuklären.

22 Wolfgang Bühne, *Kann denn Liebe Sünde sein?*, Bielefeld: CLV, 1995.

Die Antwort kam umgehend mit dem sinngemäßen Inhalt, ich sollte mich nicht so anstellen, sondern sofort zahlen. Sie hätten meine zahlreichen Gespräche mit Datum und Uhrzeit exakt erfasst. Meine Verzweiflung wuchs und schließlich bat ich diese »Dienstleister«, mir die Belege für ihre Rechnung zu senden. Die kamen dann auch sehr schnell und ich hatte alles schwarz auf weiß: Datum, Uhrzeit und Gesprächsdauer.

Es war zum Weglaufen. In meiner Not suchte ich Rat bei unseren männlichen Mitarbeitern, und plötzlich ging unserem Zivi Andi ein Licht auf. Er bat mich, ihm die Auflistung zu zeigen, und dann erinnerte er sich: *»Mir ist aufgefallen, dass ›Martin‹ immer wieder während der Bibel- und Gebetsstunde aus dem Raum verschwand und erst viel später zurückkam.«*

Tatsächlich stimmten die Daten überein: Jedes Gespräch fand am Dienstag, etwa um 20:45 Uhr oder um 21:15 Uhr statt! Der Verdacht erhärtete sich: Es war »Martin«, der inzwischen nicht mehr bei uns wohnte, sondern zu einem Bekannten nach Meinerzhagen gezogen war!

Am nächsten Tag suchten wir »Martin« in seiner neuen Unterkunft auf. Zunächst stritt er empört alles ab, als ich ihm aber die Belege zeigte und ihm sagte, wir könnten dann ja zur Klärung der Geschichte die Tonbandaufnahmen anfordern und uns gemeinsam anhören, knickte er ein, gab alles zu und war auch bereit, die Summe mit einem Begleitschreiben zu bezahlen. Er hatte sich tatsächlich zu den angegebenen Zeiten aus unserer Bibel- und Gebetsstunde entfernt und ist in unseren Buchladen geschlichen, den wir damals selten abgeschlossen hatten. Während wir auf den Knien lagen und beteten, hatte er diese verhängnisvollen Gespräche geführt ...

Glücklicherweise gab es nach etwa 15 Jahren noch ein ermutigendes Nachspiel:

Eines Abends, etwa um 22 Uhr, bekamen wir einen Anruf von Gorden Winter, einem jungen Freund aus Paderborn, den wir erst kürzlich kennengelernt hatten. Der war nach einer total chaotischen Kindheit und kriminellen Jugend ein noch ungehobelter, aber brennender Christ und Seelengewinner geworden. (Dass er einmal etwa 20 Jahre später Jahr für Jahr als Bibellehrer gemeinsam mit dem Doktor der Theologie Wolfgang Nestvogel auf unseren Bibel-Studierfreizeiten originell und begeisternd die Bibel auslegen würde, hätte damals wohl jeder für einen Witz gehalten ...) Er teilte uns am Telefon mit, dass er einen jungen Mann kennengelernt habe, der unbedingt mit mir sprechen möchte, möglichst noch an diesem Tag.

Ich wandte etwas mürrisch ein, es sei doch schon spät am Abend und es würde Mitternacht sein, wenn er mit seinem Kumpel bei uns eintreffen würde – er solle doch einen Tag später kommen, zumal ich auch sehr müde sei. Aber Gorden, die Hartnäckigkeit in Person, ließ sich nicht abwimmeln, drängte und bestand darauf, sofort losfahren zu wollen – schließlich ginge es hier um keine Kleinigkeit.

Endlich sagte ich zu und um Mitternacht traf Gorden mit seinem Begleiter ein: Es war »Martin«!

Nach vielen Jahren sahen wir ihn jetzt wieder. Durch Gorden und seine Freunde hatte er eine Umkehr zu Gott erlebt und bat mich nun flehentlich und unter Tränen um Vergebung für das, was er uns angetan hatte. Beschämt ging ich mit ihm und Gorden auf die Knie und wir dankten unserem Herrn Jesus dafür, dass er für unsere Schuld am Kreuz gestorben ist und wir einander Sünden bekennen und freimütig vergeben können.

Vielleicht sind solche Erfahrungen auch eine kleine Ermutigung für diejenigen, die ähnliche Enttäuschungen erlebt haben und manchmal glauben, dass alle Arbeit und Mühe umsonst war.

Es ist noch nicht so lange her, als ich einen Brief mit folgendem Inhalt bekam:

»Wenn Sie der Wolfgang Bühne sind, der 1970 von Schwelm aus Freizeiten in Stukenbrock mit Bibel und Fußballspielen veranstaltet hat, dann möchte ich Ihnen mitteilen, dass ich vor Kurzem Christ geworden bin und meine Frau auch!«

Natürlich konnte ich mich an den strohblonden Uli erinnern, der damals ein exzellenter Fußballspieler war, von dem ich aber nach unserem Umzug nach Schoppen nichts mehr gehört hatte.

»Daher, meine geliebten Brüder, seid fest, unbeweglich, allezeit überströmend in dem Werk des Herrn, da ihr wisst, dass eure Mühe nicht vergeblich ist im Herrn.« — 1. Korinther 15,58

Ein Leben für die französische Fremdenlegion?

1977 konnten Ulla und ich zum ersten Mal eine Woche Urlaub im Ausland machen. Ein Bruder aus Meinerzhagen hatte uns diese Flugreise ermöglicht.

Inzwischen hatte Gott uns 1974 unsere Tochter Debora geschenkt, wobei wir an die Debora aus der Richterzeit dachten. Ihr Name lautet übersetzt »Biene« und entsprechend war unser Wunsch und Gebet, dass sie einmal selbstlos und fleißig dem Herrn dient. Dabei würde sie andere mit dem »Honig« der Freude glücklich machen und ihnen zum Segen sein. Diesen Wunsch sollte Gott auf erstaunliche Weise erfüllen.

Für mich ist es heute beschämend, welche Aufgaben und Lasten Ulla in diesen Jahren zu tragen hatte: Zu den fünf Schwangerschaften in fünf Jahren kamen auch noch die Pflegekinder, und immer

wieder waren ehemalige Drogensüchtige und Alkoholiker mit im Haus. Dann die vielen Freizeiten, Besucher und Seelsorgefälle, die sich gerne an Ulla wandten – das alles hatte an ihren Kräften gezehrt, was mir damals leider nicht so bewusst war.

Gott hatte uns zwar immer Schwestern geschenkt, die meist für ein Jahr im Haushalt geholfen haben (und oft für Ulla zu Freundinnen wurden), sodass ihr manche Arbeit abgenommen wurde.

Gnädig war auch, dass unsere Kinder fast immer in diesen Mitbewohnern ein gutes Gegenüber fanden und mit ihnen so manches unternehmen konnten. Die schöne Umgebung von Schoppen war für die Kinder traumhaft und bot viele Möglichkeiten, Fantasie zu entwickeln und kindgemäße Abenteuer zu erleben; andererseits gab es keine Möglichkeit, die Kinder stundenweise in einen Kindergarten zu schicken – es war also für Ulla eine enorme Herausforderung, über die sie sich aber nie beklagt hat.

Wenn ich manchmal um Mitternacht von einem Dienst oder Besuch von der B 54 in unser Tal hinabfuhr, war mein Herz oft voll Freude, wenn ich anschließend leise in die Schlafzimmer unserer Kinder schlich, die friedlich in ihren Betten schliefen. Oft habe ich mich dankbar vor ihrem Bett niedergekniet, für sie gebetet und sie dem Herrn Jesus anbefohlen. Aber die Hauptlast der Erziehung lag besonders in den ersten Jahren bei meiner lieben Frau, die nur selten Zeit fand, sich – am liebsten bei der Lektüre eines Buches – zu entspannen. Heute wünsche ich mir, ich hätte mir damals mehr Zeit für sie und ihr Wohlergehen genommen ...

Zurück zu unserem ersten Urlaub: Gute Freunde waren gerne bereit, unsere bis dahin vier Kinder bei sich aufzunehmen, sodass wir einigermaßen unbelastet zum ersten Mal im Leben und daher mit gemischten Gefühlen ein Flugzeug besteigen durften. Wir flogen nach Calvi auf Korsika, wo wir als Gäste in dem bekannten christlichen »Calvi-Hotel« angemeldet waren.

In der Festungsanlage von Calvi befindet sich eine Kaserne der französischen Fremdenlegion, in der damals unter anderem Fallschirmjäger für Kampfeinsätze in Afrika ausgebildet wurden. Wenige Monate vor unserem Besuch hatten sich hier überraschend etliche Legionäre bekehrt; diese hatten im Calvi-Hotel einen geistlichen Stützpunkt gefunden und besuchten, wann immer es ihnen möglich war, die dortigen Bibelstunden und sonstigen Veranstaltungen, um Kontakte zu knüpfen und geistlich wachsen zu können.

Der erste Legionär, der zum Glauben gefunden hatte, war Kurt Becker aus Österreich; er hatte inzwischen auch weitere Kameraden zu Herrn geführt. Seine spannende und bewegende Lebensgeschichte habe ich Jahre später in dem Buch »Die Fessel der Freien«²³ (heute »Frei und doch gefesselt«) veröffentlicht.



Kurt gab damals auf einer Abendveranstaltung sein Zeugnis. Sein Lebensbericht fesselte uns und wir lernten uns in diesen Tagen näher kennen. Er fiel uns durch seinen evangelistischen Eifer auf, aber auch durch sein großes Interesse, die Bibel besser kennenzulernen. So war die Bekanntschaft mit ihm eine echte Freude und Bereicherung für uns beide.

Da er inzwischen auch zum Friseur seiner Kompanie »befördert« worden war und dadurch beim Haarschneiden jede Menge kurioser Möglichkeiten zur persönlichen Evangelisation entstanden, habe ich ihm nach dem Urlaub immer wieder evangelistische Bücher und CDs geschickt, die er den deutschsprachigen Kame-

23 Wolfgang Bühne, *Die Fessel der Freien*, Wuppertal: Schriftenmission der Evangelischen Gesellschaft, 1981; später bei CLV und 2022 unter dem Titel »Frei und doch gefesselt« neu erschienen.



Seine ganze Geschichte über seine Zeit bei der Fremdenlegion erzählt Kurt in diesem Video

raden in seinem »Salon« weitergeben konnte, dazu auch hilfreiche Literatur für sein persönliches Bibelstudium. Es war eine große Freude, sein geistliches Interesse und Wachstum mitzuerleben.

Ermutigt durch die unerwarteten Begegnungen mit Kurt Becker und weiteren Legionären, die zum Glauben gekommen waren, beschlossen Ulla und ich, ein Jahr später wieder einen Urlaub auf Korsika zu verbringen.

Wir waren sehr gespannt, was inzwischen aus Kurt geworden war, und suchten gleich den Kontakt zu ihm; zu unserem Erstaunen fiel diese Begegnung aber unerwartet kühl und distanziert aus.

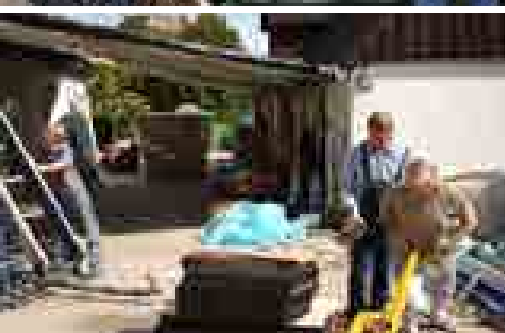
Fast wäre der Felsendom in Jerusalem in die Luft gejagt worden ...

Irgendwie schien sein früheres Interesse für die Heilsgeschichte der Bibel erloschen und ein Eifer für Evangelisation war kaum noch zu erkennen. Allerdings machte er einen sehr ernsten und nachdenklichen Eindruck, sodass mir klar wurde, dass er ziemliche Probleme oder offene Fragen mit sich herumschleppte. ([weiter auf S. 249](#))

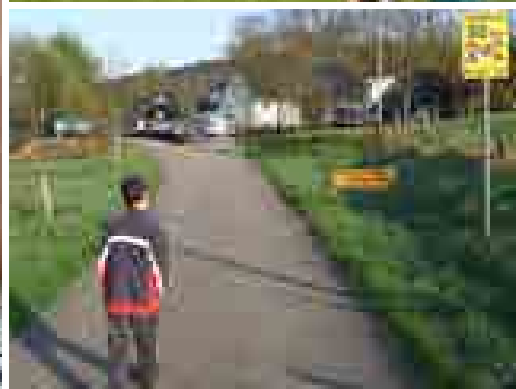


Impressionen aus
50 Jahren Freizeitarbeit
in Schoppen

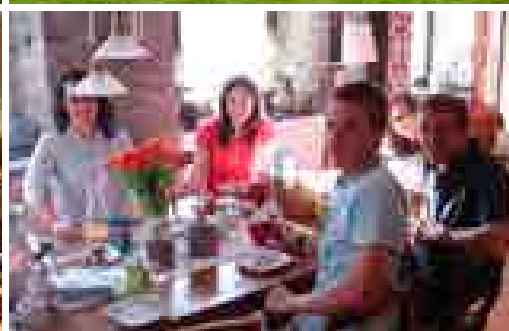




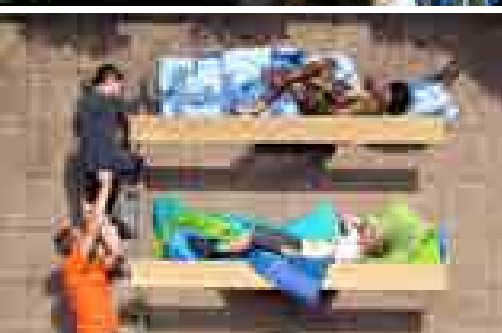
Aus Datenschutzgründen sind die Fotos in dieser PDF verpixelt dargestellt.







Aus Datenschutzgründen sind die Fotos in dieser PDF verpixelt dargestellt.



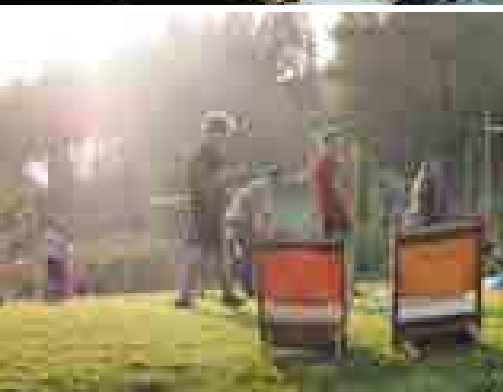


Aus Datenschutzgründen sind die Fotos in dieser PDF verpixelt dargestellt.



Aus Datenschutzgründen sind die Fotos in dieser PDF verpixelt dargestellt.

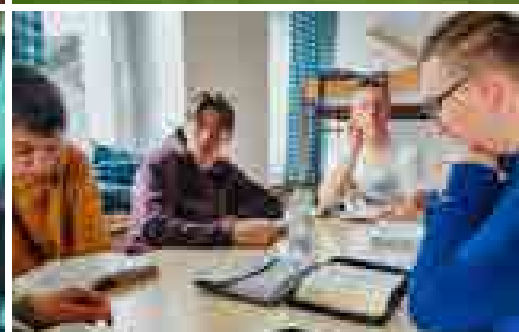




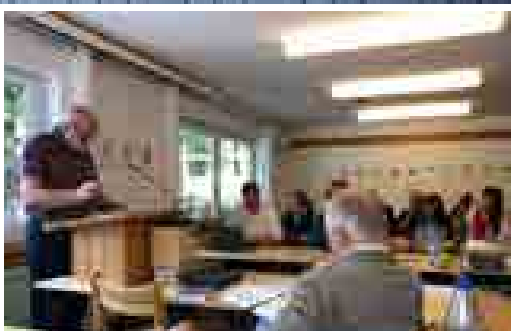
Aus Datenschutzgründen sind die Fotos in dieser PDF verpixelt dargestellt.







Aus Datenschutzgründen sind die Fotos in dieser PDF verpixelt dargestellt.





Seit 1970 werden in Schoppen wilde Freizeiten und christliche Seminare abgehalten. Unser Gelände liegt inmitten eines Landschaftsschutzgebietes am Rand des Sauerlands – das bedeutet Mischwälder, Wiesentäler, Talsperren, verstreute Gehöfte, nur verbunden durch schmale Straßen. Unser Schoppental liegt darin wie eine abgelegene Insel: mit Bolzplatz, Fußballwiese, Volleyballfeld, Badeteich, Lagerfeuerstellen ... und viel Freiraum zum Entspannen und Entdecken. Ein Gelände fast ohne Grenzen!



www.schoppen.org/freizeiten

Hier gibt es einen Überblick über das gesamte Freizeitangebot in Schoppen – schau doch, ob etwas für dich dabei ist!

Als ich ihn dann eines Tages offen darauf ansprach, kam heraus, dass er unter den Einfluss von betuchten Judenchristen geraten war, die ihn davon überzeugt hatten, dass der Felsendom in Jerusalem um jeden Preis verschwinden müsse, bevor die Entrückung der Gemeinde, der Aufbau des neuen Tempels und die Wiederkunft Jesu als Messias stattfinden könne.

Diese Leute hatten sich sehr viel Mühe gegeben, um Kurt alle statischen Besonderheiten des Felsendoms zugänglich zu machen. Offensichtlich kam es ihren Ansichten entgegen, dass junge, kampferprobte Abenteurer bereit waren, ihr Leben für die mögliche Wiederkunft Jesu einzusetzen und den Felsendom durch ein Selbstmord-Attentat in die Luft zu sprengen.

Sehr ernst und zögerlich nannte Kurt mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit nach und nach die genauen Pläne. Er hatte auch schon einige weitere Legionäre für dieses wahnsinnige »Himmelfahrtskommando« gewinnen können.

Als er merkte, dass bei mir keine Begeisterung für diesen irren Einsatz zu erkennen war und mein Gesicht immer länger wurde,



Der Felsendom in Jerusalem

wollte er wissen, ob ich Probleme mit dieser wichtigen »heils-geschichtlichen« Aktion hätte. Obwohl ich kein Endzeitspezialist bin, musste ich mir nicht viel Mühe geben, um ihm anhand der Bibel zu zeigen, dass er hier einer furchtbaren Wahnvorstellung auf den Leim gegangen war.

Erstaunlich war seine Reaktion auf meine Ausführungen, als er mir betroffen, leise und gedemütigt antwortete:

»Wie weit muss ich mich von meinem Herrn entfernt haben, dass ich einem solchen Irrtum Glauben schenken konnte und sogar bereit war, dafür zu sterben!«

Diese erstaunliche Erkenntnis und der Rückschluss, dass grundlegend falsche Weichenstellungen und eigene Wege auf fehlende Gemeinschaft mit dem Herrn zurückzuführen sind, ist mir damals durch Kurts ehrliches Bekenntnis sehr wichtig geworden.

Kurt hat sich darauf konsequent von dieser Aktion distanziert, sodass heute sowohl der Felsendom noch steht als auch Kurt noch lebt; als Bibellehrer und Evangelist arbeitet er heute mit seiner Frau Barbara im österreichischen Burgenland für den Herrn.

1979 wurde er aus der Legion entlassen und besuchte danach ein Jahr lang eine konservative Bibelschule in Wuppertal, wo er unter anderem von den bekannten und begabten Brüdern Abraham Meister und Heinrich Jochums profitieren konnte. Ab Sommer 1980 wohnte Kurt einige Monate bei uns in Schoppen und heiratete im November Barbara, die er damals im Calvi-Hotel als überzeugte Christin kennengelernt hatte.

Ihre Hochzeit fand gleichzeitig mit seiner Taufe im eingefrorenen Schoppenteich statt, wobei Kurt als ehemaliger Legionär weniger Probleme mit den kalten Temperaturen hatte als ich, den er gebeten hatte, ihn im Namen Jesu unterzutauchen. Anschließend gab es ein großartiges Hochzeitsessen mit vielen Freunden.

Einwurf

Kurt Becker

— Zunächst nicht meine Welt



Denke ich an unsere Freundschaft, so fällt mir ein, dass ich dir nur wenig von dem mitgeteilt habe, was ich während der vielen Jahre, seitdem wir uns kennen, aus eurem Leben für mein eigenes Leben mitnehmen durfte.

Als ich 1977 noch ein junger Gläubiger und aktiver Soldat der Fremdenlegion war, hatte euch der Herr zunächst dafür gebraucht, mir sein Wort lieb zu machen. Nicht durch großartige Lehreinheiten und Lektionen, sondern durch die Wahrnehmung, welch einen Platz das Wort Gottes in deinem Leben einnimmt und welche Auswirkungen das haben kann. So hatte ich mir Glauben und Leben vorgestellt! Diese Lebendigkeit des Wortes, wünschte ich, soll auch mich prägen und wirklich verändern! – Später wurde mir bewusst, dass dies die Voraussetzung war, damit auch in anderen Menschen der Wunsch geweckt würde, sich dem Herrn voll und ganz anzuvertrauen, der dies in uns allen bewirken möchte!

Nach meiner fünfjährigen Dienstzeit in der Fremdenlegion landete ich einige Zeit später in Deutschland, wo meine jetzige Frau Barbara auf mich wartete, und zwar nur 30 Kilometer entfernt von dir, deiner Familie und dem Freizeitheim Schoppen, das bald darauf auch für mich ein Ort wurde, der mein Glaubensleben massiv prägte.

Das war zunächst nicht meine Welt ...

Während einer gewissen Zeit hattet ihr mich bis zu meiner Hochzeit bei euch aufgenommen, mitten unter Junkies und anderen Gestrandeten, die ihr betreut und zum Herrn geführt habt. Ich muss gestehen: Das war zunächst nicht meine Welt.

Damals hatte ich noch die Vorstellung, dass Gemeinde Gottes eine Elitetruppe sein muss, ähnlich wie die Einheit, aus der ich gekommen war, und nicht eine völlig ziel- und haltlose Mannschaft, auf die sich keiner verlassen kann.

Und damals lernte ich meine nächste Lektion, die mir bis heute immer wieder vor Augen steht und eine große Hilfe ist: Gemeinde Gottes ist keine Eliteeinheit, sondern mehr eine Herberge, ein Lazarett für verwundete Menschen, die oft Jahrzehnte in dieser Welt kämpften und verloren hatten, verwundet und traumatisiert waren und jetzt Hilfe benötigten, damit sie in die Reihen derer eingliedert werden können, die dem Herrn folgen! Und jeder ist dazu aufgerufen mitzuhelfen. Es gibt unter den Verletzten immer wieder solche, deren Zustand bereits besser ist als der von anderen und die sich deshalb auch mit einbringen und an diesem Dienst beteiligen können!

Wahrscheinlich hätte ich unter anderen Umständen auch nie gelernt, richtig damit umzugehen, wenn ich in einer dieser meist schnieken, für alles Verständnis habenden frommen Vorzeigeeinrichtungen gelandet wäre. Aber euer Vorbild im Umgang mit diesen Leuten hat mich überzeugt: Verständnis und persönliche Nähe, ohne für dumm verkauft zu werden. Eine helfende Hand, die nicht irgendetwas reichte, sondern echte Hilfe bot. Worte, die nicht aus einer fremden Welt stammten und auf eine Umerziehung abzielten, sondern Achtung ausdrückten und Hoffnung gaben ... Sehr schnell konnte ich hier lernen, und das erlaubt mir bis heute, solchen Menschen mit größtmöglicher Wertschätzung zu begegnen!

Hier durfte ich erste Dienste tun

Das Herzstück des Freizeitheims waren jedoch immer schon die vielen Freizeiten zum Bibelstudium sowie die Begegnungswochenenden, um Gottes Wort kennenzulernen. Meine ersten Dienste am Wort durfte ich bei euch tun – gemeinsam mit vielen anderen jungen Menschen für viele junge Menschen. Nicht wenige von denen, die dort die Möglichkeit hatten, ihre ersten Erfahrungen in der



Peter Lüling, Kurt Becker und Andi Fett im Gespräch

Verkündigung zu sammeln, sind heute gestandene Brüder und feste Pfeiler in zahlreichen örtlichen Gemeinden. Ebenso haben hier im Laufe der Jahre und Jahrzehnte viele Kreise und Gruppen von jungen Leuten zahlreiche richtungsweisende Impulse erhalten, um sich nach und nach zu örtlichen Gemeinden mit einer gesunden Ausrichtung zu entwickeln. Welch einen Segen hat der Herr doch durch dieses Freizeitheim geschenkt!

Auch Gegner blieben Brüder

Doch es gab auch schwierige Zeiten, und selbst in diesen durfte ich lernen, wie Konflikte bewältigt wurden. Brüder wurden zu Gegnern, weil sie im Hinblick auf die Arbeit, die der Herr euch gegeben hat, ihren Einfluss nicht geltend machen konnten.

Doch für dich schien es nie Gegner zu geben! Du sprachst mit mir darüber in einer Weise, dass ich zeitweise dachte, du seist in dieser Sache wohl naiv. Du hast Verständnis gezeigt für deren Angriffe gegen dich, äußertest niemals ein böses Wort über

sie, obwohl man dich lange Zeit äußerst unfair behandelt hatte. Obwohl etliche dich mieden, suchtest du weiterhin die Gemeinschaft mit ihnen. Dennoch hast du das Werk, welches euch der Herr gegeben hat, in Verantwortung gegenüber Ihm unbeirrt weitergeführt.

Dieser Umgang mit Angriffen und dein offenes Zugehen auf die gegnerische Seite, inmitten der lang anhaltenden Artilleriefeuer, war ein mir völlig unbekanntes Verhalten, dessen Ausgang ich gespannt beobachtete. So eine Lektion lernt man ja auf keiner Akademie, deshalb bin ich dir dafür dankbar, wie auch deinem engsten Umfeld, das sich nicht beirren ließ und mit dir treu dem Herrn weiter diente und immer noch dient!

Der umgebaute Hühnerstall ...

Auch die heute durch den CLV-Verlag durchgeführte Literaturarbeit hatte ihre Wurzeln in den Gemäuern des Freizeitheims Schoppen, genauer gesagt: in dem damals zu einer kleinen Bücherstube umgebauten Hühnerstall, in dem ich meine ersten Bücher kaufte. Heute besitze ich zwei Bibliotheken dieser wertvollen Bücher, zu denen ich nach wie vor greife und in denen ich immer noch gerne lese! Gute, fundierte Literatur zu leicht erschwinglichen Preisen ist bis heute eure Devise.

Mein erstes Buch aus dem einstigen Hühnerstall war eine Auslegung über das Buch der Richter. Das Buch hat mich so gefesselt, dass du mich damals gebeten hast, eine Buchbesprechung für die Zeitschrift »fest & treu« zu schreiben. Die Herausgabe dieser Zeitschrift ist ebenfalls ein Werk, das der Herr dir aufs Herz gelegt hat. Du hast mich immer wieder dazu ermuntert, den einen oder anderen Artikel zu schreiben, und ich entdeckte, dass es mir Freude macht, auch auf diese Weise dem Herrn von Zeit zu Zeit dienen zu dürfen.

Was ich aber im Zusammenhang mit »fest & treu« lernen durfte, war die konsequente, alleinige Abhängigkeit vom Herrn, die du vorgelebt hast. »fest & treu« hat doch eine nicht unerhebliche Auflage und wird viermal im Jahr gratis verschickt. Doch du warst nicht nur froh darüber, dass es immer wieder Menschen gab, die sich bereit erklärten mitzuhelfen, dass diese Zeitschrift erscheinen kann, sondern du achtetest auch darauf, dass diejenigen, die sich daran beteiligten, ihr Leben auch glaubwürdig und bereinigt dem Herrn zur Verfügung gestellt hatten.

Spuren, die nicht so schnell verweht wurden

Ich bin dem Herrn jedenfalls dankbar dafür, dass sich unsere Wege kreuzen durften und die Spuren auf den Wegen, die der Herr jeden von uns führte, in all den Jahren nicht verweht wurden, sondern immer wieder leicht zu finden waren.

Und es ist mein Wunsch, immer wieder auch anderen weitergeben zu dürfen von dem, was der Herr mir und vielen anderen durch euch und eure vielfältigen Dienste zeigte!

In diesem Sinn grüße ich euch und alle Gefährten auf diesem Weg mit einem Wort aus dem zweiten Timotheusbrief:

»... und was du von mir in Gegenwart vieler Zeugen gehört hast, das vertraue treuen Leuten an, die tüchtig sein werden, auch andere zu lehren.« — 2. Timotheus 2,2

Die größte Erweckung Europas?

Die Geschichte mit Kurt habe ich etwas ausführlicher geschildert, weil in diesen Jahren ein wichtiges Ereignis uns enorm beschäftigt und unseren Dienst geprägt hat: die angeblich durch Prophetie verheißene gewaltige Erweckung, die mit einer Großveranstaltung im Berliner Olympiastadion beginnen und sich über Deutschland hinaus auf ganz Europa ausbreiten sollte.

Diese »Prophetie« wurde von dem Berliner Pfingstprediger Volkhard Spitzer mit großem Aufwand in Deutschland verbreitet. Volkhard Spitzer hatte damals auch in der säkularen Presse für Schlagzeilen gesorgt, als er sechzig ehemalige Drogensüchtige in der Havel taufte. Im Jahr 1971 hatte er begonnen, sich um Berliner Drogenabhängige zu kümmern, und war Initiator einer »Jesus-Bewegung« in dieser Stadt geworden.

In dieser Zeit gewann auch die »Jesus-People-Bewegung« großen Einfluss, deren erstes Zentrum ebenfalls Berlin war. Landauf, landab entstanden bald viele »One Way«-Teestuben. Auch die ersten »Children of God« unter der Leitung von »Mose David« traten damals in Erscheinung, eine Gruppe, die ausgehend vom Ruhrgebiet an vielen Orten in Deutschland aktiv war und sich später als unmoralische und betrügerische Sekte entlarvte. Zunächst wurde diese Bewegung allerdings mit Begeisterung aufgenommen, zumal sich auch die bekannten Evangelisten Billy Graham, Bill Bright und Anton Schulte offen zu ihr bekannten.

Damals entstanden landauf, landab weitere evangelistische Teestuben, »Offene Abende« wurden veranstaltet, Musikgruppen und christliche Bands schossen wie Pilze aus dem Boden. Christliche Wohngemeinschaften entstanden, und auch manche christlichen Verlage bekamen enormen Aufwind durch Autoren und Bücher aus dieser Szene. Straßenevangelisation wurde plötzlich populär, und tatsächlich kamen damals viele junge Menschen

und auffallend viele Drogensüchtige und Aussteiger zum Glauben an den Herrn.

Es waren auch die Jahre, in denen David Wilkerson durch die Verfilmung seines Bestsellers »Das Kreuz und die Messerhelden« weltweit bekannt wurde. Er reiste auch durch Deutschland und hielt in Großveranstaltungen Vorträge, die von Volkhard Spitzer übersetzt wurden, der wiederum auf diese Weise von der Popularität David Wilkersons profitierte.

»JMEM« (Jugend mit einer Mission) wurde besonders während der Olympischen Spiele 1972 in München aktiv und breitete sich stark aus, wobei sie von fast allen evangelikalen Kreisen unterstützt wurde, zumal ihre missionarische Zielsetzung vorbildlich war und ihre charismatischen Überzeugungen und Praktiken damals nicht im Vordergrund standen.

Leider wurde dieser evangelistische Aufbruch im Land weithin nicht von besonnenen und erfahrenen Christen begleitet und korrigiert, sodass auch die offensichtlich unbiblischen Auffassungen und Tendenzen allgemein nicht erkannt wurden, sondern die ganze Bewegung mit wenigen Ausnahmen als großartige Erweckung begeistert aufgenommen wurde.

Damit war auch der emotionale und geistliche Boden für die von Spitzer angekündigte gewaltige Erweckung, die angeblich bevorstand, bestens vorbereitet. Als er dann 1979 und 1980 einen furiosen »12-City-Feldzug« durch Deutschland startete, bei dem er seine Visionen und Prophezeiungen einem großen Publikum bekannt machte, fand vom 22. bis 25. Mai 1980 eine solche Veranstaltung auch in der Wuppertaler Stadthalle statt.

Zu diesem Zeitpunkt besuchte unser Freund Kurt Becker das Bibelseminar in Elberfeld. Auch er nahm an einer Veranstaltung dieses Feldzugs teil. Obwohl noch nicht lange bekehrt, erkannte er im Auftreten und in der Verkündigung Spitzers eine Menge merk-

würdiger Widersprüche, Ungereimtheiten und Übertreibungen. Zudem ließ er sich von der suggestiven Atmosphäre und der blinden Begeisterung vieler Zuhörer nicht beeindrucken.

Durch Kurt wurde ich nun näher mit dieser neuen Bewegung bekannt gemacht, die in vielen christlichen Zeitschriften positiv beschrieben wurde, und so haben wir in den folgenden Wochen Dutzende Bücher der Autoren gelesen, die im Berliner Olympiastadion auftreten sollten, und waren erschrocken, welche Irrtümer und auch heidnisch-okkulte Praktiken von Yonggi Cho, Robert Schuller und vielen anderen Männern und Frauen verbreitet wurden.

Geistliche Schaumschlägerei

Immerhin hatte angeblich Gott Volkhard Spitzer in einer Vision mitgeteilt, dass er das Olympiastadion in Berlin mieten solle: »Gott selber wollte es füllen.« Allein aus den USA sollten 10 000 Teilnehmer auf »der größten Flugbrücke der Weltgeschichte« anreisen, tausend Busse sollten durch Europa fahren und die Menschen herbeibringen, die »Fischer-Chöre« mit 1000 Sängern sollten auftreten. Zahlreiche bekannte Persönlichkeiten aus der Pop-Szene und hochkarätige Verkündiger sollten bei dieser »größten Erweckung Europas« mit ca. 100 000 Teilnehmern mitwirken usw. ...

Heute, nach über 40 Jahren, wird man kaum nachempfinden können, welche euphorische Erwartung damals viele Christen mitriss und welche Zweifel und Konflikte Kurt und ich in diesen Monaten durchlebten.

Konnte es sein, dass wir in unserer Beurteilung irrten und uns damit zu Werkzeugen des Teufels machten, die eine ersehnte und erbetene, von vielen »Propheten« angekündigte Erweckung verhinderten? War das wirklich unser Auftrag, die Christen in Deutschland zu informieren und zu warnen? Was würden die Folgen sein?

Kapitel 6

Schließlich waren wir uns sicher, dass wir unsere Bedenken und Warnungen sachlich, aber deutlich bekannt machen sollten. Und so entstand zunächst ein Verteilblatt mit acht DIN-A4-Seiten, auf dem Kurt seine Beobachtungen und die Fakten zu Papier gebracht und ich ein kurzes Nachwort angefügt hatte. Dieses Informationsblatt mit dem Titel »Erweckung oder Abfall?« hatten wir unserer Zeitschrift »fest&treu« beigelegt und auch zur kostenlosen Verbreitung angeboten.

Die Nachfrage war enorm und die Reaktionen der Leser auf das Blatt waren riesig. Ausgelöst durch viele Diskussionen, Briefwechsel, Drohbriefe usw. haben wir dann eine ausführlichere Ausgabe auf 22 Seiten unter dem Titel »Die Charismatische Verführung – Ein Volk, eine Sprache, ein Ziel!« herausgegeben, in der wir auch zusätzlich auf die charismatische Bewegung und die Ökumene auf-



merksam gemacht und auf Einwände geantwortet haben. Mehr als 36 000 Exemplare gingen in den folgenden Wochen vor der angekündigten Großveranstaltung Pfingsten 1981 ins Land, worauf eine Menge öffentlicher Diskussionen, Stellungnahmen und auch persönliche Begegnungen mit Volkhard Spitzer und seinen Mitarbeitern und Organisatoren folgten.

Schließlich wurde ich vom Berliner Superintendenten Reinhold George eingeladen, am 6.3.1981 in Berlin einen Vortrag mit anschließender Diskussion über Spitzers »Berlin 81« zu halten. Die Veranstaltung sollte in einem Gemeindesaal in Nähe der »Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche« stattfinden. Aber bereits 30 Minuten

vor Beginn war der Saal überfüllt und man musste in die große, geschichtsträchtige Kirche ausweichen, die für die unerwartet große Hörerschaft genügend Platz bot, wobei auch viele Charismatiker anwesend waren. Es war eine äußerst spannungsgeladene Veranstaltung mit teilweise heftigen Reaktionen und vielen neuen Kontakten.

Einige dicke Ordner mit Briefwechseln und zig Artikeln, die in diesen Monaten und auch noch nach der Großveranstaltung geschrieben wurden, sind Zeugen von diesen heftigen Auseinandersetzungen, die für uns eine sehr stressige, aber auch aufschlussreiche Erfahrung waren und die schließlich in den folgenden Jahren zu den beiden ausführlichen Büchern »Spiel mit dem Feuer«²⁴ und »Die Propheten kommen«²⁵ führten. Wer sich für die Aufbrüche und Zusammenbrüche in den 1980er- und 1990er-Jahren interessiert, kann sich anhand dieser Bücher informieren; sie sind zwar inzwischen längst vergriffen, können aber im Internet bei CLV kostenlos heruntergeladen werden.

Die Großveranstaltung im Berliner Olympiastadion selbst endete als Flop. Statt der verheißenen 100 000 Teilnehmer sind nur 8000 bis 25 000 Besucher gekommen (die Zahlenangaben der jeweiligen Berichterstatter schwanken). Über eine Million DM Schulden blieben übrig und mussten auf peinliche Weise erbetelt werden. Wenige Jahre später wurde berichtet, dass Volkhard Spitzer aus persönlichen Gründen keine geistlichen Aufgaben mehr übernehmen kann. 1998 tauchte Spitzer aus dem Ausland wieder in Berlin auf und übernahm bis 2005 die »Tabor-Gemeinde« in Berlin-Kreuzberg und anschließend die »City Kirche Berlin International«.

24 Wolfgang Bühne, *Spiel mit dem Feuer*, Bielefeld: CLV, 1989.

25 Wolfgang Bühne, *Die Propheten kommen*, Bielefeld: CLV, 1994.

Wie man sich denken kann, begann damals für meine Frau Ulla und mich eine jahrzehntelange Auseinandersetzung, die mit vielen Gesprächen, einer Menge neuer Kontakte, seelsorgerlichen Aussprachen, teilweise sehr heftigen Diskussionen und auch erschütternden Erfahrungen gespickt waren.

Um all diesen Herausforderungen einigermaßen gerecht zu werden, habe ich in den folgenden Jahren versucht, alle wichtige Literatur von Pfingstlern, Charismatikern, der katholischen Erneuerungsbewegung, den Führern der »Dritten Welle«, der emergenten Bewegung und auch der neueren Propheten- und Apostelbewegung zu lesen und auch – wenn möglich – mit den bekannten deutschen Vertretern dieser Bewegungen ins Gespräch zu kommen.

Es folgten Einladungen zu Vorträgen in Gemeinden und Bibelschulen zu diesen und ähnlichen Themen. Auch im Ausland und bis nach Mittel- und Südamerika und Ostasien erbat man sich Aufklärung und eine biblische Einordnung. Die Höhepunkte dieser Auseinandersetzungen lagen in den 1980er- und 1990er-Jahren. Nach 2010 wurde es etwas ruhiger, zumal auch die charismatische Bewegung durch manche Verirrungen und Skandale vieler ihrer Führer zumindest in Europa an Attraktivität und Glaubwürdigkeit verloren hat und nicht wenige ihrer international bekannten Führer wie John Wimber, C. Peter Wagner, Kenneth Hagin, Oral Roberts, Reinhard Bonnke usw. verstorben sind.

Wahr ist allerdings leider auch, dass inzwischen viele Lehren und Praktiken dieser Bewegung von fast allen Freikirchen geduldet und teilweise aktiv praktiziert werden. Auch die Deutsche Evangelische Allianz hat ihre frühere Ablehnung aufgegeben und wird inzwischen auch von bekannten Pfingstlern und Charismatikern im Vorstand geführt.

Für viele Brüder in der »geschlossenen« Brüderbewegung, die in diesen Jahren kaum von den Auswirkungen der Pfingst- und cha-

ristischen Bewegung berührt wurden, waren meine Aktivitäten auf diesem Gebiet, die ich mir wirklich nicht selber ausgesucht hatte, befremdend und bedenklich und dienten nicht dazu, Vertrauen zu gewinnen.

Andererseits führten diese Kontroversen auch dazu, dass uns deutlich und wichtig wurde, mit guten Biografien, erwecklicher evangelistischer und auch apologetischer Literatur ein Gegengewicht zu bilden. Das war dringend nötig, weil die charismatische Bewegung besonders junge Menschen anzog und die sogenannten »bibeltreuen«, aber oft traditionellen, verweltlichten und wenig missionarischen Gemeinden kaum Anziehungskraft besaßen.

Die Themen Hingabe, Jüngerschaft, Liebe zum Herrn, Bibelstudium und Gebet, Evangelisation und Mission und auch Christsein im Alltag mussten mit neuer Freude und Kraft gelebt und verkündigt werden. Dazu sollten auch die Predigten von Spurgeon, die Bücher von William MacDonald, die Tagebücher von David Brainerd, Georg Müller, Jim Elliot und die vielen Biografien dienen, die in den folgenden Jahren herausgegeben und verbreitet wurden.

Merkwürdige und folgenreiche Begegnungen

Neben den teilweise heftigen Kontroversen wegen der »größten Erweckung Europas« ereigneten sich aber damals auch sehr ermutigende Entwicklungen und Begegnungen:

In dieser Zeit kamen, völlig unabhängig voneinander, einige junge Männer aus München und Umgebung zum Glauben, die alle aus katholischem Hintergrund stammten und jeweils eine ungewöhnliche Bekehrung erlebten. Sie haben in den folgenden Jahren bis in die Gegenwart viele – vor allem junge – Menschen zum Herrn geführt und/oder zu praktischer Nachfolge herausgefordert und angeleitet.

Da war Alois Wagner. Er hatte Anglistik und Geografie studiert, wollte dann katholischer Priester werden und studierte katholische Theologie, was auch das Studium der Philosophie und der biblischen Sprachen einschloss. Doch ziemlich desillusioniert entschied er sich, sein Glück und seine Lebenserfüllung als Hippie in den USA und Mexiko zu suchen, und machte seine Erfahrungen mit den »heiligen Pilzen« von Huaut-



la und einem indianischen Schamanen. Ansonsten schnorrte er sich als Straßenmusiker und Maler von Reklameschildern durchs Leben. Schließlich erlebte er als Verkäufer von Milchshakes und Fruchtsäften durch das glaubwürdige Leben seiner Arbeitgeber, die überzeugte Christen waren, eine radikale Bekehrung. Mit großem Eifer las er nun die Bibel, setzte seine Bildung und enorme Sprachbegabung ein, um sie auch in den biblischen Sprachen zu studieren, und kam mit einer großen Liebe zum Wort Gottes und einem stark evangelistischen Anliegen nach Bayern zurück.²⁶

Etwa zeitgleich war auch sein früherer Nachbar und Jugendfreund Alois Böck in Bayern zum Glauben gekommen. Er war inzwischen Heilerziehungspfleger und hatte ein großes Herz und evangelistisches Anliegen für Drogensüchtige und kaputte, orientierungslose Jugendliche. Während der Fußball-WM in München 1974 hatte ihn der Evangelist Walter Scherer in der Münchener

²⁶ Seine hochinteressante Bekehrungsgeschichte kann man nachlesen in: *Die Ruhe der Rastlosen*, Bielefeld: CLV, 1996.

Fußgängerzone in ein Gespräch über den Glauben verwickelt und ihm anschließend das bekannte evangelistische Buch »Jesus unser Schicksal« geschickt, was für ihn der Auslöser zu seiner Bekehrung wurde.

Etwa ein Jahr später trafen sich die beiden Freunde »zufällig« als überzeugte und eifrige Christen wieder. Nun suchten sie gemeinsam nach einer Gemeinde. Bald erkannten sie durch Bibelstudium, durch die Bücher von Watchman Nee und die Begegnung mit einem erfahrenen Christen, wie Gott sich Gemeinde vorstellt, und versuchten, das in zaghaften Versuchen auch selbst zu praktizieren.

Durch die gemeinsame evangelistische Büchertischarbeit an den Hochschulen und in der Münchener Fußgängerzone mit zusätzlichen Straßenpredigten kamen nach und nach zahlreiche junge Leute, aber auch gestandene Ehepaare zum Glauben. Viele von ihnen, besonders solche, die eine Drogenvergangenheit hatten, entwickelten einen enormen evangelistischen Eifer und setzten ihre Kreativität und Begabungen mit ein.

Jedoch stellten sie schnell fest, dass die angebotenen evangelistischen Bücher, Traktate und Broschüren bei ihrem Zielpublikum kaum auf Interesse stießen. Daher suchten sie nach Möglichkeiten, einen »Aufhänger« zu finden, der vor allem Jugendliche und Randgruppen ansprechen könnte.

Ungeahnte Möglichkeiten

Da in München oft Großkonzerte von bekannten und einflussreichen Rockgruppen stattfanden, die Tausende junger Leute aus der Umgebung anzogen, kamen sie auf die Idee, interessante Flyer über diese Musiker und deren Songs zu schreiben, zu gestalten und zu drucken. Jeder Flyer endete mit einer sachlichen Information, einem deutlichen Aufruf zur Umkehr und dem Angebot, kostenlos ein evangelistisches Buch oder ein Neues Tes-

tament zu bekommen. Im Frühjahr 1980 brachte die Gruppe Pink Floyd mit »The Wall« eine als Multimedia-Show konzipierte »Rockoper« auf den Markt und Alois Wagner verfasste dazu einen Flyer, der reißenden Absatz fand.

Die Reaktionen waren überwältigend. Als dann bekannt wurde, dass »Pink Floyd« im Februar 1981 eine Woche lang in Dortmund ein groß angelegtes Konzert für ganz Kontinentaleuropa durchführen wollte, wurde ein Einsatz vor Ort geplant und es wurden 50 000 Flyer gedruckt, die dort verteilt werden sollten.

Von diesem Großereignis bekamen wir in Schoppen nichts mit. Hier auf dem Land, weit entfernt von den Großstädten, hatten wir weder eine Beziehung zu Rockgruppen und ihren Fans, noch kannten wir uns (vielleicht mit ganz wenigen Ausnahmen) in dieser Szene aus. Wenn wir über Dortmund sprachen, dann in Verbindung mit der »Borussia« oder der damaligen Bundesgartenschau im Westfalenpark.

Gott zieht die Fäden ...

Gerade zu dieser Zeit sorgte Gott dafür, dass sich in München ein uns bestens bekannter Neffe, Freund und Freizeitmitarbeiter aufhielt. Es war Eckhard Lüling, der es inzwischen beruflich zu so etwas wie einem Banker gebracht hatte und der sich aus irgendeinem Grund für längere Zeit in München aufhielt. Dort lernte er diese eifrigen jungen Christen bei einem evangelistischen Büchertisch und Verteileinsatz in der Münchener Fußgängerzone kennen und war bald auch von ihren Bibelstunden und Gemeindeaktivitäten begeistert.

Als ihm bekannt wurde, dass diese Gruppe einen Einsatz in Dortmund plante (nur etwa 50 Kilometer von Schoppen entfernt) und Übernachtungsmöglichkeiten und Kontaktpersonen suchte, schlug er ihnen vor, Kontakt zu seinem Onkel und zum Freizeit-

haus Schoppen aufzunehmen. Am 13.2.1981 traf dann diese bunte Truppe in einem kleinen R4 bei uns ein, vollgepackt mit den Flyern und jeder Menge Traktate in vielen Sprachen. Bei dieser Gelegenheit lernten wir uns erstmals kennen und als sie am Ende dieser großartigen und gesegneten Aktion in Dortmund auf der Rückreise bei uns übernachteten, ahnten wir nicht, dass hier eine lebenslange Freundschaft und enge Zusammenarbeit von Gott eingefädelt wurde.

In den folgenden Jahren entstanden auf Initiative dieser Geschwister eine Menge Flyer über die Rolling Stones, Bob Dylan, AC/DC, Georg Danzer, Peter Maffay, Supertramp, David Bowie, Bruce Springsteen und zahlreiche weitere Sänger und Gruppen. Diese Flyer wurden zuerst von Alois Wagner geschrieben, später ergänzte auch Gerrit Alberts diese Reihe zu ähnlichen Themen.

In den nächsten Jahren konnten Hunderttausende dieser Flyer bei Großveranstaltungen verteilt werden. Die Einsätze wurden meist von Alois Böck organisiert und viele junge Leute arbeiteten mit. Auf Gutscheinen wurden ein Neues Testament und die ersten erschienenen Zeugnisbücher angeboten, die kostenlos bestellt werden konnten und dadurch eine große Verbreitung fanden. Das war für uns auch ein weiterer Grund, uns auf die Suche nach einem preisgünstigen Neuen Testament zu machen. Damals konnte man Bibeln, die wir inzwischen in großen Mengen benötigten, nur zu recht hohen Preisen kaufen.

Diese Umstände haben vor allem dafür gesorgt, dass uns die Idee kam, einen eigenen Verlag zu gründen, um preisgünstig Bücher, Bibeln, Broschüren und Traktate drucken und verbreiten zu können. Aber die Gründung eines Verlags sollte noch zwei Jahre dauern.

Inzwischen hatten wir festgestellt, dass Alois Wagner nicht nur eine ausgezeichnete Lehrgabe hatte, sondern auch umfassend

theologisch gebildet war; zudem war er mit einem phänomenalen Gedächtnis gesegnet und hatte vor allem ein brennendes Herz für unseren Herrn und sein Wort. Das führte dazu, dass er nun oft von uns zu Vorträgen eingeladen wurde und bald für viele Jahre regelmäßig als Bibellehrer in unseren Bibel-Studierfreizeiten dabei war. Viele junge Christen sind dadurch reich gesegnet worden, lernten die Zusammenhänge der Bibel und die Heilsgeschichte kennen und profitierten von seinen zahlreichen Diagrammen und Übersichten zu jedem biblischen Buch und zu vielen biblischen Themen.

Später haben wir dann fast 20 Jahre lang gemeinsame Einsätze in Honduras, Kuba, Nicaragua, Costa Rica und El Salvador durchführen dürfen, wobei Alois sowohl als Verkündiger als auch als Übersetzer tätig war, weil er die spanische Sprache perfekt beherrschte. Welche wundersamen »Zufälle« und Begegnungen die Türen zu diesen Ländern öffneten, wird man in einem späteren Kapitel lesen können.

»Alois – der Fischer« und »Alois – der Lehrer«

Während Alois Wagner von München ausgehend vor allem seine Begabung als Bibellehrer in Wort und Schrift einsetzte, wurde Alois Böck mit seinem evangelistischen Anliegen für Straßenevangelisation ein Organisator von Verteileinsätzen bei Großveranstaltungen in ganz Deutschland. Eine Frucht dieser Einsätze waren im Raum München neue Gemeinden mit einem evangelistischen Anliegen. Die evangelistischen Aktivitäten forderten auch bald dazu heraus, in der Münchener Landsberger Straße eine Wohngemeinschaft zu bilden, »Haus Laim«, wo zum Glauben gekommene Drogensüchtige bei ihrem Entzug betreut wurden. Nach seiner Hochzeit begleitete Alois mit seiner Frau Inge und einigen Mitarbeitern oft jahrelang hilfsbedürftige Menschen und nahm auch manche bei sich auf.

Ein weiterer Mitarbeiter wurde Andreas Lindner, der als Abenteuerer und Fallensteller in Kanada seine Lebenserfüllung suchte und schließlich als durchtrainierter und disziplinierter ehemaliger Fallschirmjäger im August 1981 eine wirklich abenteuerliche Bekehrung erlebte.²⁷

Nach einer Zwischenstation in einer Regensburger evangelikalen Gemeinde besuchte er 1984 München und bekam dort von seiner Schwester das Kontaktblatt »fest&xtreu« in die Hand gedrückt, das ihm recht gut gefiel. »Zufällig« war es das Heft Nr. 37, in dem der Straßenmissionar Alois Böck im November 1981 einen Artikel zum Thema »Mission – auch im Winter« geschrieben hatte, in dem er an den Befehl des Paulus an Timotheus »*Predige das Wort, halte an, es sei zu rechter Zeit oder zur Un- oder Eiszeit ...*« (Luther mit eigener Lesart) erinnerte. Darin stellte Alois die gute Möglichkeit vor, zur »Eiszeit« des Jahres evangelistische Kalender auch in Fremdsprachen anzubieten, weil die Leute am Jahresende meist offen für Kalender sind. Diesen Aufruf schloss er mit der Einladung, bei Verteileinsätzen von Kalendern in München mitzuhelfen. Für eine schlichte Unterkunft, gute Gemeinschaft und Verpflegung würden Alois und seine Mitarbeiter sorgen, allerdings sollte man sich vorher bei seiner angegebenen Adresse melden, »*damit wir dich ein wenig kennenlernen*«.

Das fand Andreas sehr interessant und so rief er den ihm bisher unbekannten Alois an und erschien bereits eine halbe Stunde später zum Kennenlernen in dessen Wohnung. Andreas sah in den nächsten Monaten, wie viele andere Geschwister in der örtlichen Gemeinde mitarbeiteten und dabei ausgebildet wurden. Diese Art der Ausbildung bei der Arbeit hatte er schon im Neuen Testament

27 Auch diese interessante Lebensgeschichte kann man unter der Überschrift »Kaltes Herz« nachlesen in dem Buch *Frei und doch gefesselt*, Bielefeld: CLV, 2022.

entdeckt und fand das sehr attraktiv. So zog er nach München, um zu lernen. Das war der Startschuss für eine langjährige Zusammenarbeit in der jungen Gemeinde am Bavariaring mit vielen evangelistischen Einsätzen. Nach einer Zeit in den USA, wo Andreas im »DITP«²⁸ viel von William MacDonald und Jean Gibson lernen konnte, übernahm er die Organisation des 1995 in Verbindung mit Fred Colvin in Salzburg entstandenen TMG²⁹. Dort wurde er auch Lehrer und mit seiner Frau Lindi ein Vorbild in Jüngerschaftsbeziehungen und persönlicher Evangelisation.

Wie Kontakte entstehen und Gott ungeahnte Weichen stellt

Bereits 1975 war ich im Haus von Paul und seiner Frau Lilli Kiene in Winterthur (Schweiz) zu Gast, den ich als Teenager so gefürchtet, aber inzwischen sehr schätzen gelernt hatte. Er hatte ein Modell der Stiftshütte im Maßstab 1:50 originalgetreu aus den Originalmaterialien nachbauen lassen. Dieses Modell wurde in der Schweiz und in Deutschland weithin bekannt. Mit vielen Fotos und erläuternden Texten erschien später der wertvolle Bildband »Das Heiligtum Gottes in der Wüste Sinai«, der in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde.

»Onkel Paul« führte leidenschaftlich Besuchergruppen sehr originell, mit großer Freude und Akribie in die typologische Bedeutung der einzelnen Gegenstände und Materialien ein. Auf diese Weise hat er vielen Bibellesern etwas von dem Wert und der Schönheit des Alten Testaments vermitteln können.

28 Discipleship Intern Training Program (das ist keine Bibelschule, sondern eine Ausbildung während der Mitarbeit in der Gemeinde).

29 Training für Mission und Gemeindebau.



Modell der Stiftshütte von Paul F. Kiene

Er war eine markante, geistlich geprägte, gottesfürchtige Persönlichkeit, die bleibenden Eindruck hinterließ.

Nun durfte ich bei diesem Besuch sogar auf einer Pritsche neben dem Modell der Stiftshütte übernachten und fühlte mich ein wenig wie der junge Samuel, der damals dort »im Tempel des HERRN« in der Nähe der Bundeslade sein Nachtlager hatte (1. Samuel 3,3). Das war schon enorm beeindruckend.

Während dieses Besuchs lernte ich in diesem Zimmer Alexander Seibel kennen, der von 1972 bis 1974 auf der New-Life-Bibelschule in Walzenhausen als Lehrer und Evangelist tätig war. Er hatte gerade sein erstes Buch »Relativitätstheorie und Bibel« im Schwengeler-Verlag herausgegeben. Jung verheiratet mit seiner Frau Kathi war er nach Winterthur gezogen und hatte dort ebenfalls Paul Kiene kennen und schätzen gelernt. Er überschüttete mich bei dieser ersten Begegnung mit einer Fülle von Informationen, Neuigkeiten und Fehlentwicklungen in der evangelikalen Szene. Mir rauchte der Kopf ...

Kapitel 6

Von ihm erfuhr ich auch von Bakht Singh, einem Inder, dessen Name mir schon während meiner Zeit als Zivildienstleistender in Bethel begegnet war. Dort gab es einen kleinen Kreis von Geschwistern, die diesen indischen Evangelisten, der aber in Deutschland ziemlich unbekannt war, sehr schätzten.

Nun hatte dieser indische Erweckungsprediger 1974 an der »1. Lausanner Weltkonferenz für Evangelisation« in der Schweiz teilgenommen, zu der Billy Graham eingeladen hatte und zu der etwa 2300 Führungspersönlichkeiten aus aller Welt erschienen waren. Während dieser Zeit hatten die damals jungen und sehr aktiven »New-Life«-Bibelkreise in der Ostschweiz Bakht Singh nach St. Gallen eingeladen. Alexander Seibel hatte ihn übersetzt und konnte daher eine Menge von ihm berichten.

Gedenket eurer Lehrer:

Bakht Singh

(1903–2000)



Als ich damals in Bethel zum ersten Mal etwas von Bakht Singh erfuhr, hatte ich keine Ahnung von der Bedeutung dieses Mannes. Nun hörte ich etwa 10 Jahre später erstaunliche und beeindruckende Berichte über diesen Evangelisten, der in kein Schema passt.

Inzwischen waren auch erste kleine Broschüren und Taschenbücher und danach auch ein Paperback im Schweizer Schwengeler-Verlag erschienen, die wohl auf Initiative von Benedikt Peters dort aufgelegt wurden und mich überraschten, beschämten und sehr neugierig machten.

Schließlich hatten meine Frau Ulla und ich mit Hans Scheib und einigen Freunden das Vorrecht, ihn und seine indischen Mitarbeiter auf einer Konferenz im Missionshaus Alpenblick in Hemberg in den Schweizer Bergen aus der Nähe kennenzulernen, wobei Benedikt Peters ihn übersetzte.

Diese einzigartige Begegnung gehört zu denen, die man auch nach vielen Jahren in lebendiger Erinnerung behält, weil dieser Mann etwas ausstrahlte und vorlebte, was uns damals sehr beein-



Begegnung im Missionshaus Alpenblick: Kurt Becker, Bakht Singh, Benedikt Peters

druckte, beschämte und gleichzeitig auch ermutigte und anspornete. Wir standen unter dem starken Eindruck: Hier steht jemand vor uns, der in Gemeinschaft mit Gott ist und der *»von jedem Wort lebt, das durch den Mund Gottes ausgeht«* (vgl. Matthäus 4,4).

Auch Monate später, als Bakht Singh mit seinen indischen Mitarbeitern nicht weit von Meinerzhagen eine Konferenz abhielt, gewannen wir den gleichen Eindruck. Es gab kein Programm, auf dem man erfahren konnte, wer und wann von diesen begabten Brüdern worüber predigen würde: Diese Brüder wollten sich allein vom Geist Gottes leiten lassen. Wir hofften natürlich, dass Bakht Singh die meisten Vorträge halten würde – aber wir irrten uns. Oft blieb er sitzen und wir lernten, dass diese Brüder aufeinander warteten und keiner dominierte.

Verwundert bemerkten wir, dass Bakht Singh vor jeder Predigt seine Sandalen abstreifte mit den Worten: *»Das hier ist heiliger Boden!«* Die Bibelkenntnis dieses Mannes war phänomenal. Er konnte in einer Botschaft mit sieben Punkten und jeweils sieben Unterpunkten eine Fülle von Bibelstellen zitieren, ohne in die Bibel zu schauen oder einen Blick auf ein Manuskript zu werfen.

Mir schien das nicht geheuer zu sein und ich wagte mich vorsichtig in seine Nähe, um festzustellen, ob er doch irgendwo Notizen oder einen Zettel mit Bibelstellen verdeckt liegen hätte. Irrtum! Die Bibel lag immer aufgeschlagen vor ihm, aber nur selten las er einen oder mehrere Verse, weil er sie fast alle auswendig kannte.

Dabei strahlte er einerseits eine Gottesfurcht aus, die tief beeindruckend war, und andererseits eine Güte und Bescheidenheit; so lebte er uns die alte Wahrheit vor, dass geistliche Größe und Reife immer mit Demut und Bescheidenheit verbunden ist.

Mittlerweile kann ich gut nachvollziehen, was George Verwer, der Gründer und ehemalige Leiter von OM (Operation Mobilisation) im Jahr 2003 zu Papier brachte:

»Meine Freundschaft und Gemeinschaft mit diesem erstaunlichen Mann Gottes ist wohl die wichtigste und einzigartigste Erfahrung der Pilgerschaft in meinen 47 Jahren in Evangelisation und Mission.« — George Verwer

Aus der Lebensgeschichte Bakht Singhs kann man lernen, wie Gott einen Mann aus einem völlig anderen Kulturkreis ohne irgendeine christliche Tradition, aus einem wohlhabenden Elternhaus stammend, in seine Nachfolge ruft, in seine Schule nimmt und zu einem Werkzeug zu seiner Ehre und zum Segen für Tausende in aller Welt formt.

Er war ein Mann, der taub zu sein schien für Lob und Anerkennung von Menschen und der sich als Feind aller allgemein üblichen evangelikalten Traditionen und Gepflogenheiten erwies, die nicht in Übereinstimmung mit eindeutigen Anweisungen des Wortes Gottes stehen.

Er lernte, auf Gottes Verheißungen und nicht auf Besitz, Beziehungen oder menschliche Absicherungen zu vertrauen. Die wenigen Quadratmeter, die sein irdisches Zuhause ausmachten, teilte er meist noch in fröhlicher freiwilliger Armut mit anderen. Später erfuhr ich, dass er nicht einmal ein Fahrrad besaß, kein Bankkonto hatte und nicht einmal eine Brieftasche mit sich trug.

Was sicher am meisten beschämt und unsere eigene geistliche Armut und Kraftlosigkeit deutlich macht, war das Gebetsleben und der Glaubensgehorsam dieses Mannes. Wenn Gott ihm in seinem Wort ein geistliches Prinzip oder eine biblische Wahrheit offenbarte, dann setzte er dies in seinem Leben um, egal ob es die persönliche Nachfolge oder das Gemeindeleben betraf. So entstanden z. B. allein in Indien Hunderte von Gemeinden, die unbeeinflusst von westlichen Gemeindestrukturen und Vorstellungen sich allein nach dem Neuen Testament ausrichten und dem Herrn dienen wollten.

Damit ist Bakht Singh natürlich nicht nur auf Begeisterung in seiner Umgebung gestoßen, sondern er hat nicht wenige westliche Missionare und Gesellschaften verprellt, die ein »wohltemperiertes« Christentum für angenehmer und zeitgemäßer hielten. Dieser Bruder war nicht fehlerlos. Wer seine Lebensgeschichte kennt, wird sicher hier und da berechnete Fragen stellen



Straßenevangelisation in Indien

in Bezug auf manche Berichte, Erfahrungen und Ansichten und Bakht Singh hat selbst manche Fehler und fragwürdigen Entscheidungen bedauert. Dennoch stellt sein Leben, sein Gehorsam Gott gegenüber und seine völlige Hingabe unser Leben infrage, und das macht unter anderem den Wert seiner Lebensgeschichte aus.

»Selbstzufriedenheit ist der Todfeind jeglichen geistlichen Fortschritts«, hat A. W. Tozer treffend gesagt. Daher sollten wir für Brüder wie Bakht Singh dankbar sein, die unser Christsein auf Echtheit und Glaubwürdigkeit abklopfen, unserer geistlichen Aufgeblasenheit einen Stich versetzen und uns auf die Knie treiben, um unsere Lauheit und Oberflächlichkeit dem zu bekennen, der nicht nur reich an Vergebung ist, sondern uns auch neue Kraft, Entschiedenheit und Freude zu einem geistlichen Aufbruch schenken möchte.

Die letzten zehn Jahre seines Lebens wurde Bakht Singh sehr krank und musste gepflegt werden. Seine körperlichen und geistigen Kräfte ließen nach und schließlich konnte er sich nicht mehr an Menschen und Orte erinnern. Die jungen Brüder, die ihn in der Gemeinde »Hebron« mit viel Liebe und Hingabe pflegten, hörten



Mehr als 200 000 Menschen mit dem Sarg auf dem Weg zum Friedhof

ihn aber niemals klagen, sondern er verherrlichte Gott auch in diesen demütigenden Umständen. Und so war er ihnen und all denen, die ihn von Zeit zu Zeit besuchten, im Leben wie im Sterben ein großes Vorbild.

Als er am 22. 9. 2000 in Hyderabad beerdigt wurde, folgte eine unübersehbare Menge von mehr als 200 000 Menschen dem Sarg. Geschäfte und Büros waren geschlossen und der Trauerzug benötigte etwa drei Stunden für die Strecke von »Hebron« bis zum 3 Kilometer entfernten Friedhof. Sie alle nahmen Abschied von einem Mann, der es in seinem ganzen Leben als Christ vermieden hatte, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und dem alles daran lag, dass durch nichts Gott die Ehre geraubt wurde. Auf dem schlichten Sarg, der auf einem Kleinbus zum Friedhof gefahren wurde, konnte man in großer Schrift die Worte aus 2. Timotheus 4,7 lesen: *»Ich habe den Lauf vollendet.«*³⁰

30 T.E. Koshy, *Bakht Singh*, Bielefeld: CLV, 2005, 2022.

Damals in Winterthur fiel auch der Name Benedikt Peters, der nach vielen abenteuerlichen Umwegen als ehemaliger Hippie in Pakistan zum Glauben gekommen war. Nach seiner Bekehrung besuchte er von 1974 bis 1977 die Bibelschule in Walzenhausen und war damals ein Schüler von Alexander Seibel; inzwischen war er aber auch mit Paul Kiene und »seiner« Stifthütte gut bekannt geworden. »Onkel Paul« hatte mir von diesem begabten und sehr hingeebenen Benedikt berichtet. Er hatte ihm die Zeitschrift »fest&treu« empfohlen und gleich ein Exemplar in die Hand gedrückt.

Diese unscheinbare Handreichung führte dazu, dass Benedikt wiederum seinem damaligen Mitschüler in Walzenhausen und jetzigen Freund Hans Scheib drei Jahre später bei einem Besuch ein Exemplar dieser Zeitschrift empfahl. So traf dann am 27. 12. 1979 eine originelle Bestellkarte für »fest&treu« bei uns ein, auf welcher der uns bis dahin unbekannte Hans in seiner sehr direkten Art recht gezielte Fragen stellte:

»In welcher lokalen Gemeinde halten Sie das Abendmahl? Sind Sie in einer Denomination? In Ihrem Blatt ist von Freizeiten die Rede. Wer macht sie? Wo finden sie statt? Wie finanzieren Sie Ihre Hefte? In welchen Verbindlichkeiten befindet sich die Buchhandlung? ... Ihr Heft Nr. 29 hat mich erquickt.«

Natürlich habe ich dem »Bruder Scheib« höflich und ehrlich geantwortet und bekam daraufhin einen ausführlichen Brief und ein Traktat mit dem Zeugnis seiner Bekehrung. Darin schilderte er, wie er als ehemals zynischer, verbitterter »einsamer Wolf« in der damaligen DDR zum Glauben kam.

Er teilte mir weiter mit, dass er inzwischen mit einigen Freunden, die alle einen katholischen Hintergrund und teilweise Dro-

generfahrung hatten, in Pirmasens eine evangelistische Teestube begonnen hatte, die aus einer jungen Gemeinde in Pirmasens entstanden war. In diesem Brief erwähnte er auch, dass sie im Jahr 1977 eine dreitägige Konferenz mit Bakht Singh und seinen indischen Brüdern besucht hatten und dort angeregt wurden, sich als Gemeinde in Pirmasens zu treffen.

Um es kurz zu machen: Wenige Wochen später besuchte uns Hans Scheib mit einigen seiner Pirmasenser Freunde, erzählte an einem »Offenen Abend« seine aufregende Bekehrungsgeschichte, und so entstand in den folgenden Monaten eine intensive und für beide Seiten bereichernde Beziehung zu dieser jungen Gemeinde. Das führte dann auch zu einer gemeinsamen Bibel-Studierfreizeit, bei der Hans und seine Pirmasenser Brüder nun auch Alois Wagner und die Münchener Freunde und ihre Einsätze kennenlernten. So entstand eine weitere freundschaftliche und gesegnete Beziehung, in der es später mal knisterte, die aber bis heute besteht.

Von Benedikt Peters hatte ich also schon einiges durch Paul Kienne, Alexander Seibel und Hans Scheib erfahren, und nun stellte ich auch erfreut fest, dass er inzwischen beim Schwengeler-Verlag angestellt war und eine Anzahl Bücher von Watchman Nee übersetzt hatte. Persönlich war ich ihm aber bisher noch nicht begegnet. Das änderte sich, als im Februar 1980 ein Brief von ihm eintraf, der meinen ersten Brief an ihn umgehend beantwortete, in dem ich ihm für seine Übersetzungstätigkeit der Watchman-Nee-Bücher gedankt und ihn herzlich eingeladen hatte, uns bei nächster Gelegenheit in Schoppen einmal zu besuchen.

In seinem Brief berichtete er dann auch seine geistliche Entwicklung, wie er zunächst in Pakistan durch die Versammlungen geprägt wurde, die durch Bakht Singh entstanden waren, wobei er durchaus einige Dinge anders sieht als Bakht Singh und auch

Watchman Nee. Später erfuhr ich von ihm, dass ihm die Biografie von Georg Müller und Bunyans »Pilgerreise« eine große Hilfe war, er aber vor allem durch das Studium der »Synopsis« von John Nelson Darby die Zusammenhänge der Bibel und ihre Heilsgeschichte erfasst hatte und davon geprägt war.

Danach ging alles recht schnell: Nach einigen weiteren Briefwechseln luden wir ihn und seine Frau zu einer Bibelfreizeit für junge Erwachsene ein, an der vor allem junge Geschwister aus der Jugend der russlanddeutschen Gemeinde in Paderborn unter der Leitung der damaligen Jugendleiter teilnahmen.

Mit dieser Gemeinde, die bald ein großes Gebäude im Dr.-Rörig-Damm bezog und die zu den ersten der inzwischen zahlreichen ostwestfälischen Gemeinden gehörte, hatten wir eine besonders herzliche Beziehung. Diesen treuen und wertvollen Geschwistern verdanken wir als Familie und auch in der Freizeitarbeit eine Menge Unterstützung und praktische Hilfe.

Ich werde nie vergessen, wie nach dieser Freizeit plötzlich ein gebrauchter, aber fast neuwertiger Passat Kombi vor uns stand, nachdem unser uralter Volvo seinen Geist auf der A1 aufgegeben hatte. Dieser blaue Passat war von dem technisch begabten Heinrich Friesen gründlich überholt worden und wurde uns von der Paderborner Jugend zu einem Preis von einer Mark übergeben. Viele Jahre hat uns dieses Fahrzeug durchs Land begleitet und uns an die Liebe dieser Geschwister erinnert.

Viele unserer späteren Zivis und auch Schwestern, die uns in der Küche und im Haushalt halfen, kamen aus dieser Gemeinde, mit der wir besonders in den ersten Jahren sehr verbunden waren. Es folgten Jahre, in denen wir fast alle zwei Monate in dieser Gemeinde zu einer Hochzeit von Brautleuten eingeladen wurden, die wir in den Freizeiten kennen und schätzen gelernt hatten. Auch heute noch ist die Freude groß, wenn man plötzlich irgendwo in Deutsch-

land ein Ehepaar trifft, das treu im Dienst für unseren Herrn steht und das wir vor Jahrzehnten kennenlernen und eine Zeit lang begleiten durften und mit denen uns eine Menge gesegneter und auch lustiger Erlebnisse verbindet.

Zurück zu Benedikt Peters: Hans Scheib hatte uns verraten, dass Benedikt unter anderem das Buch der Sprüche auswendig gelernt hatte, und so baten wir ihn, dieses Buch der Bibel in den Bibelarbeiten mit den jungen Paderborner Geschwistern auszulegen.



Bibelstudierfreizeit mit Benedikt Peters

Fast vierzig Jahre lang hatten wir dann jährlich (mit wenigen Ausnahmen) Benedikt als Bibellehrer bei uns. Seine systematische, konzentrierte und an Zitaten reiche Vers-für-Vers-Auslegung mit praktischen Bezügen zum Alltag hat viele unserer jungen Geschwister stark beeindruckt. Sie und wir alle lernten neu die biblische Lehre schätzen und wurden motiviert, intensiver die Bibel zu studieren.

Noch im selben Jahr 1980 erschienen dann die ersten fortlaufenden Beiträge von Benedikt Peters in »fest&treu«, zuerst über »Zeichen und Wunder in der Bibel«, dann zum Thema »Kleinode im Alten Testament«.

Damals ahnte keiner von uns, dass Jahre später nach und nach eine große Anzahl seiner wertvollen Auslegungen zum AT und NT als Kommentare im CLV-Verlag erscheinen würden.

Ein neuer Verlag entsteht

Mit der wachsenden Anzahl der Freizeiten und den evangelistischen Verteilaktionen wurden die Vorteile eines eigenen Verlages immer deutlicher. Auch wurden durch die steigende Zahl der »fest&treu«-Abonnenten immer mehr Bücher bei uns bestellt von Lesern, die für die Buchempfehlungen auf den letzten Seiten sehr dankbar waren. Andererseits verschwanden immer öfter wertvolle Bücher vom Markt und wurden nicht wieder neu aufgelegt. Bedauerlicherweise betraf das auch eine Anzahl wertvoller Biografien, die im Lauf der Zeit von Neuerscheinungen mit Lebenshilfe-Ratschlägen verdrängt wurden.

Die bisherige Zusammenarbeit und Koproduktion mit Verlagen wie »Schulte & Gerth«, »Brockhaus« und »Evangelische Gesellschaft« war gut und freundschaftlich. Allerdings lag uns vor allem eine breite Streuung evangelistischer Bücher am Herzen. Wir fanden es schade, dass die Verkaufspreise dieser Bücher in die Höhe schnellten und es fast unerschwinglich wurde, solche Literatur in großen Mengen gratis zu verteilen oder auf Gutscheinen kostenlos anzubieten.

Inzwischen kannten wir uns auch etwas besser mit den Herstellungspreisen von Büchern aus und wussten, dass die Auflagenhöhe eines Buches die Druckpreise bestimmt und man bei einer Auflagenhöhe pro Titel von 10 000 und mehr Exemplaren enorm günstig drucken kann. Es war also möglich, den Verkaufspreis etwa um die Hälfte zu reduzieren und dennoch wirtschaftlich zu arbeiten.

So saßen wir dann eines Tages mit einigen Brüdern bei uns im Wohnzimmer und wurden uns einig, mit Gottes Hilfe den Versuch zu wagen, einen neuen Verlag zu gründen. Er sollte gemeinnützig sein und folgende Prinzipien verwirklichen:

- **Keine Gewinne:** Alle Überschüsse fließen in die Finanzierung weiterer Buch- und sonstiger missionarischer Projekte.
- **Niedrige Preise:** damit besonders kostenlose Verteilaktionen und Straßenbüchertische preisgünstig organisiert werden können.
- **Hohe Auflagen:** um die Druckkosten niedrig zu halten.
- **Keine Schulden:** Bücher werden nur dann aufgelegt, wenn bereits vorher das Geld für die Auflage (Druckkosten, Satz und Layout) vorhanden ist.
- **Keine Spendenaufrufe:** Wir wollten im Vertrauen auf Gottes Verheißungen diese Aufgabe beginnen und durchführen.

Der bekannte, schon zitierte Ausspruch von Hudson Taylor war uns auch in der Verlagsarbeit wichtig: »*Gottes Werk, auf Gottes Weise getan, wird niemals Gottes Versorgung entbehren.*«

Uns wurde auch klar, dass dieser Verlag nicht auch in Schoppen seinen Sitz haben sollte, damit sich nicht zu viel auf diesen kleinen Ort konzentriert. Uns schien Bielefeld ideal zu sein, weil damals viele unserer Mitarbeiter dort zu Hause waren, die ein großes Anliegen für Evangelisation, Arbeit unter Drogensüchtigen usw. hatten. Sie waren selbst von guten Büchern geprägt und begeisterte Leser. Gerne wollten sie ihre Zeit für die anfallenden Arbeiten zur Verfügung stellen.

Am 15. Mai 1983 war es dann so weit: Sieben Brüder und Schwestern gründeten die »Christliche Literatur-Verbreitung e.V.« in Bielefeld, die dann auch als gemeinnützig anerkannt wurde. Wenige Wochen später erschienen unter dem neuen Verlagszeichen CLV die ersten drei Bücher und einige Traktate bzw. Flyer.

Georg Epp, den ich 1968 vor der ersten Freizeit in Stukenbrock als 12-jährigen Jungen am Sandkasten getroffen hatte, war inzwischen als Sozialarbeiter in der Bielefelder Stadtverwaltung tätig, kannte sich mit Formularen und Vorschriften bestens aus und hat dann viele Jahre dem Verein vorgestanden. Gerrit Alberts ist auch

heute noch dabei, auch wenn er zunächst nicht Vereinsmitglied war, weil die Vereinsarbeit für uns nur eine nützliche Krücke war, das eigentliche geistliche Anliegen aber unabhängig von der Vereinsarbeit getragen und gestaltet werden sollte. Das war und ist bis heute für Gerrit ein wichtiges Anliegen. Ihm liegen sowohl die evangelistische Ausrichtung des Verlages als auch die Vermittlung fundierter biblischen Lehre durch Bücher besonders am Herzen.

Wini Weiler hatte zu diesem Zeitpunkt ein kleines Erbe bekommen, das er dem Verein zur Verfügung stellte, und so konnten wir bald die ersten Bücher drucken. Darunter war auch ein Neues Testament in der revidierten Elberfelder Übersetzung, das wir in einer recht schönen Aufmachung zum damals sagenhaften Preis von DM 3,80 anbieten konnten, und die ersten Zeugnisbücher »Die Fessel der Freien« und »Ruhe der Rastlosen« für DM 2,80, wobei es jeweils zusätzliche Mengenpreise gab.

Keiner von uns hatte irgendeine Ahnung und Erfahrung mit Verlagsarbeit, und so sind wir fröhlich und hemdsärmelig in manche Fettnäpfchen getreten. Anfangs wurden wir von den etablierten Verlagen etwas mitleidig belächelt oder in die alternative Szene einsortiert.

Tatsächlich wurde in den ersten zehn Jahren alle Arbeit ehrenamtlich gestemmt. Danach wurden zunächst zwei Mitarbeiter fest eingestellt und mit den wachsenden Aufgaben kamen im Laufe der Jahre weitere Mitarbeiter dazu. Bis heute wird weiterhin eine Menge Arbeit ehrenamtlich erledigt. Es war und ist uns wichtig, keine Vereinsmeierei zu betreiben. Der Verein sollte nur ein Vehikel sein, um die Arbeit auch nach außen hin vertrauenswürdig und verantwortlich tun zu können.

Ein besonderer Segen war und ist die Mitarbeit unseres Bruders Hermann Grabe. Wir lernten ihn flüchtig in Leer während der Bingumer Bibeltage kennen. Hermann war damals Lehrer an einer

Dorfschule. Ihn zeichnen seine Sprachbegabung, große Bibelkenntnis und ein weites Herz für alle Kinder Gottes aus. Für seine originelle und einprägsame Verkündigung war er im weiten Umkreis bekannt und beliebt.

Als er 1994 in Rente ging, fragte er uns, ob er nicht für den CLV-Verlag Übersetzungen von Büchern aus dem englischen Sprachraum machen dürfe. Geld wolle er dafür nicht



Hermann Grabe mit einem der von ihm übersetzten Bücher

haben, es sei ihm eine Freude, diesen Dienst für den Herrn zu tun. Von da an hat er eine Menge Bücher von William MacDonald, Warren W. Wiersbe, A. W. Tozer usw. übersetzt und dann auch die jährlichen Ausgaben des evangelistischen Andachtsbuches »Leben ist mehr« redigiert und auch viele Beiträge selbst geschrieben. Das hat er inzwischen viele Jahre mit großer Freude und Dankbarkeit getan und ab und zu geäußert:

»Ihr werdet euch im Himmel noch einmal wundern, welchen Lohn ihr als CLV dafür bekommt, dass ich diese Übersetzungsarbeit zu meiner Freude machen durfte!«

Im Jahr 2008, ein Jahr nach dem Heimgang seiner Frau, ist Hermann dann sogar von Ostfriesland nach Meinerzhagen gezogen und hat sich neben aller Übersetzungs- und Schreibaarbeit zusätzlich in den Verkündigungsdienst eingebracht. Dieser wurde und wird von uns in Schoppen und auch von allen Nachbarversamm-

lungen sehr geschätzt. Jetzt im Alter von über 90 Jahren leitet er immer noch mehrere Hauskreise, für deren Teilnehmer er ein echter geistlicher Vater geworden ist.

Ich erinnere mich gut, als er im Sommer 2021 auf einer Jungenfreizeit zu einem Vortrag eingeladen wurde, wo ihm 50 bis 60 junge Kerle im Alter von 14 bis 19 Jahren mit größter Aufmerksamkeit zuhörten. Er stand dort 60 Minuten kerzengrade mit der Bibel in der Hand, erzählte aus seinem reichen Leben und gab den jungen Männern auf originelle Weise Ratschläge für ein konsequentes Christsein, die sie sicher nicht so schnell vergessen werden. Er verstand es, biblische Überzeugungen aktuell, lebensnah, sehr pointiert und mit einer Portion Humor vorzutragen.

Zurück zu unserer CLV-Geschichte: Unser erstes Buchlager befand sich in einem billigen Schuppen in Bielefeld; später konnten wir ein größeres Lager mieten, bis wir schließlich in Ummeln am Rand von Bielefeld ein eigenes Verlagsgebäude errichten konnten, das inzwischen erweitert wurde.



Manchmal ging es rustikal zu



Christian Neumann auf der Frankfurter Buchmesse 1985

Frankfurter Buchmesse – »Jahrmarkt der Eitelkeiten«

Spannend und manchmal heftig ging es bei unseren ersten Auftritten auf der Frankfurter Buchmesse zu. Unser erster Stand hatte die ideale und kostengünstige Größe von 1 x 1 Meter, weil wir damals nur ein paar Bücher anzubieten hatten. Aber ein großes Bild von C. H. Spurgeon schmückte unseren Stand und zog Neugierige an und unsere »unterirdischen« Preise waren natürlich die beste Reklame ...

Als mit den Jahren unser Stand immer größer wurde und ab 1987 auch unsere ersten apologetischen Bücher von Dave Hunt (»Die Verführung der Christenheit«) usw. erschienen und sogar Bestseller wurden, entwickelte sich unser Stand allmählich zum Tummelplatz und Forum. Hier lieferten sich Charismatiker und ihre Gegner heftige Streitgespräche. Wir konnten dabei viele ganz unterschiedliche Christen aus allen möglichen Lagern kennenlernen. Hier wurden zahlreiche Kontakte geknüpft und mit der Zeit

entstand auch eine freundlich-offene Streitkultur, wo man sich nach allen Wortgefechten doch die Hand reichen und brüderlich auseinandergehen konnte.

Oft traf man sich ein Jahr später am gleichen Ort wieder, trank eine Tasse Kaffee miteinander und tatsächlich haben infolge solcher freundschaftlichen, aber sehr offenen Gespräche nicht wenige Brüder jahrelange Überzeugungen und Praktiken als unbiblisch erkannt und abgelegt. Unser Freund Toni aus Würzburg könnte das aus eigener Erfahrung humorvoll bezeugen. Mit ihm, dem damaligen Pfingstpastor, hatte ich regelmäßig viele Jahre heftige Streitgespräche und erst Jahre später erfuhren wir die Auswirkungen davon.

Als weiterer wichtiger Nebeneffekt dieser Buchmessen bot sich hier die Gelegenheit, sowohl Verleger als auch Mitarbeiter anderer Verlage und auch Autoren persönlich kennenzulernen, Vorurteile abzubauen, aber auch auf fragwürdige Veröffentlichungen hinzuweisen.



Frankfurter Buchmesse 1987 mit Wini Weiler (Mitte)

Kapitel 6



Frankfurter Buchmesse 1987: im Gespräch mit Benedikt Peters

Gerne erinnere ich mich an einen streng orthodoxen Mönch, der uns in seiner Kutte viele Jahre aufsuchte. Er hatte mir freudig mitgeteilt, dass sie in ihrem Kloster bei allen Mahlzeiten schweigend und dankbar eine CD mit der Lesung der nichtrevidierten, alten Elberfelder Übersetzung zu sich nehmen und dadurch im Glauben gestärkt würden. Als ich ihn aber fragte, ob er glaube, dass er mich mit meiner Ablehnung der katholischen Sakramentenlehre im Himmel wiederssehen werde, meinte er nach einigen Sekunden treuherzig, bedauernd, aber auch aufrichtig: »Schwerlich! Leider schwerlich!«

Hier begegneten uns später auch Autoren wie Eric Metaxas, Birgit Kelle oder auch Nicola Vollkommer. Mit ihr und ihrem Mann Helmut verbindet uns inzwischen eine herzliche Freundschaft. Dort trafen wir Journalisten wie Helmut Matthies von »idea«, der gerne zu einer Tasse Kaffee an unseren Stand kam und mit seinem lauten und herzlichen Lachen die Aufmerksamkeit der Messebesucher auf sich und uns zog. Mit dabei waren Ulrich Skambraks von »Topic«, Verleger wie Friedrich Hänssler, Klaus Gerth, Dominik

Klenk und die Verantwortlichen der uns geistlich nahestehenden Verlage CSV Hückeswagen und CV Dillenburg.

Nach einigen Jahrzehnten traf ich hier auch Jürgen Mette wieder, der inzwischen in der evangelikalen Szene Karriere gemacht hatte und nun in allen möglichen Führungsgremien bei »Willow Creek«, »Tabor« und »Deutsche Evangelische Allianz« zu Hause war. Er unterhielt sich zuerst mit meiner Frau und machte mir anschließend das merkwürdige Kompliment: *»Wer so eine feine Frau hat, kann eigentlich kein schlechter Mensch sein.«* Das war der Auftakt zu einem jahrelangen freundschaftlichen, aber auch heftigen Schlagabtausch in Sachen Theologie und Zeitströmungen.

Nicht zu vergessen der Geschäftsführer des damals noch existierenden »Leuchter Verlags«, Herr Neumann mit seiner Frau, die als überzeugte Pfingstler oft mit humorvollen Seitenhieben »Bruder Bühne« stichelten. Besonders als ich mich einmal mit einem dicken blauen Auge und einer kleinen Platzwunde, die ich mir Tage zuvor beim Fußballspielen zugezogen hatte, am Messestand aufhielt. Das veranlasste »Bruder Neumann«, mich lächelnd mit Sacharja 4,6 zu ermahnen: *»Aber Bruder Bühne, es steht doch geschrieben: ›Nicht durch Macht und nicht durch Kraft, sondern durch meinen Geist, spricht der HERR der Heerscharen.‹«*

Abends war ich während der Messe zu Vorträgen in der Gemeinde »Christen am Güterplatz« eingeladen, an die ich mich sehr gerne erinnere, wie auch an die liebevolle Gastfreundschaft bei der ägyptischen Familie Sawires, deren weises, bedächtiges und tiefgläubiges Familienoberhaupt Mamnun damals noch lebte.

In den vergangenen Jahren vor Corona fand jeweils an den beiden letzten Tagen der Buchmesse ein Großeinsatz von jungen Geschwistern sowohl vor als auch in der Messehalle statt, wobei Tausende von evangelistischen CLV-Büchern verteilt und viele Gespräche geführt wurden.

Kann man den freien Fall der Lesekultur aufhalten?

Vielleicht ist es an dieser Stelle anregend und hilfreich, über dieses wichtige Thema nachzudenken. Schon vor Jahren wurde prophezeit, dass gedruckte Literatur kaum eine Zukunft hat. Dass immer weniger Bücher gelesen werden, lässt sich überall beobachten, nicht nur in Deutschland.

Die Chinesen galten beispielsweise als eine lesefreudige Nation, wo Literatur sehr hoch geschätzt wird. Als wir vor etwa 10 Jahren in China unterwegs waren, hatten wir viele Beispiele vor Augen, sowohl im Flugzeug und in der U-Bahn als auch in Parkanlagen und Wartesälen: Fast jeder Chinese hatte ein Buch oder eine Zeitschrift in der Hand.

Das hat sich in den letzten Jahren deutlich verändert. Bei unserer letzten Reise durch China im Jahr 2019 gab es nur einen älteren Mann auf einem Inlandflug, der in einem Buch las – und das war eine Bibel. Alle anderen Fluggäste waren intensiv mit ihrem Smartphone beschäftigt. Das Gleiche konnte man in der U-Bahn beobachten: Man musste intensiv suchen, um auch nur eine Person mit einem Buch zu entdecken. Das war für mich eine schockierende Beobachtung.

Ähnliche Eindrücke bekam man auch in den Gemeinden in China: Während es vor Jahren üblich war, zu Gottesdiensten eine Bibel und Schreibzeug mitzubringen, so war jetzt der Anteil derer, die mit einem Handy oder Smartphone beschäftigt waren, in der Überzahl. Nun kann man einwenden: Spielt doch keine Rolle – Hauptsache, sie lesen die Bibel und sei es digital ...

Ich bin mir da nicht so sicher. Das liegt nicht nur daran, dass ich zu einer Generation gehöre, die mit Büchern aufgewachsen ist und auch im Dunkeln Bücher wittern kann. Auch nicht nur daran, dass ich eine grundsätzliche Skepsis neuen Medien gegenüber habe, die

vielleicht nur aus Vorurteilen resultiert. Mein Eindruck ist, dass wir heute durch die Menge an Informationen in Verbindung mit dem Internet mit einer Flut von optischen Eindrücken überschwemmt werden, die wir nicht verarbeiten können und die uns Konzentration und die Zeit zur Besinnung rauben. Diese Generation sieht zu viel und zu schnell, um nachhaltig und tiefgehend berührt zu werden.

w.w.w. Wehe!

Kürzlich hielt Gerrit Alberts während einer Bibel-Studierfreizeit Vorträge über das Buch Daniel und erwähnte dabei auch die Gefahren der Medieneinflüsse für Christen. Er berichtete von einer Schwester, die auf seine Empfehlung hin ein »Samstags-Bibel-Seminar« (SBS) besuchte. Sie habe sich sehr für diese Empfehlung bedankt und berichtet, wie viel sie dadurch gelernt habe. Auf die Frage, ob die Brüder, die aus »ihrer« Gemeinde dasselbe Seminar besucht hatten, ihre Begeisterung teilen würden, winkte sie ab. Die hätten ab 15:30 Uhr mit einem Knopf im Ohr die Bundesligaspiele verfolgt, während vor ihnen ihre Bibel auf dem Tisch lag und ihre Augen scheinbar interessiert auf den Bibellehrer gerichtet waren. Auf diese Weise konnten sie während des Vortrags, der an ihnen vorüberauschte, die Fußball-Bundesligaspiele verfolgen, und erweckten gleichzeitig den Eindruck, als wären sie interessierte Bibelstudenten ...

Wenn diese Beobachtung auf einem Seminar gemacht wurde, in dem es um Bibelkunde geht, zu dem sich normalerweise nur ernsthaft interessierte Geschwister anmelden, wie mag es dann in unseren Gemeinden aussehen, wo eben auch Zuhörer anwesend sind, die nur aus Gewohnheit oder Gefälligkeit auf ihren Stühlen oder Bänken sitzen und sich möglicherweise auf ähnliche Weise unauffällig die Langeweile vertreiben!

Ich fürchte, wir ahnen nicht, womit ein Teil unserer jungen Generation in den hinteren Sitzreihen beschäftigt ist, während sie ihre Handys austauschen oder sich gegenseitig Clips und Chats zusenden, welche die Fantasie verseuchen! Wenn im Alten Testament die Propheten die Gräuel und die Heuchelei der Israeliten beim Gottesdienst anprangerten, so hätten sie heute noch viel mehr Anlass, ihr »w.w.w. Wehe« hinauszurufen!

Gerrit Alberts hat übrigens eine sehr informative und aufklärende Broschüre zu diesem Thema unter dem Titel »Digitale Medien und Jugendsex« verfasst, die alle verantwortungsbewussten Eltern lesen sollten.³¹ Je länger, je mehr neige ich zu der Überzeugung, dass wir als Eltern, aber auch als Gemeinde bewusst eine neue Lesekultur fördern oder auch anerziehen können, wobei unser Vorbild eine zentrale Rolle spielt.



Wenn ich an mein Elternhaus denke: Unsere Eltern lasen in ihrer freien Zeit, meine Geschwister liebten Bücher und für mich war von klein auf klar: Bücher gehören zum Leben. Weihnachten oder Geburtstag ohne Buchgeschenke waren undenkbar. So haben wir Literatur schätzen gelernt und so ist es auch unseren eigenen Kindern ergangen: Sie hatten lesende und auch vorlesende Eltern, die ihnen das Lesen vorgelebt und lieb gemacht haben.

Unser dritter Sohn Johannes (»Gott ist gnädig«) teilte, als er fünf Jahre alt war, sein Zimmer mit seinem vier Jahre älteren Bruder Daniel, der ihm in jeder Beziehung ein Vorbild und Freund war. Dani brachte ihm Fußballspielen und Tischtennis bei und natürlich wurde »Hannes« ebenso wie sein Bruder Fan von

31 Gerrit Alberts, *Digitale Medien und Jugendsex*, Bielefeld: CLV, 2018.

»Borussia Mönchengladbach«. Aber Hannes sah auch täglich, wie sein Bruder jeden Abend in der Bibel las. Und so bat er uns eines Tages, ob wir ihm nicht auch eine Bibel schenken könnten, obwohl er noch nicht in der Schule war, also nicht lesen konnte. Wenige Monate später sah seine Taschenbibel ziemlich »zerlesen« aus, denn der kleine Hannes blätterte geräuschvoll während der Stillen Zeit seines älteren Bruders ein Blatt nach dem anderen in seiner Bibel um und legte sie erst zur Seite, wenn Dani seine Bibellese beendet hatte. Für mich war das ein eindruckliches Beispiel dafür, wie ein gutes und glaubwürdiges Vorbild abfärben kann.

Ein weiteres Beispiel: Wenn ich wochentags zu Hause war, hatten wir die Gewohnheit, an einem Abend in der Woche einen Leseabend einzuschieben. Die sieben Kinder – die Jüngsten bereits im Schlafanzug – saßen dann in unserem kleinen Wohnzimmer. Ulla hatte etwas zu knabbern und zu trinken gebracht, und ich saß in meinem Sessel und las den Kindern fortlaufend aus einem spannenden Buch vor. Meist war das eine packende Biografie mit abenteuerlichen Szenen wie John Patons Lebensgeschichte oder auch mal ein historischer Roman wie »Der Rächer von Schloss Fenwick« oder »Die Märtyrer der englischen Reformation«. Manchmal auch Bücher, die einfach »nur« gute und humorvolle Literatur waren, oder die charakterbildenden Erzählungen von George MacDonald und einige Bücher des CVJMlers Fritz Pawelzik, von denen uns die köstliche Geschichte vom »Gardinenabschneider« Karanga in Ghana unvergesslich bleibt. Natürlich hörte ich möglichst an einer spannenden Stelle auf, worauf das Echo »Bitte weiterlesen!« kam und die Kinder sich schon auf die nächste Woche freuten.

Damals habe ich mir nicht den Kopf darüber zerbrochen, welche Wirkung diese Leseabende haben könnten. Ich handelte intuitiv

und weil es mir auch Freude machte, die Kinder zum Lesen und Hören zu begeistern.

Erwähnenswert ist dabei, was wir mit unserer Tochter Tabitha (»Gazelle«) erlebt haben, die Zweitjüngste in der Riege. Sie machte später ihrem Namen Ehre und rannte manchen Marathon, aber zu unserem Kummer war sie eine Weile auf gefährlichen Wegen unterwegs und hatte dabei herzlich wenig Ähnlichkeit mit der Tabitha in der Apostelgeschichte, an die wir bei der Namensgebung gedacht hatten.

Aber gerade in dieser kritischen Zeit, als sie etwa 21 Jahre alt war und ihr Geburtstag bevorstand, fragte ich sie nach einem Geburtstagswunsch. Ihre Antwort:

»Papa, ich wünsche mir, dass du mir eine Geschichte vorliest – so, wie du es früher immer gemacht hast, als wir noch klein waren!« Das habe ich sehr gerne getan und mir wurde deutlich, was für eine nachhaltige Wirkung so eine »Kleinigkeit« wie gelegentliches Vorlesen hat.

Unsere älteste Tochter Tine und ihr Mann Ralf, die seit einigen Jahren in Dänemark leben, haben diese Tradition übrigens mit einer kleinen Änderung weitergeführt: An einem bestimmten Abend in der Woche ist Leseabend, an dem die siebenköpfige Familie gemütlich im Wohnzimmer sitzt und – mit Getränken und Knabbersachen versorgt – jeder in einem Buch liest.

Die Geschichte mit Tabitha erlebte auch noch eine nette Fortsetzung: Als sie und auch David, unser Jüngster, eine Phase hatten, in der sie – was Christsein, Gemeinde und christliche Verhaltensweisen betrifft – recht kritisch waren, habe ich sie regelmäßig mit Büchern von einem gewissen Markus Spieker versorgt, einem Historiker und Journalisten, der auch aus einem frommen Elternhaus stammt. Er hatte trotz Studium in Hollywood, trotz »Hauptstadtstudio Berlin« und ARD-Studio in Neu-Delhi seine biblischen

Überzeugungen nicht über Bord geworfen. Und er vertrat sie sogar recht intelligent und interessant in seinen Büchern wie »Mehr-wert«, »Faithbook«, »Mono – die Lust auf Treue« usw.

Eines dieser Bücher führte auf ungewöhnliche und spannende Weise dazu, dass Tabitha von Markus einen Heiratsantrag bekam und uns Jahre später ihr erstes Buch »Mit Sari auf Safari – wie Indien mein Leben auf den Kopf stellte«³² mit folgender Widmung schenkte:

»Für Mama und Papa.

Hättet ihr mir nicht Markus' Bücher geschickt und empfohlen, so hätte ich vermutlich weder den ›besten‹ Mann getroffen und geheiratet, noch wäre ich ins Morgenland gezogen – und hätte mein erstes Buch über andere Dinge geschrieben ...

*In Liebe und Dankbarkeit
Eure Bitha«*

Eine weitere kleine Nachgeschichte: Durch diese unerwartete Beziehung entstand auch eine Freundschaft zwischen Markus und unserem jüngsten Sohn David, die beide begeisterte Leser von Dostojewskis Werken sind. Gemeinsam haben sie im Herbst 2021 zum 200-jährigen Geburtstag dieses genialen russischen Dichters das Buch »Rock me, Dostojewski!«³³ im fontis-Verlag veröffentlicht, eine 500 Seiten starke Anthologie, in der die ungewöhnliche und wechselhafte Lebensgeschichte des russischen Dichters, verbunden mit Auszügen aus seinen Werken spannend dargestellt wird.

32 Tabitha Bühne, *Mit Sari auf Safari – Wie Indien mein Leben auf den Kopf stellte*, Basel: fontis, 2018.

33 Markus Spieker/David Bühne, *Rock me, Dostojewski!*, Basel: fontis 2021.

Kapitel 6

Meine Beobachtung ist: Wenn Eltern, Verkündiger, Jugendmitarbeiter usw. selbst begeisterte Leser sind, dann werden sie durch ihr Vorbild ihre Umgebung unweigerlich zum Lesen animieren. Es genügt nicht, wenn man auf Freizeiten oder auf besonderen Gemeindeveranstaltungen auf ein Buch zum Thema hinweist mit den Worten »... *das ist ein wichtiges Buch*«, oder: »... *das sollte jeder gelesen haben*.« Es ist wichtig, auch zu berichten, *welche Wirkung* das betreffende Buch auf das eigene Leben hatte, *was* einen besonders bewegt oder sogar verändert hat und *warum* dieses Buch unbedingt gelesen werden sollte. Wenn es möglich ist, eine wichtige Passage aus dem Buch vorzulesen, ist das eine gute Hilfe, um Interesse zu wecken.

Ich bin davon überzeugt, dass wir als Eltern und als Verantwortliche in den Gemeinden die Aufgabe haben, unsere jüngere Generation zum Lesen guter Bücher zu erziehen und ihnen darin ein Vorbild zu sein. Das geistliche Niveau einer Gemeinde oder Familie wird sich positiv verändern, wenn wertvolle christliche Bücher unser Denken und Leben begleiten und prägen, wobei die Bibel, das Buch aller Bücher, immer der unfehlbare Maßstab bleibt, an dem sich alle andere Literatur messen lassen muss.

Erweckung im Salzburger Land

Während unsere Kontakte und gemeinsamen Aktionen mit den Münchener Geschwistern intensiver wurden, bekamen wir erst mit Verspätung etwas davon mit, was sich fast zeitgleich im Salzburger Land ereignete, nur etwa 150 Kilometer von München entfernt.

Österreich galt in unseren Augen bis dahin als ein Missionsgebiet und als »harter Boden« für Evangelisation. Es gab nur einige wenige und meist kleine Gemeinden und der Einfluss der katholischen Kirche auf die Bevölkerung war recht groß. Von den Groß-



1979: Walter Mauerhofer bei einem Gartenvortrag in Bischofshofen

evangelisationen in den letzten Jahren mit den Janz-Brüdern und Anton Schulte hatten wir damals nichts mitbekommen.

Was wir erst später erfuhren: Der Schweizer Evangelist Walter Mauerhofer³⁴ wurde von Gott nach Österreich geführt und hatte sich 1973 in St. Johann/Pongau niedergelassen. Er war Gärtner von Beruf – und das aus Leidenschaft. Er hatte ein Jahr lang die Bibelschule der Liebenzeller Mission besucht und anschließend zunächst in Innsbruck und Umgebung versucht, das Evangelium durch Traktat-Einsätze und Arbeit unter Kindern zu verbreiten.

Kurz nach seiner Hochzeit mit Esther ergab sich eine Möglichkeit, nach St. Johann zu ziehen, von wo aus er evangelisierte, indem er seine Liebe zur Gärtnerei benutzte, um besonders die Landbevölkerung anzusprechen und mit dem Evangelium zu erreichen. So mietete er für seine evangelistischen Ansprachen entsprechende Säle und lud tagsüber die Bauern zu den Vorträgen ein, indem er

34 Walter Mauerhofer, *Eine Saat geht auf*, Bielefeld: CLV, 2011.

ihnen den Kalender »Die gute Saat« mit einer kleiner Tüte Salat-samen schenkte. Wenn diese Leute dafür etwas zahlen wollten, bat er sie, stattdessen seine Vorträge zu besuchen.

Als Walter später ein kleines Missionszelt zur Verfügung hatte, belud er sein Auto mit frischen Salatköpfen, ging dann von Haus zu Haus und verschenkte sie mit freundlichen Worten, wenn ihm die Haustür geöffnet wurde. Wenn dann erstaunt gefragt wurde, wieso er so etwas machte, meinte er, wenn sie Zeit und Lust hatten, könnten sie ja mal an einem Abend zu der bevorstehenden Zelt-evangelisation kommen.

Er lud mit seiner Frau zu Kinderstunden ein, wobei sie meist zu einer Gitarre fröhliche Evangeliumslieder sangen, und zog mit seiner freundlichen Art durch spannende Geschichten jede Men-ge Kinder an, sodass sie bald große Säle mieten mussten, um oft 200 und mehr Kinder betreuen zu können.

Nachdem er mit Wilhelm Pahls eine Evangelisation durchfüh-ren konnte, bei der zahlreiche Leute zum Glauben kamen, zogen sie 1978 ins benachbarte Bischofshofen, um dort mehr Platz für die wachsende Gemeinde zu bekommen. In dieser Zeit betete Wal-ter intensiv dafür, dass Gott ihm doch einen Mitarbeiter schenken möchte, der als Bibellehrer die jun-gen Christen weiterführen und in Gottes Wort befestigen könnte.

Auf wundersame Weise führte Gott ihn bald mit Fred Colvin zu-sammen, den er bei einem Einsatz von OM in Österreich kennenge-lernt hatte und der sich damals in Deutschland aufhielt, um Deutsch zu lernen. Walter hatte erlebt, wie Fred junge Christen für die Bibel



Fred Colvin

begeistern konnte, und Fred war bereit, mit seiner Frau Peggy und ihren beiden ersten Kindern nach St. Johann zu ziehen, um die junge Gemeinde in Bischofshofen zu befestigen und vor allem »Jüngerschaft« und »Training im Christentum« zu lehren.

Durch die wachsende Jugendarbeit, in der viele junge Menschen im Salzburger Land zum Glauben gekommen waren, entstand auch ein Kontakt zu der Münchener Gemeinde am Bavariaring. Als ich 1981 eingeladen wurde, auf einer Freizeit mit den Münchenern in Österreich Vorträge über Jüngerschaft zu halten, tauchte dort Fred auf, wir lernten uns kennen und zu meiner riesigen Freude stellte sich heraus, dass er ein Schüler von William MacDonald und Jean Gibson war und in San Leandro (Kalifornien) in dem Jüngerschaftstraining von diesen Brüdern eine entscheidende Prägung bekommen hatte.

Nun hatte ich also das große Vorrecht, nicht nur das für mich so wichtige Buch »Wahre Jüngerschaft« zu kennen, sondern auch tatsächlich einen echten Schüler des von mir so geschätzten William MacDonald kennenzulernen. Auf diese Weise entstand dann ein gesegneter intensiver und freundschaftlicher Kontakt zu Fred und zu den zahlreichen jungen Gemeinden, die in den folgenden Jahren durch den Dienst von Walter Mauerhofer und Fred Colvin entstanden. Wir luden Fred zu Vorträgen bei uns in Schoppen ein und umgekehrt erhielt ich Einladungen zu den Konferenzen und Freizeiten, die von diesen jungen kontaktfreudigen Gemeinden in Österreich durchgeführt wurden.

Dunkle Wolken am Horizont

Das folgende Kapitel hätte ich gerne unterschlagen. Lange habe ich überlegt, ob ich es nicht ausklammern soll, aber nachdem ich einige vertraute Freunde um Rat gefragt habe, versuche ich, es so kurz

wie nötig und hoffentlich so selbstkritisch wie möglich zu schildern, und bete, dass ich beteiligte Personen nicht zu sehr verletze.

Leser dieses Buches, die bisher wenig oder keine Kontakte mit den sogenannten »Brüderversammlungen« hatten, werden möglicherweise die folgenden Seiten befremden. Sie können getrost dieses unerbauliche und demütigende Kapitel überschlagen. Aber es gehört nun einmal zu unserer Lebensgeschichte. Besonders unsere Kinder und Enkel, die wenig oder nichts davon miterlebt haben, weil wir in ihrer Gegenwart nicht viel darüber geredet haben, sollten zumindest aus unserer Sicht von dieser einschneidenden Phase unseres Lebens erfahren.

Nachdem ich zahlreiche Aktenordner mit Hunderten Seiten Briefwechsel, Gesprächsnotizen und Stellungnahmen durchgeblättert habe, bin ich mir sehr bewusst, dass ich hier nur einen Bruchteil der Hintergründe sowie der Ereignisse mit ihren Folgen schildern kann, weil es sonst den Rahmen sprengen würde. Jedenfalls hat in diesen Jahren, als die Kommunikation per E-Mail noch nicht möglich war, sondern per Brief erfolgte, und zudem die oft stundenlangen Telefongespräche recht teuer waren, zumindest die Deutsche Bundespost von dieser demütigenden Kontroverse profitiert.

Als ich im September 1985 meine lieben Eltern besuchte und ihnen die Mitteilung überbringen musste, dass ich am 1. 9. 1985 aus der Versammlung in Worbscheid (einem kleinen Ortsteil von Meinerzhagen) ausgeschlossen wurde, reagierte mein über 80 Jahre alter Vater nachdenklich. Mit Tränen in den Augen, aber doch erstaunlich gefasst, sagte er: »*Dann haben sie es endlich doch geschafft!*« Damit war nicht etwa die Gemeindeleitung in Worbscheid gemeint, sondern die Brüder, die bereits viele Jahre im Hintergrund diesen Ausschluss für nötig hielten und vorangetrieben hatten.

Wie gerne hätte ich ihm diese bittere Nachricht erspart! Aber als einer, der über die schon 15 Jahre lang schwelenden Probleme und Konflikte gut informiert und in gewisser Weise auch selbst davon betroffen war, traf ihn diese Nachricht nicht gerade überraschend.

Bereits ab 1968, als der Herr mich schrittweise in die evangelistische Jugend- und Freizeitarbeit führte, hatte mein Vater den zunehmenden Widerstand von gewissen Brüdern, die in unserer beginnenden Arbeit eine große Gefahr für die Versammlungen sahen, deutlich verspürt. Immerhin gehörte er zu den geistlichen »Vätern« der Schwelmer Versammlung, die nach dem Versammlungsverbot durch die Gestapo 1937 mit einigen wenigen Geschwistern in den Untergrund gegangen waren und nach 1945 beim Neuanfang führend dabei waren. Maßgebliche überörtliche Führer gingen in den folgenden Jahren bei uns ein und aus und nicht wenige von ihnen waren sehr besorgt über meine Aktivitäten. Sie sahen darin eine Bedrohung für die Gemeinden, wie ich es bereits in den ersten Kapiteln angedeutet habe.

Ganz anders als heute war man damals in den 1960er- bis 1990er-Jahren der Überzeugung, dass jede Art von Jugendarbeit nicht biblisch sei und den Anfängen gewehrt werden müsse. Als dann noch bekannt wurde, dass in den Freizeiten Kinder und Jugendliche aus gläubigen Familien mit solchen aus nichtchristlichen Familien jeweils eine Woche lang unter einem Dach hausten, sahen viele darin eine »Verunreinigung« der Familien und Versammlungen durch schlechte Beeinflussung. Da zudem immer mehr dieser jungen Männer, die nicht aus einer frommen Tradition stammten, dann auch noch mit in unsere Versammlungen kamen und durch ihr ungezwungenes Auftreten und meist ungewohntes Aussehen für Verlegenheit und Überforderung sorgten, meinten immer mehr einflussreiche Brüder aus den umliegenden Versammlungen, vor dieser Art »Verweltlichung« warnen zu müssen.

(Es gab zwar die »Schweizer Lager«, die auch für mein Leben sehr wichtig waren; man duldete sie widerwillig – aber die fanden ja immerhin nicht in Deutschland statt ...)

Das traf zunächst nur für eine Minderheit von Brüdern zu, die allerdings sehr bestimmend auftraten, ihre enge Sicht mit Nachdruck deutlich machten – und sich für den Kurs der Versammlungen verantwortlich fühlten.

Andererseits gab es auch viele Geschwister, die sich nach einer geistlichen Förderung ihrer Kinder sehnten und in dieser Jugendarbeit eine wünschenswerte Belebung der Versammlungen sahen. Sie unterstützten und ermutigten uns kräftig mit ihren Gebeten sowie finanziellen und materiellen Gaben.

Aber wie heute so oft in der Politik, versuchte damals eine zunächst kleine, aber einflussreiche Minderheit, den Kurs und die Meinung der Geschwister zu beeinflussen, und diverse Gerüchte, die bald über uns kursierten, unterstützten sie dabei.

Was die Lage noch verzwickter machte: In den Versammlungen der »geschlossenen« Brüder in manchen umliegenden Ländern, beispielsweise in den benachbarten Niederlanden, waren Freizeitarbeit, Jugendarbeit und auch Jugendkonferenzen allgemein üblich. Und ausgerechnet aus den Niederlanden kamen begabte, erfahrene, theologisch gebildete, hingeebene und allgemein sehr geschätzte Brüder zu Diensten in die deutschen Versammlungen und besaßen auch auf den großen Konferenzen geistliche Autorität. Einige dieser Brüder waren Autoren, deren Bücher und Bibelauslegungen gerne gelesen und von den »Brüderverlagen« aufgelegt und angeboten wurden.

Aber gerade diese Brüder aus den Niederlanden hatten grundsätzlich kein Problem mit Freizeit- und Jugendarbeit, ganz im Gegenteil. Einige von ihnen hatten uns, wie bereits geschildert, in Schoppen besucht und verstanden und unterstützten unser Anlie-

gen, auch wenn sie mir persönlich gegenüber teilweise etwas skeptisch-vorsichtig waren, denn manche unserer Aktivitäten waren für damalige Verhältnisse eher ungewöhnlich.

Ausgerechnet in Hückeswagen ...

Ein Beispiel für viele andere:

Wir hatten als Schoppener mit einigen jungen Mitarbeitern ausgerechnet in Hückeswagen – und zwar in der großen Sporthalle, in welcher die bekannten, viel besuchten »Brüderkonferenzen« stattfanden – an einem Fußballturnier teilgenommen. Das wurde von der mit uns befreundeten Gefährdetenhilfe Scheideweg veranstaltet. Mit Absicht hatte man auch einige Mannschaften dazu eingeladen, die sich nicht als Christen bekannten und die wir mit dem Evangelium erreichen wollten.

Als »Oldie« war ich dabei, stand im Tor oder in der Verteidigung und obwohl wir zum ersten Mal an solch einem Turnier teilnahmen und absolute Außenseiter waren, kamen wir ins Finale und besiegten tatsächlich auch noch den letzten Gegner. Nach der Siegerehrung fiel mir dann noch die Aufgabe zu, schweißtriefend eine evangelistische Ansprache zu halten.

Am nächsten Morgen berichtete die örtliche Zeitung von diesem Spektakel – sogar mit Mannschaftsbild! Und so machte bald dieser Zeitungsausschnitt die Runde und wurde unter den »Brüdern« als Beweismaterial für unsere weltlichen Methoden der Evangelisation herumgereicht und mir vorgehalten, der ich mir keiner Schuld bewusst war.

Wer die Hintergründe und Ziele dieser Veranstaltung nicht kannte, hatte auch als wohlmeinender, aber linientreuer »Bruder« wenig Verständnis für eine solch fragwürdige Art der Evangelisation, in der Sport die Hauptsache zu sein schien.

Der unberechenbare Einfluss von »unabhängiger« Literaturarbeit

Als weiteres Problem stellte sich unsere begonnene Literaturarbeit heraus. Dass Bücher einen enormen Einfluss haben, kann man immer wieder beobachten. So ist auch die Sorge nachvollziehbar, dass unser Verlag zu einer Gefahr für die Versammlungen werden könnte, zumal wir als CLV auch Bücher von Autoren veröffentlicht hatten, die aus einer anderen theologischen Tradition kamen. Damals galt das als äußerst bedenklich; man hatte sich bisher gehütet, Bücher mit einem anderen »Stallgeruch« zu empfehlen oder gar zu verbreiten.

Auch das hat sich heute, nach bald 40 Jahren, positiv verändert. In den Buchhandlungen der »Brüder« wird inzwischen eine große Anzahl Bücher aus verschiedensten Verlagen angeboten, was man im Internet leicht recherchieren kann. Das ist einerseits sehr erfreulich, birgt aber auch tatsächlich die Gefahr in sich, dass viel oberflächliche und in Einzelfällen auch bedenkliche Literatur das Denken und den Lebensstil der Leser beeinflusst.

Bedenkliche Zusammenarbeit

Es war zudem vielen Brüdern bekannt, dass ich seit Jahren gute Beziehungen zu zahlreichen russlanddeutschen Gemeinden pflegte und dort auch Vorträge und Evangelisationen hielt. Im Gegenzug dienten uns auf unseren Studierfreizeiten auch Brüder aus russlanddeutschen Gemeinden und vermehrt auch andere begabte Brüder wie Benedikt Peters, Alois Wagner, Walter Adank und Fred Colvin, die – wie man zu sagen pflegt – *»sich nicht mit uns in praktischer Gemeinschaft befinden«*.

Das war ein weiterer, nicht unwesentlicher Anlass für viele Brüder, mir gegenüber skeptisch zu sein oder auch vor meinem Einfluss zu warnen.

Das konnte man diesen Brüdern auch nicht verübeln, war man doch davon überzeugt, dass nur Brüder aus den eigenen Reihen die unverfälschte biblische Lehre vertraten und verkündigten. Man hatte einfach keinerlei Beziehungen zu Brüdern aus einem anderen Hintergrund, kannte deren Verkündigung oder Veröffentlichungen mit wenigen Ausnahmen nicht oder nahm sie nicht ernst. So verfestigte sich das Vorurteil, dass man in der Zusammenarbeit mit solchen Brüdern oder Gemeinden in der Gefahr stand, ungute Kompromisse einzugehen, die reine Lehre zu verwässern, fremdes Gedankengut zuzulassen und eine oberflächliche und sehr gefürchtete »Allianzhaltung« einzunehmen, also eine zumindest nachvollziehbare und zum Teil ernst zu nehmende Sorge.

Nicht wenige Brüder argumentierten:

»Wenn das wirklich bibeltreue und dem Herrn gehorsame Brüder wären, dann hätten sie doch schon längst den ›Weg der Wahrheit‹ erkannt und Gemeinschaft mit uns gesucht und gefunden, oder ›ihren Platz bei uns eingenommen‹.«

Diese »exklusive« Einstellung entsprach einer aufrichtigen Überzeugung und Erfahrung, die ich ja selbst auch jahrelang vertreten hatte. Sie ist ein typisches Kennzeichen von manchen konservativen Christen, die oft aus Unkenntnis, manchmal aber auch aus Überheblichkeit ein Urteil über andere Geschwister und Gemeinden fällen, die sie nicht wirklich kennen.

Wie oft habe ich folgende Sätze in verschiedenen Versionen gehört: »Was haben andere, das wir nicht haben«, oder die Bemerkungen: »Was andere haben, haben wir auch; aber was wir haben, haben andere vielleicht nicht.« »Gibt es etwas Geistliches, das nicht bei uns gefunden wird?«

Kapitel 6

Watchman Nee, der diese Aussprüche in dem Buch »Philadelphia oder Laodicäa«³⁵ zitiert, hat leider recht, wenn er urteilt, dass eine solche Haltung dem Geist und Zustand der Gemeinde in Laodicäa entspricht, an die das letzte der sieben Sendschreiben gerichtet ist. Die deutlichen Worte des Herrn an Laodicäa lauten:

»Weil du sagst: Ich bin reich und bin reich geworden und bedarf nichts – und du weißt nicht, dass du der Elende und Jämmerliche und arm und blind und nackt bist ...« — Offenbarung 3,17

Allein die Tatsache, dass ich auf diesen Seiten einen Unterschied mache zwischen »Brüdern« und Brüdern, macht deutlich, dass wir die biblische Geschwisterliebe oft nicht wirklich kennen und praktizieren, denn natürlich sind wir diese ausnahmslos jedem wirklich Wiedergeborenen schuldig (vgl. Römer 13,8).

Als mich kurze Zeit nach dem Ausschluss der von mir bereits mehrfach erwähnte und als väterlicher Freund sehr geschätzte Bruder Herbert Herhaus besuchte und wir uns über die traurige Situation austauschten, zitierte er sehr ernst einen Vers aus dem Lobgesang der Maria:

»... er hat die zerstreut, die in der Gesinnung ihres Herzens hochmütig sind.« — Lukas 1,51

Das traf sicher auf die damalige Situation zu, aber ebenso deutlich auf die vergangenen 35 Jahre der »Brüderbewegung« in Deutschland und einigen anderen Ländern, die leider durch viele Trennungen gekennzeichnet ist.

35 Watchman Nee, *Philadelphia und Laodicäa*, Bielefeld: CLV, 1996.

Und damit meine ich nicht nur die »anderen«, sondern auch mich persönlich. Statt dankbar zu sein für das, was Gott unseren Vätern und uns heute durch eigenes Bibelstudium oder begabte Lehrer an »objektiver Lehre« geschenkt hat, kann man dadurch hochmütig, eingebildet und überheblich werden.

Genauso überheblich und eingebildet kann man aber auch werden, wenn man stolz ist auf das, was uns persönlich an »subjektiver Wahrheit« in der Bibel geschenkt oder durch hingeebene Männer Gottes vorgelebt wurde.

Aus heutiger Sicht muss ich sagen, dass ich damals viel zu unvorsichtig vorgegangen bin und manche Brüder bewusst oder unbewusst durch meine unweise Art provoziert und überfordert habe. Ich hätte mir mehr Zeit nehmen sollen, geduldig und liebevoll Vertrauen zu meinen Sichtweisen und Vorhaben zu wecken.

Und viel zu oft habe ich mich innerlich über Brüder hinweggesetzt oder abwertend geurteilt, die bestimmte Lehren und Traditionen sehr zugespitzt übernommen hatten, aber – wie ich meinte – von Nachfolge Jesu und praktischer Hingabe wenig oder keine Ahnung hatten, obwohl ich sie nicht oder nur oberflächlich kannte.

Dazu eine Anekdote, die vielleicht hilft, die damaligen Spannungen und Vorurteile nachzuvollziehen:

Mit einigen jungen Mitarbeitern hatten wir an der jährlichen Brüderkonferenz in Dillenburg teilgenommen. Die Stadthalle war rappelvoll. Das war immer ein schönes, geistliches und oft interessantes Erlebnis – zumal die »Dillener Luft« damals etwas leichter und herzlicher war, manchmal sogar mit einem Hauch von Humor gewürzt.

Wie üblich saßen wir in der Kaffeepause am Nachmittag mit vielen Brüdern an langen Tischen und aßen unseren Streuselkuchen. Dabei kamen wir schnell ins Gespräch mit uns gegenüber-

zenden Brüdern aus dem Lahn-Dill-Kreis, die wir nicht kannten, die aber weniger kontaktscheu waren als wir Sauerländer.

Einer dieser alten Brüder mit dem typischen Dillenburg-Dialekt nahm mich aufs Korn und fragte mich, aus welcher Versammlung ich denn käme, worauf sich ein amüsanter Frage-Antwort-Spiel ergab, bei dem meine jungen Mitbrüder nur mit Mühe ein lautstarkes Gelächter unterdrücken konnten. Also:

»Na, aus welcher Versammlung kommst du denn?«

»Aus Meinerzhagen!«

»Aus Worbscheid?«

»Ja, aus Worbscheid!«

Mein Gegenüber mit ernster Stimme: »Da gibt es doch einen jungen Bruder Bühne. Der macht den Brüdern viel Kummer!«

»Ja, den gibt es tatsächlich!«

»Kennst du ihn?« (Ich versuchte ernst zu bleiben ...)

»Ja, ich kenne ihn – aber nicht gut genug.«

»Und wie denkst du über ihn?« (Jetzt musste ich mich sehr beherrschen und gut überlegen, was ich antworten sollte ...)

»Ach, ich glaube, das ist ein harmloser, einfältiger Kerl, der keiner Fliege etwas zuleide tut.«

»So so – das ist ja sehr eigenartig!«

Am Sonntag darauf war ich zu Gast in einer Nachbarversammlung im Lahn-Dill-Kreis, wo dieser alte Bruder offenbar zu Hause war. Vor dem Abendmahl wurde ich als Wolfgang Bühne vorgestellt, worauf der alte Bruder mich anschließend etwas irritiert fragte: »Du bist also auch ein Wolfgang Bühne. Dann gibt es ja zwei Brüder mit diesem Namen?«

Offensichtlich hatte ich auf ihn einen harmlosen Eindruck gemacht. Der liebe Bruder muss wohl eine völlig andere Vorstellung von meiner Person im Kopf gehabt haben und war nicht wenig erstaunt, als ich mich outete.

Das war kein Einzelfall, denn viele, die nur von Gerüchten her urteilten, stellten sich eine hochgewachsene, bärtige, vorlaute Person in Lederjacke und Cowboystiefeln vor, die schon vom Aussehen her provozierte.

Aber die andere Seite der Medaille muss leider auch genannt werden: Manche, die mich gut kannten – vor allem meine liebe Frau – haben sich nicht von meiner äußeren Harmlosigkeit täuschen lassen. Sie haben meine Schwächen und Sünden deutlich erkannt und gelegentlich auch beim Namen genannt:

»Du verletzt mit deinen provokanten Worten und Bemerkungen viele Geschwister. Du hast Vorurteile, neigst zu Übertreibungen, bist lieblos, machst dich selbst zum Maßstab aller Dinge, bist schlitzohrig und oft unaufrichtig.«

Und damit haben sie nur einige meiner vielen offensichtlichen Fehler erkannt und beim Namen genannt.

Eigentlich fing alles prima an ...

Mit den Geschwistern der Versammlung in Worbscheid hatten wir in den ersten Jahren ein sehr schönes, ungezwungenes Verhältnis. Viele Geschwister halfen uns als Familie oder auch in der Freizeitarbeit.

Auch die jungen Männer, die wir aufgenommen hatten – meist ehemalige Drogensüchtige, Alkoholiker oder Kriminelle – wurden mit viel Liebe angenommen. Einige Schwestern wuschen regelmäßig unsere schmutzige Wäsche oder putzten unsere Wohnung. Andere unterstützten und entlasteten Ulla mit unserer wachsenden Kinderschar, flickten unsere Kleidung oder zupften Unkraut vor unserer Wohnung. Und manche halfen uns auch finanziell, was für uns oft eine gewaltige Ermutigung und Gebetserhörung war.

Es war eine sehr schöne und gesegnete Zeit, die auch unseren Kindern wohlgetan hat. »Onkel Wilhelm«, einer der verantwortlichen Brüder der Gemeinde, war uns ein echter geistlicher Vater, der uns und unser Anliegen auch von seiner Gesinnung her gut verstand. Er war ein Beter, ein leidgeprüfter, bescheidener, demütiger, sehr mitfühlender Bruder. Er hatte ein weites Herz für alle Kinder Gottes und eine tiefe Liebe zu unserem Herrn und zu Gottes Wort. Seine Verkündigung war immer seelsorgerlich ausgerichtet, wobei er öfter einige Tränen aus seinen Augen wischen musste. Er hat uns oft besucht, ich habe ihn oft besucht und fast immer haben wir abschließend auf den Knien miteinander gebetet und er hat mir manchen weisen Rat und auch ernste Ermahnungen gegeben.

Er besaß auch die Größe, wenn er manchmal mir gegenüber von Emotionen überwältigt ein hartes Wort gesprochen hatte, wenige Stunden später dafür um Vergebung zu bitten mit den Worten: *»Ich hatte vorher nicht darüber gebetet und der Herr musste mich korrigieren!«*

Neben meinen Eltern, meinem Schwiegervater und einigen Freunden war er einer von denen, die mir in besonderen Situationen geraten haben, mich einer anderen Gemeinschaft von Christen anzuschließen, bevor ich in Worbscheid zum Zankapfel würde. Das scheint im Gegensatz zu der eben geschilderten »schönen und gesegneten Zeit« zu stehen. Aber ich glaube nach wie vor, dass vor allem der Druck auswärtiger Brüder, in deren Augen ich eine Gefahr für die Versammlungen darstellte, die Ursache der zunehmenden Auseinandersetzungen der folgenden Jahre war.

Als »Onkel Wilhelm« eines Tages von einer internen Konferenz kam, teilte er mir unter Tränen mit, dass ihn einige einflussreiche Brüder zur Seite genommen und ihm mitgeteilt hätten, wenn man mich in Worbscheid nicht ausschließen würde, dann müsse man

sich von der Worbscheider Versammlung trennen. Das war sicher nicht die Meinung aller anwesenden Brüder dieser Zusammenkunft, aber immerhin die Überzeugung von solchen, bei denen »Absonderung« und »Trennung vom Bösen« Priorität hatte.

In seinen letzten Jahren ist »Onkel Wilhelm« von vielen, vor allem auswärtigen Brüdern bedrängt worden, uns von unseren Aktivitäten abzuhalten und in das Horn derjenigen Brüder zu blasen, die unsere Arbeit verbieten wollten. Es wurde einsam um ihn. Doch er hat bis an sein Lebensende seine Hand über uns gehalten und für uns gebetet, auch wenn er manchmal mit meinem Verhalten nicht einverstanden war. Wir haben ihn sehr geliebt!

Als er wenige Monate vor unserem Ausschluss heimging, baten mich seine Kinder, die Beerdigungsansprache zu halten, weil andere Brüder abgesagt hatten. Es war für mich eine große Ehre, aber auch eine große Last, diesen Wunsch zu erfüllen. Ich habe diesen Dienst schließlich mit viel Zittern getan, denn unter den vielen Trauergästen, die teilweise von weit her gekommen waren, saßen einige, deren Urteil über meine Person längst feststand. Manchen konnte man ansehen, dass sie innerlich empört waren, dass ausgerechnet die Person, deren Ausschluss schon lange beschlossen war, die Traueransprache hielt und sie ihm zuhören mussten.

In den letzten zwei oder drei Jahren vor unserem Ausschluss hatten wir manches versucht, um eine Trennung zu verhindern:

Um dem Frieden zu dienen, hatte ich einige Jahre »fest&treu« nicht mehr herausgegeben und mich bereit erklärt, mit den Freizeiten zu pausieren, keine Einladungen von auswärtigen Gemeinden anzunehmen usw. Das wurde auch von den führenden Brüdern in Worbscheid zunächst dankbar anerkannt. Man deutete sogar vorsichtig an, dass man mich bald zum »vollzeitlichen Dienst« empfehlen könnte. Als sich aber nach einiger Zeit die Situation nicht verbessert hatte und ich feststellte, dass ich leider einige Aufgaben

nur aus pragmatischen Gründen eingestellt hatte, ohne wirklich ernsthaft nach dem Willen des Herrn zu fragen, habe ich meine Zusagen diesbezüglich zurückgenommen und erklärt, dass ich meine evangelistischen Aufgaben nicht länger zurückstellen könne, wohl aber weiterhin auf Vorträge in den Versammlungen verzichten werde.

Dieser Rückzieher wurde aber als Wortbruch gewertet, der den ersehnten Frieden und das wachsende Vertrauen ernsthaft gefährden und Zwietracht und Streit streuen würde. Danach ging es dann recht schnell: Innerhalb weniger Wochen, in denen es noch manche Versöhnungsversuche, eine Menge Gespräche und Briefwechsel auch von vielen auswärtigen Geschwistern gegeben hatte, sahen es die verantwortlichen Brüder als schriftgemäß und dringend notwendig an, mich der Gemeinde zum Ausschluss vorzuschlagen.

Als biblische Begründung wurde Römer 16,17 zitiert: dass jene zu meiden seien, die »*Zwiespalt und Ärgernis anrichten*«. Außerdem wurde mein Vergehen mit 1. Samuel 15,23 gebrandmarkt:

»Denn wie Sünde der Wahrsagerei ist Widerspenstigkeit,
und der Eigenwille wie Abgötterei und Götzendienst.«

— 1. Samuel 15,23

Nach dieser Ankündigung gab es zahlreiche Einsprüche. 28 Geschwister (etwa ein Drittel der Gemeindeglieder) waren damit nicht einverstanden und haben das durch Briefe, Gespräche usw. in der angekündigten Frist von 14 Tagen zum Ausdruck gebracht.

Weil biblisch begründete Einsprüche einen schriftgemäßen Ausschluss verhindern, gingen Ulla und ich mit den Geschwistern, die sich gegen den Ausschluss ausgesprochen hatten, davon aus, dass unter diesen Umständen der Ausschluss nicht erfolgen konnte.

Daher waren wir völlig überrascht, dass am Sonntag nach dem Abendmahl, bei dem wir alle anwesend waren, der Ausschluss trotz der vielen Einsprüche ausgesprochen wurde.

Wie man sich denken kann, entstand eine große Aufregung und es wurde fast tumultartig. Einige der Brüder, die Einspruch erhoben hatten, protestierten laut und argumentierten, dies sei kein Ausschluss der Gemeinde, sondern einer Anzahl bestimmter Brüder, den man also nicht anerkennen könne. Die entstandene Empörung wurde abrupt abgebrochen mit den Worten: »*Wir wollen beten!*« – worauf mehrere Brüder in den »Gebeten« ihre jeweilige Zustimmung oder Ablehnung deutlich machten.

Für die Leser, die nicht in der Tradition der Brüderversammlungen aufgewachsen sind, muss man an dieser Stelle erklären, dass man hier die biblischen Anweisungen sehr ernst nimmt und derjenige, der exkommuniziert wird, von jeder Art der Gemeinschaft ausgeschlossen ist: kein Abendmahl, nicht mal einen Gruß, keinerlei Kontakt. Diese Art von Gemeindezucht soll dazu dienen, dass der Betroffene seine Schuld erkennt, eingesteht und wieder zurechtgebracht wird.

In meinem Fall war es allerdings so, dass durch die fehlende Einmütigkeit diese an sich biblischen Verhaltensweisen von etlichen empörten und fassungslosen Geschwistern nicht eingehalten wurden, sodass mich viele demonstrativ grüßten oder umarmten – was natürlich auch nicht zur Entspannung der Situation beitrug, sondern die Atmosphäre zusätzlich anheizte.

Weil wir ziemlich überzeugt waren, dass es sich hier um Missverständnisse gehandelt hat, die zu klären wären, sind wir als Familie auch am Nachmittag zur Wortverkündigung gekommen. Auch am Mittwoch war ich – wie gewohnt – in der Gebetsstunde, wobei mir dort allerdings deutlich gesagt wurde, ich möge bitte weder beim Abendmahl erscheinen, auch nicht in der Gebetsstunde, sondern

nur am Sonntag zur Predigt. Dabei sollte ich möglichst in der letzten Reihe sitzen und natürlich niemanden begrüßen und nach der Predigt sofort den Saal verlassen.

Die teilweise sehr traurigen Ereignisse, die in den nächsten Tagen und Wochen folgten, möchte ich hier nicht weiter beschreiben. Jedenfalls wurden mehrere Geschwister, die bewusst weiterhin Kontakt zu uns pflegten, weil sie den Ausschluss für unbiblich hielten, ebenfalls in den folgenden Wochen ausgeschlossen – darunter auch meine Frau Ulla und einige jahrelange Mitarbeiter (Brüder wie Schwestern) von uns. Schließlich gab es eine Kette von Folgeausschlüssen in auswärtigen Versammlungen, zu denen solche Geschwister gehörten, die unseren Ausschluss ebenfalls als unbiblich ablehnten. Darunter war auch unser langjähriger Freund und Bruder Gerrit Alberts und seine Frau Gabi, die aus ähnlichen Gründen in ihrer Heimatversammlung ausgeschlossen wurden.

Allerdings wurden einige dieser Ausschlüsse, darunter die von Ulla, Gerrit und Gabi, nach wenigen Wochen wieder zurückgenommen, andere aber leider erst nach mehreren Jahren.

Ausschlüsse galten nicht nur für die örtliche Gemeinde, sondern weltweit für alle Gemeinden, die biblische Zucht praktizieren.

Es war für uns eine bisher unbekannte Lektion, die wir nun zu lernen hatten. Zahlreiche gute Freunde hielten den Ausschluss zwar für unbiblich, erkannten ihn aber pro forma an und mieden den Kontakt zu uns.

Zwei gute Freunde – ein Vater mit seinem Sohn, die beide erst vor kurzer Zeit auf einer unserer evangelistischen Wochenendfreizeiten zum Glauben gekommen waren und nun zum Zeitpunkt des Ausschlusses für einige Tage bei uns zu Gast waren – packten aufgeregt ihre Sachen und verließen uns wortlos, ohne sich zu verabschieden.

Es dauerte nicht sehr lange, bis sie sich für ihr spontanes Verhalten entschuldigten, aber solche Erfahrungen taten weh, aber dienten auch zu unserer Erziehung.

Andreas Steinmeister war einer der wenigen bekannten Brüder im Land, der sich auch öffentlich und deutlich weigerte, diesen Ausschluss anzuerkennen. Er tat das auf eine aufrichtige, tief erschütterte, glaubwürdige und nicht provozierende Weise, ohne ein Parteigänger zu sein. Er hat jahrelang unter dieser Situation gelitten, weil es ihm nicht um die Verteidigung einer Person ging, sondern seiner Überzeugung nach um die Aushebelung wichtiger biblischer Prinzipien. Sein Buch »... ihr alle aber seid Brüder – Eine geschichtliche Darstellung der ›Brüderbewegung‹«³⁶, das 2004 im Daniel-Verlag aufgelegt wurde, beschreibt ab Seite 211 ausführlich die Problematik der damaligen Situation.

In den folgenden Jahren gab es dann viele persönliche Aussprachen in kleinen Gesprächskreisen mit den verantwortlichen Brüdern in Wobbscheid, um irgendwie einen Weg zur Einigung und Versöhnung zu finden. Aber es dauerte doch 13 Jahre, bis die Gemeinde Wobbscheid den Ausschluss am 8. 11. 1998 aufhob, nachdem auf beiden Seiten Versagen und Fehler einander und auch dem Herrn bekannt worden waren. Seitdem haben sich die Beziehungen am Ort und auch darüber hinaus positiv verändert. Vertrauen ist gewachsen, manche Wunden sind geheilt, teilweise (besonders in Bezug auf Literatur) ist auch wieder eine gute Zusammenarbeit entstanden, auch wenn es in der Frage der Abendmahlsgemeinschaft leider keine einheitliche Überzeugung und Praxis mehr gibt,

36 Andreas Steinmeister, ... *ihr alle aber seid Brüder – Eine geschichtliche Darstellung der »Brüderbewegung«*, Lychen: Daniel-Verlag, 2004.

Wer sich ausführlich über diese bedauerliche und demütigende Geschichte und ihre Auswirkungen informieren möchte, findet hier eine gründliche, sachliche und unpolemische Darstellung der geschichtlichen Ereignisse und ihrer Hintergründe.

was aber an der gegenseitigen Bruderliebe und Wertschätzung nichts geändert hat.

Gott sei Dank sind fast alle Ausschlüsse aus der damaligen Zeit inzwischen aufgehoben worden – mit Ausnahme jener Schwester, die uns allen mit ihrer jüngeren leiblichen Schwester über Jahrzehnte ein geistliches Vorbild, eine enorme praktische, selbstlose Hilfe und ein großer Segen war und ist.

Als Familie haben wir nach dem geschilderten Ausschlussdrama im Herbst 1985 zunächst noch einige Monate lang die Gemeinde besucht in der Erwartung, dass die Dinge bald wieder in Ordnung kommen. Wunschgemäß erschien ich weder zum Abendmahl noch zur Gebetsstunde, während Ulla, unsere Kinder und Gäste weiterhin alle Versammlungsstunden besuchen konnten. Als Ausgeschlossener bemühte ich mich, verhängliche Situationen zu umgehen, verschwand möglichst unauffällig nach der Predigt, um keinen Anstoß zu geben, während meine Familie wie bisher keine Kontaktschwierigkeiten hatte. Für mich war das eine demütigende, schmerzliche Lektion aus Gottes väterlichem Erziehungsprogramm, die ich lernen musste, ohne bitter zu werden.

Um mich genau davor zu bewahren, hatte ich begonnen, täglich für die Brüder um Segen zu beten, die meinen Ausschluss für richtig und nötig hielten und ihn durchgesetzt hatten. Geschwistern gegenüber, für die man anhaltend um Segen betet, kann man auf Dauer nicht nachtragend oder bitter sein. Das ist jedenfalls meine Erfahrung auch in späteren Situationen gewesen und so bin ich dem Herrn sehr dankbar, dass er mich vor dieser Sünde bewahrt hat, wobei man diese Lektion nicht ein für alle Mal lernt, sondern immer wieder neu trainieren muss.

Mich schmerzt es jedes Mal, wenn ich meist ältere Geschwister treffe, die voller Bitterkeit auf vermeintliches Unrecht reagieren und damit durch diese »Wurzel der Bitterkeit« (Hebräer 12,15)

sich selbst schaden und oft auch ihre direkte Umgebung vergiften. Unser Herr ist da in seiner Demut unser größtes Vorbild, auch viele Männer und Frauen der Bibel und aus der Kirchengeschichte sind dafür ein ermutigendes Beispiel.

Aber geistliches Leben und Wachstum kann auf dem Boden einer zerstrittenen Gemeinde nicht gedeihen. Und so reifte bald der Entschluss, uns nach Monaten von Hoffen und Bangen von den Geschwistern zu verabschieden und uns zunächst in einem kleinen Hauskreis zu treffen.

Neuorientierung

Bereits im Juni 1984 wurde uns in etwa 500 Metern Entfernung ein Nachbarhaus angeboten, ein ehemaliges kleines Bauernhaus. Die einzige Bewohnerin, Frau Meier, wollte zu ihrem Sohn ziehen und fragte uns, ob wir nicht das Haus kaufen wollten. Da es in unserem Freizeithaus inzwischen eng wurde, weil neben Zivis und Küchenschwestern immer auch gefährdete junge oder auch ältere Menschen eine Zeit lang wohnten, dachten wir schon lange daran, ob dieses Haus nicht eine gute Möglichkeit für eine Wohngemeinschaft bieten könnte, um das Freizeithaus zu entlasten und auch eine bessere Betreuung bieten zu können.

Ulla und ich wollten keine Schulden machen. Wir vertrauten darauf, dass der Herr seine Zustimmung zu dem Kauf dadurch deutlich macht, dass der Kaufpreis irgendwie ohne Spendenaufrufe usw. zusammenkommt. Frau Meier wollte 270 000 DM für das Haus haben und wir hatten 220 000 DM geboten und ihr gesagt, dass wir dafür beten, dass dieser Betrag für den Kauf am Stichtag zur Verfügung steht. Sollte sie aber von anderer Seite mehr Geld für das Haus bekommen, würden wir sofort darauf verzichten.

Frau Meier, eine überzeugte Katholikin, erbat sich etwas Zeit für die Entscheidung und erklärte uns einige Tage später:

Kapitel 6

»Ich habe auch dafür gebetet und glaube, dass ich Ihnen das Haus für 220 000 DM verkaufen soll.«

Tatsächlich kam das Geld pünktlich zusammen. Wir hatten einem kleinen Kreis von Betern und Freunden unser Anliegen vorgestellt und so trafen viele kleine und große Spenden oder unbefristete zinslose Darlehen ein, wodurch wir auch in dieser Sache die Führung und Hilfe unseres Herrn erfahren durften.

Einwurf

Hans-Joachim Stecher

— Vom Prediger zum
Bordellgänger



Es war im Jahr 1985, als ich moralisch abstürzte. Innerhalb eines Jahres wurde aus mir, einem jungen Mann mit hohen Moralvorstellungen und Prediger und Absolventen einer theologischen Hochschule (FTA in Gießen), ein Bewohner von Obdachlosenheimen und ein Bordellgänger. Nach einem Aufenthalt in der Klinik »Hohe Mark« kam ich nach 1989 als Wrack nach Schoppen. Die damals siebenjährige Tabitha hatte zu meinem Empfang auf eine Tafel geschrieben: »SOS Schoppen rettet verlorene Seelen!«

Meine Vorstellung von Gott war falsch, so wie auch meine Vorstellung von einem Leben als Christ.

Hier in Schoppen lernte ich normale, unverkrampfte Christen kennen. Doch das Leben dort fiel mir schwer und so verschwand ich bald wieder, lebte in der Gosse – kehrte aber nach Monaten wieder zurück.

Ein Zwischenhoch

Das Zusammenleben, gemeinsames Essen und Arbeiten machte etwas mit mir. Fußball spielen, ab und zu ein Video ansehen (ich erinnere mich an den Walt-Disney-Film »Robin Hood«), unverkrampft irgendwo essen gehen – das alles hatte ich jahrelang für Sünde gehalten. Hier lernte ich, dass Christsein etwas Schönes und Lohnendes ist. Ich fühlte mich getragen und akzeptiert, trotz all meiner Macken.

Alles, was in der Vergangenheit kaputtgegangen war, schien wieder neu aufgebaut zu werden: Ich nahm wieder Kontakt zu meiner Familie auf, bekam eine Anstellung in der Christlichen Buchhandlung und lernte in Schoppen auch meine Frau kennen und wir heirateten.

Ich vergesse nicht die schöne Erfahrung, dass ich in dieser Zeit das Auto, das mir ein Glaubensbruder geliehen hatte, gegen einen

Baum fuhr. Anstatt mich zur Rechenschaft zu ziehen, schenkte er mir das Fahrzeug. Ein anderer Bruder reparierte es und so wurde ich unverhofft Besitzer eines Autos.

Die Kinder von Ulla und Wolfgang wurden mir zu Freunden, wobei mir ihr Vater die wichtigste Person in Schoppen war. Nicht durch die Worte, die er mit mir redete, sondern durch die Art, wie er mit mir umging. Ich konnte ihn nicht über den Tisch ziehen, aber wusste immer, dass er an meiner Seite stand und mich nicht aufgeben würde. Er machte für mich den folgenden Bibelvers greifbar:

»Der Freund liebt zu aller Zeit, und als Bruder für die Bedrängnis wird er geboren.« — Sprüche 17,17

Hier wurde mir eine Eigenschaft deutlich, die vollkommen nur unser Herr Jesus vorgelebt hat und wozu er Mensch wurde.

Ein hoffnungsloser Fall?

In Schoppen bot mir Gott damals an, alles Zerstörte wieder aufzubauen. Ich wollte es ergreifen, aber ich konnte es nicht! In mir war nur noch der Wunsch, der wahnsinnige, völlig irrationale Wille, genau das abzulehnen und alles wieder kaputtzumachen!

Genau das tat ich dann auch. Das hätte eigentlich nach menschlichem Ermessen mein Ende sein müssen. Aber Gott hat mich nicht aufgegeben. Ich hatte in Schoppen sehr deutlich erfahren und gelernt, dass die Sünde, der totale Wahnsinn in mir wohnt und ich nie allein damit fertigwerden kann. Ich glaubte, hoffnungslos okkult belastet und besessen zu sein, und rechnete damit, dass Gott mich richten und bald töten wird.

1996 haute ich endgültig ab und ließ alles hinter mir – auch meine Frau, die mit unserem zweiten Sohn schwanger war.

Es dauerte noch 20 Jahre, bis ich die unfassbare Gnade Gottes annehmen konnte, die ihn seinen geliebten Sohn Jesus gekostet hat, für uns aber völlig umsonst zur Verfügung steht. Mit Verwunderung hatte ich realisiert, dass ich noch immer lebte. Ich begriff mit meinem Herzen, dass Gott mich nicht gerichtet hat, weil der Herr Jesus sich vor mich gestellt und meine verdiente Strafe am Kreuz gesühnt hat.

Der Glaube an Gottes Gnade hat mein Leben verändert.

»Denn die Berge mögen weichen und die Hügel wanken, aber meine Güte wird nicht von dir weichen und mein Friedensbund nicht wanken, spricht der HERR, dein Erbarmer.«
— Jesaja 54,10

Heute bin ich ein glücklicher Mensch und wünsche, den Rest meines Lebens zur Ehre unseres wunderbaren Gottes und zum Segen unserer Mitmenschen zu leben mit der Botschaft: *Es gibt Hoffnung für hoffnungslose Fälle – und diese Hoffnung ist Jesus Christus!*

Es begann mit einem Hauskreis

Kornelius Schulz aus Paderborn, unser ehemaliger Zivi, der damals schon bei uns wohnte und uns ein guter Freund war, hatte inzwischen vor zu heiraten. Er und seine Verlobte Anna waren auch bereit, die Renovierung von »Haus Ingemert« zu übernehmen und nach ihrer Hochzeit als Hauseltern einer Wohngemeinschaft in dieses Haus zu ziehen. Da Kornelius sehr praktisch begabt war und aus einer Großfamilie kam, in der alle irgendwie etwas mit Hausbau zu tun hatten, wussten wir das Haus in guten Händen.

Und so kamen wir einige Wochen nach unserem Abschied aus Worbseid als kleiner Hauskreis in der Küche von Kornelius und Anna zusammen: unsere Familie mit Zivis und Bewohnern, zu denen nun auch Ernst, ein älterer, ziemlich geschädigter, aber origineller Alkoholiker gehörte, den Gerrit uns herbeigeschleppt hatte, und auch Karin, eine bereits ältere Lehrerin aus Paderborn, die Depressionen hatte. Dazu kamen noch Margarete und Ilse, die uns schon viele Jahre in ihrer freien Zeit eine wertvolle Hilfe waren.



Anna und Kornelius Schulz mit ihren Kindern



Zuerst waren wir etwa 20 Leute, kamen zunächst auch nicht als Gemeinde zum Abendmahl zusammen, dachten aber viel an die Leiden und an das Opfer unseres Herrn, sangen entsprechende Lieder und gaben auch den jüngeren Brüdern Raum, kurze biblische Ansprachen oder auch Predigten zu halten. Das war für das geistliche Wachstum unserer Kinder und auch der jungen Geschwister eine gute Umgebung und Atmosphäre, an die wir uns sehr gerne erinnern.

Im Laufe der Monate und Jahre »mehrte sich das Volk« und manchmal wurden etwas scherzhaft Vergleiche zur Höhle Adullam (vgl. 1. Samuel 22,1-4) gezogen, wo sich auch enttäuschte, verschuldete und verkrachte Existenzen aller Art zusammenfanden und David ihr Oberster wurde. Jedenfalls war es auch unser Wunsch, dass nicht irgendwelche machtsüchtigen Männer, sondern der Sohn Davids, unser Herr Jesus, Mittelpunkt und Meister sein sollte.

Bald wurde der Raum zu eng und wir zogen in eine große Kellerwohnung in Valbert um. Schließlich kamen wir im großen Saal unseres Freizeitheims Schoppen unter, den wir inzwischen anbauen konnten und der für die nächsten Jahre genügend Platz bot.

Gedenket eurer Führer:

William MacDonald

(1917–2007)



Als ich damals als Zivi in Bethel durch Wolfgang Dyck die ersten Bücher von William MacDonald in die Hand bekam und dadurch mein geistliches Leben in vielen Bereichen verändert wurde, hätte ich es nie für möglich gehalten, diesem Autor einmal persönlich begegnen zu können. Wie gerne hätte ich ihm einmal von Herzen für den Segen gedankt, den ich durch seine Bücher erfahren hatte!

Aber inzwischen hatten wir 1983 unseren Verlag CLV gegründet und konnten die ersten, für mich besonders wegweisenden Bücher von ihm zum Thema Nachfolge herausgeben und verbreiten. Auch hatten wir immerhin schon mit Fred Colvin einen seiner Schüler nicht nur kennengelernt, sondern mittlerweile manche gesegneten Freizeiten und Vortragsreihen mit ihm durchgeführt.

Fred Colvin hat es fertiggebracht, in Verbindung mit den Münchener Brüdern William MacDonald im Jahr 1989 zu einer Vortragsreise nach Deutschland einzuladen und mit ihm tatsächlich auch uns in Schoppen zu besuchen.



Alois Wagner verpasst Bill einen Heiligenschein



Alois Wagner übersetzt William MacDonald

Dieser für uns überraschende und mit größter Spannung erwartete Besuch sprach sich in Windeseile herum. Daher war unser Versammlungsraum an den beiden Abenden, an denen er uns besuchte, brechend voll mit vor allem jungen Christen, die bisher MacDonald nur aus Büchern kannten. Wir baten »Bill«, aus seinem Leben zu erzählen, wie Gott ihn geführt hat, und er hatte ein atemlos zuhörendes, sehr dankbares Publikum.³⁷

Tagsüber konnten wir ihn in unserer inzwischen größer gewordenen Familie auch als Mensch kennenlernen und waren sehr überrascht von der Bescheidenheit, Freundlichkeit, Natürlichkeit und Gottesfurcht dieses Mannes. Meist stellt man sich unter einem alten Junggesellen eine etwas schrullige, verschrobene Persönlichkeit vor. Aber genau das Gegenteil war der Fall: Wir lernten einen alten Bruder kennen, der von einer »natürlichen

37 William MacDonald, *Wie der Herr mich führte*, Bielefeld: CLV, 2018.



»... und den geben wir jetzt für die Missionare ...!«

Heiligkeit« geprägt war und in dessen Gegenwart man sich ungezwungen äußern und bewegen konnte. Seine ansteckende Fröhlichkeit, aber auch seine ernsthafte Teilnahme an den Fragen und Sorgen unserer Kinder werden wir nicht vergessen. Ebenfalls nicht seine freundlich-ironische Bemerkung, als er seinen aus der Tasse gezogenen Teebeutel ausdrückte und mit einem Augenzwinkern erklärte: *»...und den geben wir jetzt für die Missionare ...!«*

Zu Gast bei einem betagten Junggesellen ...

Einige Jahre später wurden meine Frau, unser ältester Sohn Michael und ich von ihm eingeladen, ihn im Oktober 1998 eine Woche in San Leandro/USA zu besuchen. In dieser Woche schlief er unkompliziert bei Freunden und überließ uns seine kleine, äußerst bescheiden eingerichtete Wohnung, in der er uns tagsüber bewirtete. Bei Ausflügen, gemeinsamen Besuchen und längeren Gesprächen – umgeben von seinen voll beladenen Bücherschränken – durften wir ihn sehr persönlich kennenlernen. Auch für

Michael, der ihn für Ulla und mich übersetzte, war das eine besonders eindrückliche Zeit.

In seiner Gegenwart und Wohnung konnte man lernen, wie sich »Wahre Jüngerschaft« im Alltagsleben praktisch manifestiert: Selbstlosigkeit, Gastfreundschaft, Herzenswärme und fröhliche Bescheidenheit kennzeichneten diesen Mann, der seinen Herrn über alles liebte und in dessen Gegenwart man unwiderstehlich auf sein Vorbild Jesus ausgerichtet wurde.

Der Tag, »der die Welt veränderte«

Das letzte Mal trafen wir unseren Bruder am 11. September 2001, als er – wenn ich mich recht erinnere – seinen letzten Besuch in Europa machte. Damals saßen wir mit ihm am Nachmittag in Piding in der Wohnstube von Familie Andreas Lindner und unterhielten uns über weitere Literatur, Übersetzungen usw. Plötzlich wurde unser Gespräch durch die im Radio gesendete schockierende Meldung von dem Terroranschlag auf das »World Trade Center« in



William MacDonald mit Ulla und Michael in San Leandro

Manhattan unterbrochen. Nach einer sprachlosen Minute faltete Bill MacDonald seine Hände und sagte bewegt: »Der Herr kommt bald!«

Am selben Abend sprach er vor einer großen Versammlung in Salzburg über »Die Faszination der Psalmen« und fand aktuelle Bezüge zu den weltgeschichtlichen Ereignissen.

Sein Heimgang am 25. Dezember 2007 bedeutete für uns einen schmerzlichen, sehr spürbaren Verlust – aber dennoch gibt es viel Grund zum Danken, dass dieser geschätzte Bruder durch Gottes Gnade das Ziel erreicht hat, ohne auf der Zielgeraden seines Lebens die geistliche Kraft zu verlieren.

Als ich die Nachricht von seinem Heimgang erfuhr, erinnerte ich mich an einige Zeilen aus seinem Andachtsbuch »Licht für den Weg«, wo er unter dem 6. Dezember schrieb:

»Andrew Bonars Vater sagte immer zu seinem Sohn: ›Junge, bete darum, dass wir beide gut bis zum Ende durchhalten!‹ So wollen wir auch beten, dass wir unseren Lauf mit Freude zum Ziel führen können!«³⁸



So ist auch unser geschätzter Bruder nach einem »Marathon-Lauf« von über 90 Jahren reich gesegnet und von Gottes Gnade getragen am Ziel angekommen. Darüber können wir uns freuen und unserem Herrn von Herzen danken.

38 William MacDonald, *Licht für den Weg*, Bielefeld: CLV, 1987.

»... den Ausgang ihres Wandels anschauend, ahmt ihren Glauben nach.« — Hebräer 13,7

Vielleicht ist es für manche Leser hilfreich zu lesen, was William MacDonald selbst in einem Zeugnis über sein Leben dankbar ausgedrückt hat:

»Mein Herr hat alles für mich gut gemacht!«

Ich kann Gott nie genug für Sein fürsorgliches Handeln in meinem Leben danken. Ich danke Ihm für die Gabe der Gesundheit. Mehr als einmal rettete Er mich in meiner Kindheit vor dem Tod. Einmal ging es mir so schlecht, dass sich selbst meine Mutter vom Bett abwandte, um den Toteskampf nicht mit ansehen zu müssen.

Dann danke ich Ihm für das Geschenk, sehen zu können. Wenn es nur nach dem Urteil der Ärzte ginge, müsste ich blind sein. Aber Gott tat in Seiner großen Güte das Unmögliche und machte mich fähig, mehr Bücher zu lesen, als es der Durchschnitt aller gut sehenden Menschen wahrscheinlich tat.

Am meisten aber danke ich Ihm für das Geschenk des ewigen Lebens. Gott sandte Seinen geliebten Sohn als meinen Stellvertreter ans Kreuz und gab mir durch den Glauben an Ihn die Vergebung all meiner Schuld. Das werde ich nie verstehen können.

Ich preise Gott für Seine bewahrende Kraft, die mich auf dem Weg der Nachfolge gehalten hat. Seine Güte allein hat mich getragen bei all meiner Schwachheit und in all den Versuchungen von innen und außen.

Ich werde immer sehr dankbar sein, dass ich einem solch großen Herrn dienen darf. In Ihm habe ich nicht jemanden gefunden, der nimmt, was er nicht hingelegt hat, und erntet, wo er nicht gesät hat (Lukas 19,21). Vielmehr fand ich in Ihm einen Meister, der mitfühlend, geduldig, vergebend und großzügig ist. Wie der hebräische Sklave möchte ich sagen: *»Ich liebe meinen Herrn ..., ich will nicht frei ausgehen«* (2. Mose 21,5).

Ich denke an die wunderbaren Gebetserhörungen. Es ist so erstaunlich, dass der große Gott meine Gebete hört und sie auf so herrliche Weise beantwortet. Und das auf eine Art und Weise, die jeden Zufall oder alle Wahrscheinlichkeit ausschließt.

Auch kann ich all die Schätze nicht vergessen, die ich in der Heiligen Schrift gefunden habe. Kein Goldsucher in der Zeit des großen Goldfiebers kann sich mehr über seine gefundenen Gold-Nuggets gefreut haben als ich über neu entdeckte biblische Wahrheiten.

Dann denke ich auch an die nicht enden wollende Güte des Herrn, wie Er mein Leben reich gemacht hat durch die Gemeinschaft und Freundschaft Seiner Familie. *»Der aus dem Staub emporhebt den Geringen, aus dem Kot erhöht den Armen, um ihn sitzen zu lassen bei den Edlen, bei den Edlen Seines Volkes«* (Psalm 113,7-8). Ich darf mit einem alten Heiligen sagen: *»Ich verkehrte mit den Edlen der Erde.«* Welch ein Segen waren die Menschen Gottes für mich!

Heißt das, dass es in meinem Leben kein Leid gab? Natürlich nicht. Auch daran hatte ich meinen Anteil. Aber nichts kam durch Zufall oder schicksalhaft. Alles war zweckdienlich, erziehend und disziplinierend.

Krankheit und Unvermögen stellten sich ebenfalls ein: Wie Paulus betete auch ich dreimal um die Entfernung eines Stachels aus meinem Fleisch; aber der Dorn wurde nicht entfernt. Andere Male betete ich um die Wiederherstellung von Dingen, von denen ich annahm, dass ein Leben ohne sie unmöglich wäre: Aber sie wurden nicht wiederhergestellt. Es wäre aber Sünde, wenn ich mich beschweren wollte.

Immer wieder kam ich zu der Feststellung, dass Seine Gnade genügt und dass Seine Wege die besten sind. Wenn ich mir die Bestandteile meines Lebens selbst aussuchen könnte, so möchte ich sie nicht anders haben, als Er sie für mich geplant hat.

Kritik und Verleugnung wurden mir nicht erspart. Vieles davon war richtig, der Rest gereichte zu Seiner Ehre, zu meinem Besten und hoffentlich zum Segen für andere. Selbst Verrat verhalf mir dazu, Gemeinschaft mit Seinen Leiden zu erhalten, was sonst wahrscheinlich nie möglich gewesen wäre.

Das Plus-Konto überwog das Minus-Konto bei Weitem. Oft denke ich an das Vorrecht, für den Herrn Nordamerika, Europa und Asien bereist zu haben. Wo immer ich auch hinkam, ich traf Kinder Gottes. Das waren Menschen, die ich nie zuvor gekannt hatte; dennoch waren unsere Herzen sogleich in Liebe verbunden. Sie nahmen mich auf wie einen Engel des Herrn, und diese Gemeinschaft der Liebe wird niemals enden. Obwohl ich kein eigenes Zuhause und keine Familie hatte, durfte ich die Realität Seiner Verheißung erfahren, indem ich hundertmal mehr empfangen habe: Häuser, Brüder, Schwestern, Mütter, Kinder und Land (Markus 10,30).

Alles, was ich feststellen kann, ist dies: Es war ein wunderbares Leben. Es gibt keine Aschenbrödel-Geschichte wie die meine! Ich war mir der Fürsorge des Herrn bewusst, Seiner Bewahrung und Leitung bei jedem Schritt, den ich tat. Ich sah Ihn in den sonderbarsten Lebensumständen wirken. Gott hat alles zum Guten mitwirken lassen.

So ist nun auch mein Zeugnis, dass alle Seine Wege lieblich sind und alle Seine Pfade voller Frieden (vgl. Sprüche 3,17). Oft kommt die Frage vor mir auf: »Was möchte ich im Leben noch haben, was ich noch nicht besitze?« Die Antwort ist immer die gleiche: »Nichts!« Mein Herr hat alles für mich gut gemacht. Was bleibt, ist der Schmerz in meinem Herzen über all die Menschen um mich her, die immer noch leere, vergeudete Leben leben. Ich bin traurig, dass für den größten Teil der Menschheit die Summe aller Furcht und Hoffnung nichts ist als Träume – leere Träume.

Zitiert mit freundlicher Genehmigung aus: Haschen nach Wind – eine Betrachtung über das Buch Prediger (Dillenburg: Christliche Verlagsgesellschaft, 1986).

»Der Dienst der Jünger Christi
hängt von ihrem Charakter ab.

Ihre geistige und moralische Aufrichtigkeit ist alles,
worauf sie zurückgreifen können.

Was sie sind, ist weitaus wichtiger als das,
was sie jemals tun oder sagen können.

Das, was zählt, ist die Entwicklung
eines starken christlichen Charakters.«

William MacDonald
(Aus: *Seiner Spur folgen*, S. 41)

Der charismatische Aufbruch – »Dritte Welle«

Während wir neben der Freizeitarbeit viel mit Konferenzen, Evangelisationen und Literaturarbeit beschäftigt waren, begann eine neue Phase der charismatischen Bewegung, besonders in Verbindung mit den Gemeindegrowthbewegungen wie »Willow Creek« (Bill Hybels) und der »Power-Evangelisation« (John Wimber).

Nach den zunächst ernüchternden Erfahrungen mit Volkhard Spitzers »Berlin 81« begann jetzt ein Jahrzehnt mit großen Kongressen und Konferenzen; den Anfang bildete der »Nürnberger Kongress für Erweckung und Gemeindeaufbau« vom 7. bis 10. November 1991 auf dem modernen Nürnberger Messegelände.

Vor allem sollte bei diesem Kongress ein Brückenschlag zwischen den evangelikalen und charismatisch-pfingstlerischen Gruppen und Kirchen vollzogen werden, aber auch die Landeskirchen sollten gestärkt werden. Der bekannte evangelische Pfarrer, Evangelist und Autor Klaus Eickhoff war als 1. Vorsitzender der »AGGA« (»Arbeitsgemeinschaft für Gemeindeaufbau«) einer der Initiatoren. Als Hauptredner hatte man C. P. Wagner aus den USA eingeladen, der sowohl als führender Kopf der weltweiten Gemeindegrowthbewegung als auch als einer der Väter der »Dritten Welle« galt. Er selbst verstand sich als »Brückenbauer« zwischen Evangelikalen, Pfingstlern, Charismatikern und auch dem liberalen Flügel der Evangelikalen.

Knapp 5000 Teilnehmer waren angemeldet, und man hatte mich zu meiner großen Verwunderung tatsächlich auch eingeladen, um kostenlos und mit einem Presseausweis versehen diese Konferenz zu besuchen. Und so durfte ich in einer der ersten Reihen sitzen und alles aus nächster Nähe beobachten.

Mit einigen der Organisatoren war ich schon seit »Berlin 81« bekannt und hatte manch heftige Gespräche mit ihnen geführt, aber bei aller Deutlichkeit und Abgrenzung immer versucht, freund-

lich und sachlich zu argumentieren. So hatte ich also Zugang zur Pressekonferenz und später auch die Möglichkeit, mit Klaus Eickhoff und auch mit C. Peter Wagner ein offenes persönliches Gespräch zu führen.

Neben den Plenumsveranstaltungen gab es 12 kleinere Veranstaltungen zu allen möglichen Themen, wobei die Konferenzen »Prophetischer Dienst« und »Geistliche Kampfführung« die weit- aus größten Teilnehmerzahlen verbuchten.

Verbunden mit diesem Kongress war der »Jesus-Marsch« am geschichtsträchtigen 9. November, bei dem unter der Leitung von Walter Heidenreich etwa 8500 Personen mit Transparenten, Plakaten, Proklamationen und Sprechchören durch Nürnberg zogen. Sie marschierten, um – aus ihrer Sicht – die »territorialen Dämonen und Mächte« zu binden und mit dieser Art »geistlicher Kriegsführung« die Stadt von den Flüchen und Folgen der Vergangenheit zu befreien und den Sieg Christi zu proklamieren.

Den Höhepunkt sollte aber der »Versöhnungsabend« bilden, der mit viel Mühe und Fantasie vorbereitet worden war. Die Halle war bis auf den letzten Platz gefüllt und es herrschte eine freudige, erwartungsfrohe Atmosphäre. Jeder Besucher hatte beim Eingang ein kleines Fähnchen in die Hand gedrückt bekommen und ich setzte mich an diesem Abend auf die Empore, um alles gut beobachten zu können.

Zuerst wurden die originellsten Fahnen und Transparente des Jesus-Marsches vorgestellt und mit Preisen der Verlage Brockhaus und Abakus prämiert. Dann folgte ein Vortrag von C. P. Wagner, in welchem er betonte, dass durch den Jesus-Marsch am Vormittag die dämonischen Kräfte gebrochen worden seien. Dann aber folgte ein bemerkenswerter Satz von ihm: *»Die geistliche Schlacht wird entschieden, wenn der Graben zwischen Evangelikalern und Charismatikern verschwindet!«*

Nun wurde nach diesem Vortrag von einer Anbetungsstanzgruppe der Bibelschule Bad Gandersheim unter Lichteffekten, Fahنشwingen, Gesang und Jubel der unsichtbare »Jesus« von tanzenden jungen Damen symbolisch gekrönt. Eine unglaubliche Hochstimmung erfüllte die Festhalle und ich wusste nun, wozu man mir ein Fähnchen in die Hand gedrückt hatte ...

Der Abend gipfelte dann mit der Geste, dass Klaus Eickhoff im Namen vieler Evangelikaler die Charismatiker und Pfingstler stellvertretend um Vergebung für alle Verurteilungen und Verunglimpfungen in der Vergangenheit bat. Pfarrer Friedrich Aschoff von der GGE (Geistliche Gemeinde-Erneuerung in der Evangelischen Kirche) sprach ihm dann im Namen der Charismatiker die Vergebung zu und bat nun seinerseits im Namen der Charismatiker und Pfingstler die Evangelikalen um Vergebung für alle Verurteilungen und negativen Beurteilungen der Vergangenheit. Danach wurde erklärt, dass an diesem Abend der Teufel eine Schlacht um Deutschland verloren habe. Paul Toaspern erteilte hierauf »als verordneter Diener Jesu« allen die Absolution und nach einer kurzen Botschaft von Klaus Vollmer wurde dazu aufgefordert, in der folgenden Pause zur Seelsorge nach vorne zu kommen, falls noch persönliche Sünden zu bekennen seien.

Während nun Teilnehmer aus allen Richtungen nach vorne strömten, um Seelsorge zu erfahren, hatte ich auf den oberen Rängen eine Begegnung, die für mich sehr eindrücklich war und die vielleicht auch dem Leser etwas hilft, bei aller Kritik an den Inhalten und Praktiken der Konferenz ein gewisses Verständnis für viele Teilnehmer zu haben.

Während die symbolträchtige Aussöhnung unter Jubel, Gesang und Fahنشwenken sehr emotional gefeiert und »Jesus« von der Anbetungsstanzgruppe »gekrönt« wurde, standen alle Teilnehmer auf, um diesen für sie so feierlichen Moment entsprechend zu würdigen.

Natürlich hatte ich mich bei dieser Zeremonie demonstrativ ungeküßt und kühl verhalten und auch keine Fahne geschwenkt, um deutlich zu machen, dass ich dem Sog der Masse nicht folgen wollte. Doch während des allgemeinen Jubels hatte ich beobachtet, dass ein Mann mittleren Alters mich aus einiger Entfernung aufmerksam beobachtete. Ich ahnte schon, was kommen würde: In der Seelsorgepause kam er langsam auf mich zu, setzte sich neben mich, legte seine Hand vorsichtig auf meinen Arm und fragte voller Inbrunst:

»Bruder, ist das nicht ein wunderbarer Abend? So etwas Gewaltiges habe ich mein Leben lang noch nicht erlebt! Diese unglaubliche Atmosphäre! War das nicht herrlich?«

Betont nüchtern antwortete ich: *»Ich fand das nicht so toll ...!«*

»Wie, du bist nicht gesegnet worden von diesen Wellen des Heiligen Geistes?«

»Nein«, antwortete ich, »ich empfand das als ein Affentheater!«

Entsetzt rief er aus: *»Bruder, bist du überhaupt wirklich bekehrt?«*

Darauf bemühte ich mich so glaubwürdig wie möglich, ihm meinen Glauben an den Herrn Jesus zu bekennen und dass ich daher ein gerechtfertigter Sünder sei.

Darauf sackte er zusammen und verstand die Welt nicht mehr. Nach einer kurzen, sprachlosen Pause teilte er mir plötzlich seine Vision mit: *»Bruder, während du vorhin da so unbeteiligt gestanden und gegessen hast, hat mir der Herr ein Bild gegeben!«*

Meine Antwort: *»Bruder, sag an!«*

»Bruder, der Herr zeigte mir einen reißenden Fluss und mitten in diesem Fluss befand sich ein großer Stein, der nicht bewegt wurde und auch nicht mitgerissen wurde!«

Nun unterbrach ich ihn: *»Bruder, dieses Bild ist sicher vom Herrn! Der Fluss ist dieser Abend. Der Stein – das bin ich. Und ich möchte auch nicht von dieser Atmosphäre hier verschoben oder mitgerissen werden!«*

Nun war dieser liebe Bruder völlig am Ende. Er versuchte mir

verständlich zu machen, warum er so begeistert von dieser Konferenz sei, zumal er aus einer Kirche und Gegend stammte, wo es kaum ernsthafte, bekennende Christen gab. Er hätte mich immer ansehen müssen, weil er gemerkt hätte, dass mir irgendetwas fehlt ...

Wir hatten dann ein sehr gutes, ehrliches Gespräch und ich stellte fest, dass dieser nette, aufrichtige Bruder wirklich den Herrn liebt, sich nach geistlicher Gemeinschaft sehnt und ein brennendes Verlangen hat, den Herrn zu lieben und ihn zu ehren. Unsere längere seelsorgerliche Unterhaltung verlief nun inhaltlich sicherlich ganz anders als von der Konferenzleitung beabsichtigt. Aber wir konnten anschließend herzlich und ehrlich miteinander beten und uns als Brüder verabschieden.

Diese Begebenheit kann ich aus meiner Erinnerung zwar nur sinngemäß und nicht wörtlich wiedergeben. Ich habe diese Szene aber bewusst etwas ausführlicher geschildert, um deutlich zu machen, dass sicher viele Besucher dieser und ähnlicher Veranstaltungen bewusste, ernsthafte und nach Gemeinschaft suchende Christen sind, die in ihrer Umgebung möglicherweise keine lebendige, bibeltreue Gemeinde gefunden haben. Sie suchen auf diesen Konferenzen eine Erfahrung, nach der sie sich so sehr sehnen. Es scheint mir sehr wichtig zu sein, dass wir die Motive dieser Geschwister ernst nehmen und versuchen, ihnen eine geistliche Hilfe und Ermutigung zu sein. In den folgenden Jahren habe ich oft erfahren, dass solche Begegnungen nachhaltig wirken können und Gott sie benutzt hat, um auch nach langer Zeit eine entschiedene Abkehr von falschen Lehren und Lehrern zu vollziehen.

Wie bereits angedeutet, konnte ich sowohl mit C. P. Wagner als auch mit Klaus Eickhoff jeweils ein offenes Gespräch führen. Inzwischen ist C. P. Wagner verstorben – ich hoffe sehr, dass er noch Licht über seine Irrtümer bekam und nicht als falscher Prophet in die Ewigkeit gegangen ist.

Klaus Eickhoff – so bin ich gewiss – hat sich schon längst von den falschen Inhalten und Praktiken dieser Konferenz distanziert. Mit seinem scharfen Auge, seiner Aufrichtigkeit, Nüchternheit und Bibelfestigkeit konnte er sich meiner Meinung nach nicht auf Dauer in einer solchen unnatürlichen, enthusiastischen Frömmigkeit wohlfühlen. Das hat er mir auch wenige Wochen vor seinem Heimgang am 7.6.2022 bestätigt.

Bei diesem ersten Gemeindekongress zum Thema »Geistliche Kriegsführung« in Verbindung mit dem »Jesus-Marsch« spielte auch »Prophetie« inhaltlich eine wichtige Rolle. So wurden die Teilnehmer angeleitet, vor ihrem inneren Auge Bilder zu empfangen oder auch innere Stimmen zu deuten, sich in kleinen Gruppen anschließend darüber auszutauschen und sich gegenseitig per Handauflegung zu segnen. Das war gleichzeitig eine Art Einführung in das »hörende Gebet«.

1992, also nur ein Jahr später, fand ebenfalls im Nürnberger Messezentrum eine Konferenz mit etwa 3000 Teilnehmern zum Thema »Prophetischer Dienst und Gebet« statt. Hier traten Paul Cain, Mike Bickle, John Paul Jackson und Phil Elsten als referierende und praktizierende »Propheten« der sogenannten »Kansas-City-Propheten« auf.

1993 wurde in Nürnberg der »2. Gemeindekongress« durchgeführt, bei dem der »prophetische Dienst« großen Raum einnahm und auf weites Interesse stieß. Auch hier waren die »Propheten« Mike Bickle, John Paul Jackson und Phil Elsten die prägenden Personen, durch welche die Teilnehmer geschult wurden, vor allem Träume, innere Bilder usw. zu deuten.³⁹

39 Weitere Einzelheiten über die Konferenzen, die Redner, ihre Herkunft, ihre Ansichten und Praktiken kann man in folgendem Buch nachlesen: Wolfgang Bühne, *Die Propheten kommen!*, Bielefeld: CLV, 1994.

Kapitel 7:

Nicht nur ein Blick in die Ferne ...



Sibirien – kein lebensferner Traum mehr ...

Während in den folgenden Jahren der Freizeitbetrieb ständig zunahm, der Stamm der Mitarbeiter wuchs und kürzere und längere Evangelisationen in vielen Teilen Deutschlands stattfanden, mehrten sich auch Gefängniseinsätze in Verbindung mit der Gefährdetenhilfe Scheideweg. Damit war dann auch die Arbeit an Drogensüchtigen, Alkoholikern und kriminellen Jugendlichen verbunden und aus diesen vielen Begegnungen und seelsorgerlichen Gesprächen entstanden die verschiedenen evangelistischen Zeugnisbücher, die in relativ rascher Folge und vielen Auflagen erschienen. Die Bücher wie »Ich bin auch katholisch«⁴⁰ und »Kann denn Liebe Sünde sein?«⁴¹ ergaben sich ebenso aus der Seelsorgepraxis und Fragestellungen von Freizeitteilnehmern.

Da nun vermehrt Bibeltage und Konferenzen mit vielen jungen Leuten durchgeführt werden konnten, wuchs automatisch das Interesse an Büchern zum Thema »Jüngerschaft und Nachfolge« und es entstand auch eine neue Begeisterung für gute, spannende und herausfordernde Biografien, die uns sehr am Herzen lagen.

Und weil gerade in diesen Jahren auch die charismatischen Einflüsse sich stark verbreiteten und anscheinend alle – das heißt, nicht nur die Landeskirchen, sondern auch bisher konservative Freikirchen – sich dafür öffneten, entstand die Notwendigkeit, auch aufklärende und apologetische Literatur zu veröffentlichen.

Es war sicher ein großer Segen für die deutsche Szene, dass damals die Bücher von Dave Hunt, »Die Verführung der Christenheit«⁴² und »Rückkehr zum biblischen Christentum«⁴³, übersetzt und zu Bestsellern wurden, wie auch die Bücher von John

40 Wolfgang Bühne, *Ich bin auch katholisch*, Bielefeld: CLV, 1988.

41 Wolfgang Bühne, *Kann denn Liebe Sünde sein?*, Bielefeld: CLV, 1995.

42 Dave Hunt/T.A. McMahon, *Die Verführung der Christenheit*, Bielefeld: CLV, 1987.

43 Dave Hunt, *Rückkehr zum biblischen Christentum*, Bielefeld: CLV, 1988.

MacArthur zu diesen und ähnlichen Themen. Damals begannen auch die KfG-Konferenzen, zu denen Dave Hunt und später auch John MacArthur eingeladen wurden. Hier konnten starke Akzente gesetzt werden, was eine intensive Auseinandersetzung mit vielen bedenklichen charismatischen Lehren und Praktiken zur Folge hatte.

Leider gelang es auch einer konservativen, sehr zur Gesetzmäßigkeit neigenden Bewegung mit deutlich charismatischen Praktiken um Erlo und Friedel Stegen aus Südafrika, viele russlanddeutsche Gemeinden zu infiltrieren. Durch die Verbindung mit Dr. Kurt Koch und Gerhard Hamm gelang es diesen Männern, viele dieser Geschwister per Charterflüge zu riesigen Konferenzen nach »Kwasizabantu« einzuladen. Viele dieser etwas leichtgläubigen, schlichten, aber jedenfalls nach Heiligung strebenden Geschwister wurden mit angeblichen Heilungswundern, Prophezeiungen und einer sehr bedenklichen Seelsorge in Abhängigkeit und blinde Verehrung gezogen. Es hat Jahre gedauert, bis z. B. die »Prophetin Lydia« als okkultes Medium entlarvt und viele dieser Geschwister auch den gewaltigen Finanzbetrug schmerzlich durchschaut haben.

Tragisch war, dass diese Bewegung – wie auch viele andere extrem charismatische Bewegungen, Persönlichkeiten und eine Menge entsprechender Literatur – schon längst weite Kreise bis nach Russland gezogen hatte, von denen ich damals nichts ahnte. Und damit näherte ich mich unwillkürlich dem Thema »Sibirien«.

Georgi Vins und Nikolai P. Chrapow

Die Brüder des Missionswerks »Friedenstimme« waren gern gesehene Gäste in unseren Freizeiten und besonders auf den Bibeltaugen und Studierfreizeiten für junge Erwachsene. Jakob Esau, Jakob Janzen, David Klassen, Walter Wedel usw. hatten viele Jahre Haft in der damaligen UdSSR hinter sich und waren einige Jahre in der Geheimdruckerei »Christianin« aktiv gewesen. Sie konnten eine

Menge erschütternde, spannende, manchmal auch recht originelle Geschichten von ihren Tätigkeiten im Untergrund und ihren Erfahrungen in den russischen Gefängnissen erzählen. Manchmal hatten sie auch ihre selbst gebastelte Druckmaschine mitgebracht – eine unglaublich geniale Konstruktion aus alten Nähmaschinenteilen, Fahrrädern und anderen Fundstücken aus dem Schrott – und konnten Abende mit ihren Erlebnissen, ihren Erfahrungen der Bewahrung Gottes und kleinen und großen Wundern in der Verfolgungszeit füllen.

Damals erschienen auch die Bücher mit den Erfahrungen von Georgi Vins aus dessen Haftzeit. Er wurde weltweit dadurch bekannt, dass er mit Solschenizyn durch die Vermittlung US-amerikanischer Politiker aus der Haft entlassen wurde und ausreisen durfte. Aber auch die damals dreibändige Ausgabe von Nikolai Chrapows »Das Glück des verlorenen Lebens«⁴⁴, der insgesamt etwa 29 Jahre um des Glaubens willen in russischen Gefängnissen verbringen musste und dort ein treuer und auch sehr gesegneter Zeuge Jesu war. Seine Bücher hatte ich an den Leseabenden unseren Kindern vorgelesen und sie gehören heute noch zu ihren Lieblingsbüchern.

Chrapow war auch wirklich ein ausgezeichnete Erzähler, der zudem seine Manuskripte mit interessanten Zeichnungen illustriert hatte und dessen Lebensgeschichte für mich bis heute einen besonderen Wert hat. Damals haben diese ergreifenden Glaubenserfahrungen mein Interesse und meine Liebe zu den unterdrückten Baptisten und Mennoniten in der UdSSR entscheidend angefaht.

Hatte ich als kleiner Junge bereits zu den Füßen von Schuster Thiele atemlos seinen fantastischen Erzählungen aus Sibirien zugehört, so wurden diese alten Erinnerungen nun durch echte Tat-

⁴⁴ Inzwischen als einbändiges Werk neu aufgelegt worden: Nikolai P. Chrapow, *Das Glück des verlorenen Lebens*, Gummersbach: Friedenstimme, 2015.

sachenberichte und Zeitzeugen nicht nur wachgerufen, sondern ganz neu gefüllt.

Ausgerechnet Johannes Reimer ...

Und nun kam es 1989 zu einer Begegnung mit Johannes Reimer, der in Russland aufgewachsen war und dort auch als junger Baptist Erfahrungen mit Verfolgungen usw. gemacht hatte. Inzwischen war er als Evangelist in der Ukraine und in Kasachstan tätig, arbeitete in dem Missionswerk »Logos International« mit und organisierte wenige Jahre später auch Großevangelisationen mit Billy Graham in diesen Staaten.

Johannes war damals ein engagierter, begeisternder und provokanter junger Evangelist, der die Bibelschule Wiedenest besucht hatte, dort später auch Lehrer wurde und daher nur 10 Autominuten von uns entfernt wohnte. Dass er nach Jahren einmal Doktor und Professor der Theologie und später einer der bekanntesten Autoren und Vertreter der »emergenten Bewegung« werden würde, hätte ich mir damals nicht vorstellen können. Er sicher auch nicht.

Damals pflegten wir jedenfalls eine sehr gute und freundschaftliche Beziehung, und so hatte ich auch seine spannende Bekehrungsgeschichte bereits 1984 in dem Zeugnisbuch »Die Fessel der Freien« veröffentlicht.

Genau dieser Johannes also fragte mich in einem Gespräch plötzlich sehr direkt: »Warum unternimmst du nicht einmal eine Reise in die Ukraine? Dort gibt es viele große Gemeinden und offene Türen für Evangelisation. Du wirst dort bei einem Bekehrungsaufbruch staunen, welche Mengen sich zu Jesus wenden werden – dort findet zurzeit eine gewaltige Erweckung statt ... Außerdem kannst du dort auch die Leiter über die Pfingstler und Charismatiker aufklären, die dort bei den Baptisten für großes Durcheinander und Spaltungen sorgen.«

Auf meine Frage, wie ich dahin kommen und wer mich übersetzen würde, zumal ich keinen einzigen dieser Brüder dort kennen und kein Wort Russisch sprechen könnte, hatte er auch schnell einen Plan bereit: Die Flüge in verschiedene Städte könne er organisieren lassen und einen Übersetzer habe er auch: Andrej Rempel, der als Rundfunkjournalist beim ERF für die russischsprachigen Sendungen zuständig ist, könne mich begleiten und übersetzen. Der sei zudem durch seine Sendungen in den dortigen Gemeinden bereits eine bekannte Persönlichkeit und kenne sich außerdem in der Ukraine aus.

Außerdem werde er dafür sorgen, dass in den Städten, die wir anfliegen, Konferenzen für Gemeindeleiter organisiert werden. Die Brüder sollten auf unseren Besuch und unsere Vorträge vorbereitet werden und könnten uns dann auf den jeweiligen Flughäfen empfangen.

Diese Begegnung mit Johannes und seine wagemutigen Vorschläge waren für mich der Anstoß für den ersten Besuch in der Ukraine 1989. Darauf folgten über viele Jahre zahlreiche weitere Besuche dort und auch in Sibirien, Kasachstan, Kirgisien und Moldawien.

Maßarbeit

Wie in meiner Jugend mit dem Beginn der Freizeitarbeit, so habe ich dann auch in den folgenden Jahren Gottes Führung fast immer durch unerwartete, plötzliche Begegnungen mit Brüdern erlebt, mit denen ich nicht gerechnet hatte, für die ich aber irgendwie innerlich vorbereitet war. Gott hatte plötzlich eine Tür geöffnet und ich brauchte nur einzutreten.

Natürlich verfügt Gott über viele Möglichkeiten, um uns Wegweisung im Dienst für ihn zu geben. Aber offensichtlich benutzte der Herr in meinem Leben wichtige Begegnungen, um den nächsten Schritt zu weisen. Vielleicht ist das auch eine Hilfe für den ei-

nen oder anderen jungen Leser, der dem Herrn folgen und dienen möchte: nur nicht mit Gewalt irgendwelche Türen eintreten oder sich abhängig machen von sendenden Missionswerken, sondern bereit sein, Führung Gottes im Alltag zu erleben. Gott kann dann einen weiteren Weg bestätigen oder auch verhindern.

Wirklich Gottes Wille?

Danach sah es zuerst gar nicht aus. Der Flug von Berlin-Ost nach Kiew war schon ein kleines Abenteuer für sich. Erst mal durch die vielen Zoll- und Grenzkontrollen, vorbei an den grimmigen Ost-Beamten mit ihren einschüchternden Blicken. Dann wie auf Kommando vom Wartesaal in die alte Aeroflot mit abgelatschten Reifen – wie mir schien. »Alle Plätze frei!«, ertönte auf einmal der Ruf des Flugbegleiters. Und dann kämpfte sich die Menge der Russen oder Ukrainer laut schwatzend und gestenreich in den Flieger. Meist beladen mit jeder Menge Tüten, Taschen, Elektrogeräten usw. versuchten sie, ihre Mitbringsel in den Gepäcknetzen zu verstauen. Verschließbare Gepäckfächer über den Sitzen gab es nicht. Es hätte gut zu diesem Getümmel gepasst, wenn auch noch ein paar lebende Hühner in den Netzen dort oben Eier gelegt hätten.

Als endlich der Flugkapitän erschien und mit dem Co-Piloten seine Kabine ansteuerte, machte der doch einen ziemlich verantwortungsbewussten und keinen lebensmüden Eindruck. Wir landeten also trotz aller Befürchtungen weich, gut und sicher in Kiew – die russischen Piloten sind allgemein sehr erfahrene Flieger.

Nach der Pass- und Zollkontrolle im Flughafen erwarteten Andrej und ich eine Menge erwartungsfroher ukrainischer Geschwister, die uns möglichst mit Transparenten und Fahnen empfangen würden. Aber niemand war zu sehen! Wir warteten etwas verwirrt – aber auch nachdem sich die Ankunftshalle geleert hatte, standen wir immer noch alleine dort. Tatsache war: Kein Mensch erwartete uns.

Irgendwie waren die Informationen über unseren »Feldzug« entweder nicht angekommen oder gar nicht erst losgeschickt worden ...

Ziemlich belämmert und ernüchtert registrierten wir unser Dilemma: Keiner kannte uns, keiner erwartete uns und wir kannten auch keinen und hatten noch nicht einmal eine Adresse, an die wir uns wenden konnten.

Allerdings beobachteten wir einen älteren, kleinen Mann mit ernstem Gesicht, der auf und ab ging und uns immer wieder fragend ansah. Schließlich sprach Andrej ihn an, in der Hoffnung, dass er vielleicht auf der Suche nach uns war. Aber das Gegenteil war der Fall: Er fragte uns, ob wir diejenigen wären, die ihn aus Deutschland treffen wollten, um ihm Batterien oder einen Akku für seinen Herzschrittmacher zu überbringen. Nein, das waren wir nicht. So standen wir zu dritt beisammen und haderten mit den Umständen. Er ohne die nötigen Batterien und wir ohne die ersehnte Anlaufstelle.

Inzwischen hatte auf beiden Seiten die Enttäuschung ein wenig nachgelassen und so fragten wir uns gegenseitig, woher wir denn kämen und wohin wir wollten. Als wir ihm dann zögernd und etwas verlegen unsere Herkunft und unsere scheinbar geplatzten Pläne mitteilten, hellte sich sein Gesicht plötzlich auf und dann stellte sich doch tatsächlich heraus, dass dieser freundliche Herr einer der geistlichen Führer der autonomen Baptistenbewegung in der Ukraine war und nicht weit entfernt von Kiew in dem kleinen Ort Irpen wohnte. Als er von den Besuchen und Vorträgen hörte, die wir auf irgendwelchen vermeintlichen Konferenzen halten sollten und wollten, platzte er voller Freunde mit der Nachricht heraus: Sie hätten in den nächsten Tagen tatsächlich eine große überörtliche Konferenz geplant, in der es vor allem um die Fragen und Sorgen wegen der charismatischen Einflüsse und Verunsicherungen in den Baptistengemeinden gehen soll. Ob wir vielleicht bereit wären,

darüber Vorträge zu halten, weil das für sie als Ukrainer ein völlig neues Problemfeld sei ...

Natürlich waren wir überglücklich, dass Gott offensichtlich hier die Fäden hinter den Kulissen geknüpft hatte, und sagten gerne zu. Auf diese Weise ist dann eine langjährige Freundschaft mit diesem Bruder Franz Schomejko entstanden, mit dem wir in den folgenden Jahren viele Konferenzen und Literaturarbeit im ganzen Land durchführen konnten.

Aber zunächst stand die erste Konferenz mit vielen Hundert Brüdern vor uns, die aus der weiteren Umgebung zusammengekommen waren und von denen wir außer Bruder Franz niemanden kannten. Wohl aber erkannten eine Anzahl Brüder meinen Übersetzer Andrej an seiner Stimme wieder, die sie oft im Radio gehört hatten.

Schon nach kurzer Zeit empfanden wir eine solche Verbundenheit im Glauben, als wären wir schon jahrelange Freunde. Es war einfach überwältigend. Das ist das große, unerklärliche Geschenk der Bruderliebe und der Einheit durch den Heiligen Geist. Sofort kamen in den Pausen die Brüder auf uns zu und luden uns in ihre Versammlungen zu Vorträgen ein, und so konnten wir uns vor den vielen Einladungen kaum retten, zumal uns nur 14 Tage zur Verfügung standen für die Besuche bis in den Süden nach Odessa, nach Kischinau/Moldawien und Krasnodar/Russland; von dort ging es wieder zurück nach Kiew.

Bei diesen Besuchen machten wir Erfahrungen mit den damals drei Gruppen von Evangeliums-Christen-Baptisten: die Nicht-registrierten (»Untergrundkirche«), die Autonomen und die Registrierten, welche die zahlenmäßig größte Gruppe bildeten. Die einzelnen Unterschiede und jeweiligen Probleme lernten wir erst später näher kennen – jetzt fiel uns nur die überaus herzliche Gastfreundschaft auf und eine Glaubensfreude und fast zu vertrauensselige Lernbereitschaft, die uns überall entgegenschlug. Wenn wir



Bibelkonferenz in Kirgisien

uns nach einem eintägigen Besuch verabschiedeten, war es uns, als wären wir bereits jahrelang vertraute Freunde. Hatte man einmal das Vertrauen dieser Brüder gewonnen, zog das Kreise und man konnte sich vor Einladungen kaum retten.

Als wir die letzten Tage wieder in Kiew verbrachten, wurden wir eingeladen, auf einer Konferenz in der größten registrierten Baptistengemeinde in Kiew einen Vortrag zu halten, wo genau an diesem Tag Bill Bright mit einer Delegation von »Campus für Christus« auch anwesend war. Wir sollten uns die Verkündigung teilen und so musste sich die riesige Gemeinde dort ein Wechselbad von Emotionen und Eindrücken gefallen lassen. Während Bill Bright die »Erfüllung mit dem Heiligen Geist« per Schnellverfahren lehrte – ein Gebet um Erfüllung nachsprechen, die Erfüllung im Glauben annehmen, abschließend durch Handheben die Erfüllung bezeugen –, hatten wir natürlich ein völlig anderes Anliegen in unserer Verkündigung: das Ziel des Heiligen Geistes, den Herrn groß zu machen, ihn zu verherrlichen.

Was mich am meisten beeindruckte ...

Die Reise in die Ukraine war ein besonderer Meilenstein in meinem Leben. Die Mentalität und Gefühlstiefe der Ukrainer und Russen, die außergewöhnliche Herzlichkeit und Gastfreundschaft, aber auch ihre Offenheit haben mein Herz für diesen Menschen-schlag gewonnen.

Aber am meisten beeindruckte mich die Bereitschaft der Ältesten und verantwortlichen Brüder, Irrtümer einzusehen und darüber Buße zu tun. Wie ich schon angedeutet habe, hatten die Bücher, CDs und auch Videos von Reinhard Bonnke, Erlo Stegen, Wolfhard Margies, Yonggi Cho und vielen international bekannten Pfingstlern und Charismatikern schon längst den Weg nach Osteuropa gefunden und waren auch in der Ukraine und in Russland weit verbreitet.

Mit der Emotionalität der Menschen in diesen Ländern hängt natürlich auch eine gewisse Begeisterungsfähigkeit und Leichtgläubigkeit zusammen, sodass man selbst den unsinnigsten Lehren von Yonggi Cho und seinen Nachfolgern Glauben schenkte und den esoterisch-okkulten Praktiken von »Visualisierung«, »Macht des gesprochenen Wortes« usw. in Verbindung mit dem »Wohlstandsevangeli-um« auf den Leim gegangen ist.

Als wir in unseren Vorträgen dann die Hintergründe erklärten, über die Zusammenhänge informierten und die damit verbundenen Betrügereien deutlich machten, taten die Führer der Baptisten öffentlich auf den Konferenzen oft unter Tränen Buße über die Verführung, der sie erlegen waren.

Natürlich halfen damals auch bestimmte peinliche unerfüllte Prophezeiungen über eine Totenauferweckung, die in den Medien für Spott und Schlagzeilen sorgten, und finanzielle Betrügereien der falschen Propheten, dass man inzwischen etwas hellhöriger geworden war. Auch die Tatsache, dass einige der »Propheten« weis-

sagten, dass eine große Verfolgung und Versuchung den Kindern und Jugendlichen in der UdSSR bevorstünde und sie daher so bald wie möglich das Land verlassen und in den Westen übersiedeln sollten, sorgte für ziemlich viel Unruhe und Verwirrung. Jedenfalls wurden die verantwortlichen Leiter der Gemeinden offen für Korrektur und begannen, diese »Propheten« etwas kritischer zu hinterfragen.

Als die Brüder dort erfuhren, dass ich dabei war, das Buch »Spiel mit dem Feuer« in deutscher Sprache herauszugeben, in dem die historischen Ursprünge und die Lehren und Praktiken der Pfingst- und charismatischen Bewegung geschildert und mit der Bibel verglichen werden, flehten sie mich an, dieses Buch doch so bald wie möglich in die russische Sprache zu übersetzen und in einer Auflage von 20 000 Exemplaren drucken zu lassen. Tatsächlich war ein russischer Bruder, der Deutsch studiert hatte und bereits als Übersetzer tätig war, sofort bereit, sich an die Übersetzung zu begeben, und so konnte die russische Übersetzung des Buches fast gleichzeitig mit der deutschen Ausgabe erscheinen. Zunächst allerdings erst in einer Auflage von 12 000 Exemplaren. Wir konnten dann in den nächsten Jahren viele Auflagen dieses Buches in die GUS-Länder schicken und Gott hat dieses Buch und auch den Folgeband »Die Propheten kommen!« benutzt, um den Geschwistern in diesen Ländern zu helfen, viele falsche Lehren über den Heiligen Geist und die Geistesgaben zu erkennen und sich davon zu distanzieren.

Tatsächlich wurde dieses Buch auch von bestimmten konservativen Pfingstlern benutzt und teilweise sogar empfohlen, weil sie hier auch die historischen Hintergründe ihrer eigenen Gemeinden und Sonderlehren erfahren konnten, zumal ich mich bemüht hatte, die Fakten mit Zitaten und Quellen anzugeben und auch – wie ich hoffe – sachlich und, wo es möglich war, auch positiv den evan-

gelistischen und erwecklichen Eifer mancher Pfingstler wie z. B. David Wilkerson, Keith Green und Leonard Ravenhill usw. anzu-erkennen.

»Wir haben eine fantastische Möglichkeit bekommen ...!«

So leitete am anderen Ende des Telefons eine begeisterte Stimme ihr Anliegen ein: *»Wir können kostenlos mit Transportflugzeugen der russischen Armee etwa 300 Tonnen Hilfsgüter direkt von Köln nach Nowosibirsk/Sibirien fliegen. Nur haben wir leider keine Kontakte zu irgendwelchen Christen in Nowosibirsk. Kennst du da jemanden, der uns da weiterhelfen kann?«*

Es war die Stimme von Bernd-Albert Schneider aus Weitefeld, der schon seit vielen Jahren in Zusammenarbeit mit Lothar Schäfer und weiteren Helfern eine Menge Hilfstransporte nach Rumänien organisiert hatte. Angesichts der damaligen wirtschaftlichen Not in der UdSSR hatten viele Versammlungen Gaben zur Verfügung gestellt, um einen Transport mit Lebensmitteln, Literatur und sonstigen Hilfsgütern auch nach Russland möglich zu machen.

Auslöser dieser Aktion war der zunehmend freundschaftliche Kontakt zwischen Michail Gorbatschow und Helmut Kohl – damals sprach man vom »Wunder vom Kaukasus« –, wo Gorbatschow erneut im Winter 1990 von der Lebensmittelknappheit in der UdSSR sprach und dem deutschen Bundeskanzler Kohl den heute kaum vorstellbaren Vorschlag machte: Die Sowjets könnten ihre Transportflugzeuge »Antonow« und »Iljuschin« kostenlos zur Verfügung stellen, wenn Deutschland den Sprit bezahlen und seinerseits die Flugzeuge mit dringend benötigten Lebensmitteln usw. für Sibirien füllen würde.

Helmut Kohl ist damals sofort darauf eingegangen und so kam es zu dem überraschenden Anruf von Bernd-Albert Schneider. Er

hatte diese Information aus der Presse erfahren und sofort erfolgreich Kontakt zur zuständigen Koordinierungsstelle des Bundesverkehrsministeriums in Bonn aufgenommen.

Nun, ich kannte tatsächlich jemanden, der uns weiterhelfen konnte: Drei Meter entfernt von mir und dem Telefon stand am Packtisch unserer Buchhandlung unser Mitarbeiter David Seel, dessen Heimat Nowosibirsk ist und der bereits einige Jahre in unserer Buchhandlung leitend mitarbeitete und selbst auch ein eifriger und begabter Bibelstudent war.

»Interessant, wie man die Führung Gottes praktisch erleben kann«, dachte ich. Und so kam es, dass wir einige Wochen später am 10.1.1991 im Flugzeug saßen, um über Berlin und Moskau nach Nowosibirsk zu fliegen. Außer David war auch noch Viktor Pritzkau dabei, dessen Heimat ebenfalls Sibirien ist und der auch die russische Sprache beherrscht. Wir fühlten uns wie die Kundschafter Israels, die zwar nicht das verheißene Land, sondern eine wesent-



Begehrtes Buch: Jesus unser Schicksal (russisch)



lich kältere und ärmere Region erkunden sollten. Das Bewusstsein, dass unsere Familien und viele Geschwister für uns um Führung und Bewahrung beteten, machte uns getrost.

Unsere Aufgabe war, Kontakt mit den Gemeinden dort aufzunehmen, um festzustellen, was an Nahrungsmitteln, Hilfsgütern und Literatur dringend benötigt wurde, und den Abtransport, die Lagerung und Verteilung dieser Güter vorzubereiten.

Seit dem geschilderten ersten Besuch in der Ukraine war etwas über ein Jahr vergangen. Inzwischen hatten wir die russischen Übersetzungen von »Spiel mit dem Feuer«, aber auch die Bücher von Werner Gitt »Fragen, die immer gestellt werden« und »Wenn Tiere reden könnten ...« und das bekannte Buch von Wilhelm Busch »Jesus unser Schicksal« drucken können. Das Letzte mit einem knallroten Cover und in einer Auflage von 50 000 Stück, die aber zu diesem Zeitpunkt schon fast vergriffen waren und nun nachgedruckt werden mussten. Weitere Bücher waren die Trainingskurse von Jean Gibson »Training im Christentum«, »Christus und die Gemeinde« von William MacDonald, andere Titel waren in Vorbereitung, wie das bekannte »Bibelpanorama«, »Sich selbst lieben?« und auch noch weitere evangelistische Titel und Kinderbücher. Unsere russischen Übersetzer waren sehr fleißig und viele Spenden für dieses spezielle Einsatzgebiet in der GUS trafen ein und beflügelten die Arbeit.

Das politische Tauwetter unter Gorbatschow hatte mitgeholfen, dass besonders in der jüngeren Generation ein großes Interesse am Evangelium entstand und man sehr dankbar für gute Literatur war. Das untergehende Sowjetreich hatte ein Sinnvakuum hinterlassen. Zum ersten Mal nach vielen Jahren konnten von den Gemeinden evangelistische Straßeneinsätze durchgeführt werden. Man besuchte Gefängnisse, Krankenhäuser – es war eine große Aufbruchstimmung und viele Menschen kamen zum lebendigen Glauben.



Jakob Kröker (Mitte) im Lager der Leihbibliothek

Eine nichtregistrierte Gemeinde hatte in Nowosibirsk an der U-Bahnstation einen Büchertisch aufgebaut, wo etwa 50 verschiedene christliche Bücher auslagen, die aber nicht gekauft, sondern nur ausgeliehen werden konnten. Dieser Tisch war umlagert von Menschen, die interessiert die Bücher durchblätterten. Wenn sie ein Buch mitnehmen wollten, mussten sie ihren Personalausweis vorlegen, damit ihre Adresse in eine Kartei eingetragen werden konnte, und dann durften sie sich 14 Tage dieses Buch ausleihen. Auf diese Weise hatten die Geschwister in kurzer Zeit 1600 Adressen sammeln können, zu denen sie dann Kontakte knüpfen konnten.

Wenn man sich eine Kinderbibel ausleihen wollte, war diese damals so begehrt, dass man sich in eine Warteliste eintragen musste, auf der schon über 100 Namen eingetragen waren. Alle warteten darauf, dieses Buch für einige Tage ausleihen zu können.

Wirtschaftlich ging es den Menschen in Sibirien nicht so gut. Man konnte zwar sehr günstig Benzin tanken, aber Lebensmittel waren sehr teuer. Die meisten Nahrungsmittel gab es nur ratio-

niert und auf Bezugsschein. In der Ukraine dagegen waren die Verhältnisse umgekehrt: Benzin war teuer, aber dieses sehr fruchtbare Land hatte reiche Ernten und daher kaum Probleme mit Nahrungsmitteln.

Doch die ärmeren Geschwister in Sibirien sagten uns: *»Wir kommen auch mit Weißkohl, Brot und Kartoffeln durch den Winter. Schickt uns daher vor allem Bibeln, Literatur und Hilfsmittel zur Evangelisation!«*

Nun, nach anfänglichen Schwierigkeiten waren wir in Sibirien angekommen und wurden von dem Evangelisten Jakob Kröker am Flughafen abgeholt. David kannte ihn und auch seine Gemeinde noch aus seinen Kindertagen und so gab es keine Kontaktschwierigkeiten. Unser Wunsch und Auftrag war es, uns mit den verantwortlichen Brüdern der verschiedenen Gemeinderichtungen der Evangeliums-Christen zu treffen, um mit ihnen die geplante Hilfsaktion durchzuführen. Zwar hatte man uns in Deutschland prophezeit: *»Die kriegt ihr doch nicht an einen Tisch ...«*, aber bald saßen wir



Die leitenden Brüder – jetzt doch an einem Tisch



BMO-Lkw: Selbst die Rückseite evangelisiert



Hilfsgüter werden in Nowosibirsk entladen

doch alle zusammen, konnten zusammen beten und den Transport planen und vorbereiten. Natürlich konnten die Brüder neben Literatur und Lebensmitteln auch andere Wünsche äußern. Die Ältesten der nichtregistrierten Gemeinden sagten einstimmig und mit Nachdruck, sie wollten nur Literatur und sonst nichts. Die Vertreter der anderen Richtungen waren etwas freimütiger und einer fragte uns sogar, ob er vielleicht ein Autotelefon bekommen könnte, worauf die übrigen Brüder etwas irritiert die Augen verdrehten ...

Gleich am ersten Abend konnten wir dann die nichtregistrierte Gemeinde besuchen und an den folgenden Abenden waren wir auch in der autonomen und in der registrierten Gemeinde zu Gast. Überall erfuhren wir eine herzliche Verbundenheit und konnten viele Eindrücke über die Versorgungslage, aber vor allem auch über die jeweilige geistliche Situation sammeln.

Schade, dass diese Evangeliums-Christen in drei Gruppen gespalten waren, obwohl die Gräben hier in Sibirien nicht so tief wa-

ren wie in anderen Ländern und Provinzen der GUS. Geistlicher Stolz, mangelnde Bußbereitschaft über ungeistliche Kompromisse in der Vergangenheit, Zentralismus, Vermischung usw. sind dort – wie leider auch bei uns – die Gründe, warum Geschwister, die eigentlich zusammengehören, nicht zusammenkommen. Dadurch wurde die geistliche Stoßkraft und auch das Zeugnis nach außen sehr geschwächt. Umso dankbarer waren wir, dass wenigstens bei dieser Hilfsaktion alle zur Zusammenarbeit bereit waren. Unser Gebet war, dass gerade bei der Verteilung von Lebensmitteln und Literatur alle lernen, frei von Eigennutz das Wohl des anderen zu suchen.

Mit einer langen Bedarfsliste von Hilfsgütern und benötigter Literatur traten wir die Rückreise an. In den folgenden Monaten flogen dann neun Transportflugzeuge von Köln-Wahn nach Nowosibirsk, mit jeweils etwa 40 Tonnen Ladung an Bord. Die Transportkosten für diese Hilfsgüter wären ohne die zur Verfügung gestellten russischen Großraumflugzeuge wohl unerschwinglich gewesen.



Lothar Schäfer und Bernd-Albert Schneider mit den sowjetischen Flugkapitänen

Lothar Schäfer und Bernd-Albert Schneider waren sehr erfahren mit solchen Aktionen. Die christliche Literatur wurde auf Paletten von einer Menge Kleidungsstücke und Lebensmittelpaketen eingehüllt. So kamen in den folgenden Monaten riesige Mengen an Lebensmitteln und auch an Literatur unbeschadet und unkontrolliert in Sibirien an und konnten dort verteilt und eingesetzt werden. Allein von »Jesus unser Schicksal« sind damals über 800 000 Exemplare in die UdSSR transportiert und dort verteilt worden und viele Sowjetbürger sind dadurch zum Glauben an den Herrn Jesus gekommen.

In den folgenden Jahren haben wir mit mehreren Brüdern regelmäßig die Ukraine, Russland, später auch Kasachstan und Kirgisien besucht und dort Ältestenkonferenzen, große Jugendkonferenzen und Seminare durchgeführt, wobei die Brüder Alois Wagner, Fred Colvin, Benedikt Peters und Andreas Reh wertvolle Dienste getan haben. Infolge der Besuche ist schließlich sogar Andreas Reh mit seiner Familie nach Irpen gezogen, um von da aus die Emmaus-Kurse in russischer Sprache einzuführen und zu verbreiten.

1995 zogen unser Ex-Zivi Kornelius Schulz und seine Frau Anna mit ihren vier Kindern als Missionare nach Dserschinsk, einer chemieverseuchten Stadt in der Nähe von Nischni Nowgorod, in der es kaum Christen und keine evangelistischen Aktivitäten, aber viele Sekten gab. Kornelius und Anna waren beide in der UdSSR aufgewachsen und kannten daher die Sprache und Kultur gut; Gott segnete ihren sehr schwierigen Start und schon ein Jahr später entstand dort eine wachsende Gemeinde und Literaturarbeit.

Über die vielen Erfahrungen und Erlebnisse auf diesen Besuchs-Reisen könnte man viel erzählen.⁴⁵ Es waren sehr spannen-

45 Nachzulesen sind sie in den »fest&treu«-Ausgaben der damaligen Zeit.

→ www.fest-und-treu.de (kostenloser Download)

de Jahre und wir sind dankbar, dass wir zu manchen dieser Geschwister in der ehemaligen UdSSR bis heute noch eine herzliche Beziehung haben und unser Herr die Aussaat seines Wortes, die vielen Besuche und Gespräche und auch die zahlreiche Literatur gesegnet hat.

Honduras – wo liegt denn das?

Unsere älteste Tochter Christine hatte inzwischen ihr Abitur hinter sich. Sie hatte den Wunsch, vor ihrem Pädagogikstudium etwa ein Jahr in einem lateinamerikanischen Land Missionaren zu helfen, um Erfahrungen zu sammeln und ihre Spanisch-Kenntnisse zu erweitern.

Ich hatte in allen möglichen spanischsprachigen Ländern versucht, Kontakte zu irgendwelchen Missionaren zu bekommen – leider vergeblich. Als letzte Möglichkeit schrieb ich William MacDonald in den USA an. Er war ja viel in der Welt herumgekommen und kannte Hunderte Missionare; vielleicht könnte er ein Missionshepaar empfehlen, bei dem unsere »Tine« gut aufgehoben wäre.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: In Honduras gäbe es einige noch jüngere, ihm gut bekannte Missionare mit ihren Familien, die er sehr empfehlen könnte.

Von Honduras hatten wir bisher noch nie etwas gehört und so mussten wir erst einmal Atlanten aufschlagen, um dieses kleine Land in Mittelamerika zu finden. Hätte ich damals schon »googeln« können, dann hätte ich bei den Informationen heftig schlucken müssen, weil dieses Land in Sachen Kriminalität weltweit ganz oben und wirtschaftlich ganz unten rangierte.

Tine hat dann Kontakt aufgenommen und wurde freundlich eingeladen, zunächst in der Hauptstadt Tegucigalpa einer Missionsfamilie zu helfen und in Verbindung damit auch Land, Leute

und Gemeinden kennenzulernen. Tine, die ziemlich selbstständig und auch nicht besonders zimperlich war, nahm diese Herausforderung mit Freuden an, während Ulla und ich eher besorgt in die Zukunft sahen.

Immerhin war Tine für unsere beiden Jüngsten Tabitha und David so etwas wie eine Ersatzmutter, die Ulla bei ihrer vielen Arbeit sehr entlastet hatte und zudem eine sehr vertraute, freundschaftliche Beziehung zu Ulla hatte. Aber der Wille des Herrn sollte geschehen und der Abschied kam.

Jedes Mal, wenn eines unserer Kinder unser Haus verließ, um ein Studium oder eine Ausbildung zu beginnen, hatte ich mir vor dem Abschied vorgenommen, noch einmal unter vier Augen eine »Schoppenrunde« zu drehen, um die vergangenen Jahre zu überdenken, noch einmal gemeinsam zu beten, sie der Bewahrung des Herrn anzubefehlen und dann »in den sauren Apfel zu beißen«.

Ich hatte noch schmerzhaft den Abschied von Michael in Erinnerung. Der war erst vor wenigen Monaten zum Studium nach Paderborn gezogen. Bei unserem letzten gemeinsamen Gang konnten wir unterwegs kaum reden, sondern fast nur heulen. Das plötzliche Bewusstsein, ein Kind nun abgeben zu müssen, und sich klarzumachen, dass eine wichtige Zeit der Prägung und Erziehung unwiederbringlich vorbei ist, kann einen Vater zutiefst erschüttern und viel Versagen deutlich machen. Als wir unterwegs auf der Wiese Platz genommen hatten, fanden wir vor Weinen kaum Worte zum Beten.

Ähnlich war es auch bei Tine, allerdings nicht auf der Wiese, sondern erst am Frankfurter Flughafen, wo Ulla und ich nun Abschied nehmen mussten. Wird sie die Zeit in Honduras heil und gesund überstehen? Wird sie in der Fremde gut Fuß fassen? Oder wird sie gar mit einem fremdsprachigen Mestizen im Schlepptau zurückkehren?



Mit dabei: William Kaal und Daniel Simon auf »Schnupperkurs Mission«

Alles aus Gottes Hand nehmen, alles in Gottes Hand legen – das sagt sich leicht, war aber für Ulla und mich ein schwerer Brocken!

Aber es kam alles viel besser als befürchtet. Tine hatte 1992/93 eine sehr wertvolle Zeit in Honduras und konnte eine Menge von jungen und alten erfahrenen US-amerikanischen und kanadischen Missionaren lernen. Mit einer Jüngerschaftsschule, die damals nicht an einem Ort stationiert war, sondern alle 14 Tage von einem Ort zum anderen zog, kam sie durchs ganze Land. Sie übernachteten dort in einer Gemeinde, bekamen vormittags Bibelunterricht und machten am Nachmittag und Abend evangelistische Einsätze und Hausbesuche. So konnten sie viele Gemeinden und Menschen kennenlernen. Überall ergaben sich interessante Kontakte und Freundschaften, zumal ein weißes Mädchen aus Deutschland damals in Honduras eine Seltenheit war. So konnte Tine fast wie im Schlaf Spanisch lernen.

Offensichtlich hatte Tine auch bei den einheimischen Missionaren und Ältesten nicht den schlechtesten Eindruck gemacht. Sie

wurde vielen jungen Mädchen nicht nur eine Freundin, sondern konnte auch etwas von Disziplin, was Bibelstudium und Gebet betrifft, durch Vorbild lieb machen. Daher kamen einige der Verantwortlichen auf eine interessante Idee: Nach Ablauf des Jahres baten sie Tine, im nächsten Jahr doch bitte möglichst mit ihrem Vater mal für einige Wochen Honduras zu besuchen. Vielleicht waren die Väter in Alemania etwas anders gestrickt als die in Honduras, wo meist die Frauen das stärkere Geschlecht zu sein scheinen ...

Im Rückblick auf diese Zeit schrieb mir Tine später allerdings die Hintergründe, warum sie gerne für eine Zeit ins Ausland wollte:

»Eigentlich bin ich nur deswegen nach Honduras gegangen, um die mich lähmenden und quälenden Zweifel loszuwerden. Das war nämlich der Grund, warum ich Missionare im Ausland aufsuchte – ich dachte, im Ausland könne ich Gott vielleicht spürbarer erleben als zu Hause.«

Im Mai 1994 saß ich dann mit Tine im Flugzeug, um über London und Miami nach Tegucigalpa zu reisen, und besuchte damit ahnungslos ein armes, tropisches Land mit einer völlig anderen Kultur, als ich sie zum Beispiel in Osteuropa oder Russland kennengelernt hatte.

Honduras war jahrhundertlang vom Katholizismus geprägt, bis 1853 die ersten Herrnhuter Missionare den Weg in den Dschungel der Mosquitia fanden und damit zum ersten Mal in Honduras das Licht des Evangeliums aufleuchtete. Eine Generation später landete der Missionar Christopher Knapp von den »Brüdern« in Honduras, durch den die ersten Brüderversammlungen entstanden, die heute – wenn ich das richtig einschätze – die größte Gruppe bibeltreuer Gemeinden in Honduras bilden. Es gibt es etwa 350 Ver-



Daniel Zach im Gespräch mit Gerardo



Sein größter Schatz: Gottes Wort

sammlungen, die auch heute noch an Zahl zunehmen, weil viel evangelisiert wird. Für ein Land, das etwa so groß ist wie Bayern und Niedersachsen zusammen und nur knapp 10 Millionen Einwohner hat, ist das nicht wenig.

Das Land selbst ist christianisiert. Geschäfte haben nicht selten biblische Namen, Hotels und Motels tragen oft die Bezeichnung »Betanien«, »Hebron«, »Mamre« oder auch »Eden«. Fast jedes Auto und jeder Autobus wird von einem Bibelvers geziert und aus jeder zweiten Straße dröhnt christliche Musik aus irgendwelchen Lautsprechern, die meist aus einer der vielen charismatischen Gemeinden schallt, die oft sehr klein, dafür aber umso lauter sind.

Straßenpredigten sind hier normal. Auch die Gefängnisse, Schulen und Universitäten sind offen für Christen und es gibt zig Möglichkeiten, das Evangelium zu verkündigen. Das bedeutet nicht, dass ein Großteil der Bevölkerung wiedergeboren ist, aber sie würden sich als Christen bezeichnen und schätzen die Bibel.

Kapitel 7

Die Kehrseite ist jedoch, dass die Unmoral auch unter den Evangelikalen sehr hoch ist. Hohe Scheidungsraten, viele alleinerziehende Mütter, viele kriminelle Banden, die nicht wenige Gemeinden und christliche Familien unter Druck setzen und erpressen.

Evangelisation kann in diesem Land sehr einfach sein, wenn man ein Herz für die Menschen und offene Augen für die Möglichkeiten hat. Unser Freund Arnulfo, immerhin schon ein Rentner, aber recht agil, nutzte den Umstand, dass nur wenig von seiner Wohnung entfernt ein kleines privates Krankenhaus existiert. Dort wird ambulant behandelt und schon am frühen Morgen um 6 Uhr stehen manchmal bis zu 100 Leute Schlange, bis sie eine Stunde später eingelassen werden. Also entschied er sich mit einigen Freunden, diesen Leuten jeden Morgen – außer am Wochenende – eine evangelistische Kurzpredigt zu halten. Die Krankenhausleitung hatte nichts dagegen und die wartenden Patienten auch nicht. Sie bekamen alle nach der Ansprache und einem Gebet noch ein Traktat in die Hand gedrückt, bevor sie dann zur Untersuchung hineingelassen wurden.



Eingestürzte Brücke nach dem verheerenden Hurrikan »Mitch« 1998



Abendmahlfeier in Coloma/Honduras



Familienkonferenz in Tela/Honduras

Ein anderer sieht seine Berufung darin, mit seiner dicken Bibel jeden Morgen an einer Bushaltestelle zu warten. Der nächste ankommende Busfahrer wird vor der Abfahrt höflich gefragt, ob er während der Busfahrt den Fahrgästen eine kurze Predigt halten dürfe. Fast immer wird ihm das gerne gewährt und er steigt als Letzter ein. Sobald der Fahrer die Tür schließt, beginnt er seine Kurzpredigt und die Leute, die während der Fahrt nicht weglau-
fen können, müssen oder dürfen sich eine kurze, aber sehr laute und deftige Predigt anhören. Bei der nächsten Station steigt der Evangelist aus und wiederholt seine Botschaft beim folgenden ankommenden Bus. Immerhin erreicht er damit an einem Vormittag mehr Nichtchristen mit dem Evangelium als wir bei einer Groß-
evangelisation in einer Woche.

Als wir damals das Land betraten, ahnten wir nicht, dass ich 25 Jahre lang jedes Jahr mindestens einmal Honduras besuchen und dort Konferenzen, Seminare und Besuche bei einheimischen Missionaren durchführen würde und auch in Katastrophenzeiten

Kapitel 7

wie zum Beispiel durch den Hurrikan »Mitch« 1998 und auch durch andere Hurrikans in jüngster Zeit ausgelöst, Hilfsaktionen starten und unterstützen würde. Viele Freunde haben wir in diesen Jahren gewonnen, aber auch manche Enttäuschungen erlebt. Aber unterm Strich wurde uns Honduras zur zweiten Heimat.

Auch hier wurde uns der Mangel an guter christlicher Literatur bewusst, obwohl im spanischen Sprachraum eine Menge großer christlicher Verlage existieren mit einer Fülle an guten, wertvollen Titeln – mehr als im deutschen Sprachraum –, aber die Bücher sind leider so teuer, dass sie kaum von der allgemein armen Bevölkerung gekauft werden können und daher nur wenig Literatur im Land vorhanden ist. Allerdings gibt es viele gute Bibelstudierprogramme im Radio, die immer mehr genutzt werden.

So haben wir zuerst spanischsprachige Bücher in den USA eingekauft und subventioniert sehr preisgünstig in den Gemeinden oder auf Konferenzen angeboten.



Unsere Tine nach 20 Jahren wieder zu Besuch in Honduras

Später haben wir in Deutschland immer mehr wichtige Titel in spanischer Sprache aufgelegt, weil der Druck von Büchern in Europa viel günstiger ist als in Amerika und die Frachtkosten sich nicht groß unterscheiden. Gerade bei jüngeren Honduranern ist dann tatsächlich eine Lesebegeisterung entstanden, die das geistliche Niveau in vielen Gemeinden, die meist traditionell-gesetzlich geprägt waren, spürbar gehoben hat.

Besonders die Kommentare von William MacDonald über das Neue Testament und seine vielen wertvollen Bücher über Jüngerschaft waren und sind vielen Honduranern zum großen Segen geworden.

Ein besonderes Erlebnis waren die mehrtägigen Ältestenkonferenzen oder die eintägigen Familienkonferenzen, an denen oft 300 bis 400 Geschwister teilgenommen haben. In den ersten Jahren war ich meist mit Alois Wagner unterwegs, der besser Spanisch beherrscht als die meisten Honduraner selbst und der mit seiner ausgeprägten Lehrbegabung viele Brüder angeleitet und zum Bibelstudium motiviert hat. Dazu besaß er noch die Energie und Einsatzfreude, mich zu übersetzen, wenn ich über Themen wie Nachfolge, Ehe und Familie, Kirchengeschichte und Ähnliches gesprochen habe.

Bald entschlossen wir uns aber dazu, mehrere junge Brüder mit auf die Reise zu nehmen, um sie für Mission zu interessieren. Wir waren zunächst mit zwei oder drei, aber bald mit einer ganzen Gruppe jüngerer Brüder im Land unterwegs, die dann auch Gelegenheit hatten, ihre Gaben zu entdecken und zu entfalten.

Peter Lüling ist etwa 20 Jahre lang mitgereist; ihm war es ein besonderes Anliegen, junge Brüder zu motivieren und anzuleiten. Und die Brüder Carlos Kelm – in Paraguay aufgewachsen – und Rudi Rhein, der 20 Jahre Missionar in Bolivien war und dort eine Menge Erfahrungen gesammelt hatte, haben in den letzten Jahren



Peter Lüling mit Carlos Kelm als Übersetzer

neben Alois Wagner sowohl verkündigt als auch übersetzt. Das war für uns eine enorme Hilfe und auch eine große Entlastung, weil wir uns tageweise aufteilen und so mehreren Gemeinden und Personen dienen konnten.

Diese gemeinschaftlichen Reisen mit jüngeren Brüdern und die damit verbundenen gemeinsamen Erfahrungen, Entbehrungen und Konflikte bei Besuchen und wichtigen Gesprächen waren für manche dieser Brüder eine prägende Zeit und haben Interesse für einen missionarischen Lebensstil geweckt. Der Apostel Paulus war uns mit seinen Missionsreisen darin ein großes Vorbild, das wir allerdings nur mit großem Abstand nachzuahmen versuchten.

Einwurf

Peter Lüling

— Was Liebe vermag ...



»Gott nimmt sich Zeit, Menschen zu verändern ...«

»Elisa goss Wasser auf die Hände Elias ...« (2. Könige 3,11) – neben Abenteuerlust, Interesse an Mission und Neugierde war das mein Beweggrund, Wolfgang Bühne und Alois Wagner vor etwa 28 Jahren das erste Mal nach Honduras zu begleiten. Mein Gefühl war Dankbarkeit, dass ich, der bisher unerfahrene »kleine« Bruder, mit diesen etwas »erfahreneren Brüdern« im Reich Gottes mitfahren durfte.

Großartig fühlte sich das an, doch vieles kam anders als geplant. Über 20 Mal durfte ich in Mittelamerika dabei sein und ich habe Brüdern über die Schultern schauen dürfen, immer 2 Wochen lang 24 Stunden am Tag.

Im ersten Jahr habe ich immer mit Alois in einem Ehebett geschlafen, das fühlte sich komisch an. Ich habe die beiden Brüder beobachtet, wie sie aufwachten, Stille Zeit machten, wie sie Dinge vor Ort besprachen und bewerteten und den Wunsch hatten, den Geschwistern ein Segen zu sein. Sie haben mir aus ihrem Leben erzählt – im Flugzeug, auf den Straßen –, von ihren Ehen, den Sorgen um ihre Kinder, ihre Gemeinden. Das war kein Plan, sondern erlebtes Christenleben.

Eher schrecklich als schön ...

Ich glaube, es war im ersten Jahr in der zweiten Woche. So spannend waren Missionsreisen jetzt doch nicht, fand ich. Aber eines Morgens beim Frühstück sagte Wolfgang dann zu mir: »Heute übernimmst du den zweiten Vortrag!« Ich war schockiert und nur schlecht vorbereitet. Aber noch hatte ich 2 Stunden. Ein zusätzliches Problem schien es, mein Übersetzer zu sein. Alois würde es machen. Und ich erinnere mich gut daran, wie er dann noch beim Übersetzen manche Formulierung veränderte, damit die Zuhörer meine Botschaft überhaupt verstanden. Ich war völlig aufgeregt

und überfordert, es war eher schrecklich als schön. Die armen Zuhörer, die so geduldig und freundlich zuhörten ...

Das ist nur eins von so vielen Erlebnissen. Bei unzähligen Gesprächen mit Ältesten und Missionaren war ich dabei. Ich konnte zuhören, wenn die Brüder über Spendengelder sprachen, wie sie die Lage im Land und in den Gemeinden einschätzten. Ich war dabei, wie sie darum rangen und Wege suchten, gute Literatur ins Land zu bringen.

Kurz nach dem Wirbelsturm »Mitch« war ich mit Wolfgang vor Ort und habe das unendliche Elend gesehen und die Toten mit beklagt. Wir sind stundenlang Auto gefahren, haben entlegene Orte besucht, um kleine Gemeinden zu ermutigen. Wir waren zusammen im Karibischen Meer schwimmen, haben überall und nirgends geschlafen bzw. es versucht. Wolfgangs Essensgewohnheiten waren gewöhnungsbedürftig (Brot und Bananen!), aber er hatte dadurch nie mit Durchfall zu kämpfen.

Der Wert von Bruderschaft und Freundschaft

Heute meine ich, es war so, wie es auch im Neuen Testament war. Paulus war unterwegs, und viele junge Leute begleiteten ihn. Sicher war Timotheus zunächst nur Wasserträger, genau wie ich damals. Aber im Lauf der Jahre ist Bruderschaft entstanden und Freundschaft, weil das Vertrauen wuchs. Diese vielen Reisen haben mich den Wert von Jüngerschaft und vom Jüngermachen gelehrt. Vielleicht hat Wolfgang nicht immer mit Plan gearbeitet, aber Gottes Plan ist doch zustande gekommen. Wenn wir ins Flugzeug stiegen, gab er mir Bücher zu lesen, die mein Leben geprägt haben. Wie er und die anderen beteten, lehrten und Besuche machten, war überzeugend. In zwei Wochen kann man nicht alle Schwächen überdecken, auch das war bemerkenswert. Meine Wertschätzung für das Werk Gottes wurde dadurch nicht geschwächt, im Gegenteil!

Es ist schön, Brüder nicht nur von der Kanzel aus zu kennen, sondern wie sie im wirklichen Leben funktionieren. Das war sehr hilfreich, vorbildlich und bereichernd. Später durfte ich noch ein Ausbildungsprogramm besuchen, was auch wirklich gut war. Doch diese 2 Wochen über mehr als 20 Jahre haben besonders tiefe Eindrücke und Spuren hinterlassen.

Was Liebe vermag ...

Ich habe gelernt, dass Gott sich Zeit nimmt, um Menschen zu verändern. Ich habe erleben können, was Liebe vermag – und wie wichtig auf dem Missionsfeld und im Gemeindeleben klare Perspektiven und Strategien neben dem Wirken des Heiligen Geistes sind. Den Wert von Literatur habe ich schätzen gelernt. Wo wir nicht mehr reden können, sprechen die Bücher immer noch. Bruderschaft und Freundschaft mit Älteren bekam eine große Bedeutung und der dadurch entstehende Segen ist wie das kostbare Öl, das auf den Saum der Kleider herabtropft (vgl. Psalm 133,2).

Es ist schade, dass diese Zeit vorbei ist. Das Vorbild von Wolfgang und Alois hat mich zur Nachahmung herausgefordert. Sicher, nicht alles war immer einfach, auch unter uns gab es Herausforderungen. Aber sie haben mich nicht nur die Bibel gelehrt, sondern in ihnen, wie sie mit Gott lebten, konnte ich die Bibel lesen. Dafür bin ich meinem Herrn sehr dankbar.

Erschütternde Nachrichten aus Kuba – und »Kfz-Kennzeichen: GM-KF 828«

Auf einer der ersten Ältestenkonferenzen in Honduras wurde in einer Pause ein aktueller Brief aus Kuba vorgelesen, der für große Betroffenheit sorgte. In diesem Hilfeschrei wurde sehr eindrücklich geschildert, wie das Land unter der kommunistischen Führung von Fidel Castro immer ärmer wurde. Die nötigsten Lebensmittel kann man nur rationiert auf Bezugsschein erhalten. Privatbesitz ist nicht möglich, weil alles verstaatlicht wurde. Weder Toilettenpapier noch Seife gibt es zu kaufen und der monatliche Durchschnittsverdienst von etwa 15 US-Dollar reicht nur für eine Mahlzeit pro Tag mit Reis und Bohnen. Das ist zu wenig zum Leben – zu viel zum Sterben ...

Wer eine Bibel besitzt, kann glücklich sein. Weitere christliche Bücher sind nirgends zu erhalten, weil in Kuba fast ausschließlich politische Literatur angeboten wird und christliche Bücher auf dem Index stehen.

Als die honduranischen Brüder, die selbst meist sehr arm sind, davon hörten, waren sie fassungslos. Spontan wurde zu einer gezielten Gebetsgemeinschaft für Kuba aufgerufen und Alois und ich sahen uns an und beschlossen: Sollte sich für uns eine Tür nach Kuba öffnen, wollten wir alles daransetzen, die Situation der Christen in diesem uns unbekannten Land mit eigenen Augen zu sehen, um etwas helfen zu können.

Nur wenige Monate später bekamen wir eine Einladung von Christen in Kuba und im Februar 1997 flogen Alois und ich nach Kuba, zunächst nur mit je einem Koffer und etwas Handgepäck. In den Koffern hatten wir 20 Kommentare zum Neuen Testament in spanischer Sprache und ebenso etwa 20 Bücher »Explosión Carismática«, der gekürzten spanischen Übersetzung des Buches »Spiel mit dem Feuer«.

Kapitel 7

In Varadero angekommen, warteten wir erschöpft vom Flug und ahnungslos auf unsere Koffer. Stunde um Stunde verging, alle Urlauber hatten schon ihre Koffer vom Laufband geholt und wir blieben als Letzte in der Abfertigungshalle und fürchteten schon, dass unsere Koffer beim Umsteigen in Madrid nicht umgeladen wurden. Aber dann erschienen endlich die beiden Koffer und das Band stand still. Erleichtert luden wir sie auf und strebten dem Ausgang zu. Aber wir kamen nicht weit, denn wir wurden von zwei Damen höflich, aber energisch gestoppt und gebeten, unsere Koffer zu öffnen. Wir ahnten nicht, dass alle Koffer bereits durchleuchtet und die Bücher natürlich längst aufgefallen waren. 16 Kommentare wurden uns als »verbotene Literatur« abgenommen und nur 4 Exemplare, die sich im Handgepäck befanden, konnten wir behalten.

Das war unsere erste ernüchternde Erfahrung mit den Behörden in Kuba, die für uns aber eine wichtige Lektion war, um bei allen weiteren Besuchen bis ins Jahr 2022 vorsichtiger und weiser zu sein.



Tageskonferenz in einem kubanischen Dorf



Großes Interesse an evangelistischer und weiterführender Literatur

Inzwischen lassen wir eine Menge Literatur halblegal in Kuba auf primitive Weise drucken und weit verbreiten. Wenn man daran denkt, dass ein kubanischer Christ neben der Bibel selten mehr als ein oder zwei Bücher besitzt, kann man sich vorstellen, welche Freude und Dankbarkeit damit verbunden ist, wenn diese inzwischen über 25 verschiedenen Titel in immer neuen Auflagen kostenlos verteilt werden können.

In den letzten Jahren wurde Kuba für uns das Land, das wir jeweils in kleinen Teams am meisten besucht und besonders in den Jahren 2020 bis 2022 mit dringend benötigten Medikamenten und auch anderen materiellen und finanziellen Gaben versorgt haben. Es sind wunderbare Freundschaften mit Brüdern, Familien und Gemeinden entstanden, mit denen wir eine Menge kleine und größere Wunder erlebt haben.

Neben Alois Wagner, der etwa 20 Jahre lang regelmäßig Kuba besucht und dort viele Seminare mit Brüdern durchgeführt hat, war in den letzten Jahren Rudi Rhein als erfahrener Missionar

Kapitel 7

dabei. Auch unser Sohn Daniel, der mit seiner Familie vier Jahre als Lehrer an einer deutschen Schule auf Teneriffa unterrichtet hatte, beherrschte perfekt die spanische Sprache. Er hatte völlig unabhängig von uns bereits auf Teneriffa Kontakte zu Christen in Kuba knüpfen können, die wir dann später gemeinsam im Land besucht haben und mit denen uns heute eine sehr freundschaftliche Beziehung verbindet.

Leider ist es zurzeit so, dass Hunderttausende aus Kuba fliehen, weil es dort kaum noch lebensnotwendige Nahrungsmittel und so gut wie keine Medikamente gibt. Inzwischen hat Daniel nun auch mit seinen Söhnen Jonathan und Noah mit sieben Koffern voll Medikamenten dieses Land besucht und so hoffen wir, dass auch eine dritte Generation Christen in Deutschland ein Herz für die Menschen in diesem völlig verarmten und ausgebluteten Land gewinnt.

Unter diesen Flüchtlingen sind auch manche Christen und langjährige Freunde von uns, die als Prediger oder Älteste Verant-



Daniel Bühne in einer Frauenversammlung
in Cruces/Kuba



Der eifrige kubanische Evangelist Jorge Lorenzo
mit seiner Frau Kyara



Rudi Rhein in einem evangelistischen
Hauskreis



Jan Kleins Botschaft wurde dankbar
angenommen

wortung in den Gemeinden trugen. Sie sind teilweise geflohen, ohne sich von ihrer Gemeinde verabschiedet zu haben, was sowohl für sie selbst als auch für die Zurückgebliebenen besonders schmerzlich ist. Meist sind es solche Brüder, die große Familien und daher auch große Sorgen um die Versorgung, Gesundheit und Zukunft ihrer Kinder haben und keinen anderen Ausweg sahen.

Nachdem Alois Wagner wegen seiner Erkrankung an Parkinson seit einigen Jahren nicht mehr nach Kuba reisen kann, hat uns der Herr – wie bereits erwähnt – in Rudi Rhein einen Bruder und Freund geschenkt, der bereits 20 Jahre als Missionar in Bolivien Erfahrungen gesammelt hat und die spanische Sprache perfekt beherrscht. In Kasachstan geboren, siedelte er 1988 mit seinen Eltern nach Deutschland über und leistete im Alter von 20 Jahren seinen Zivildienst in Bolivien ab, wo der Missionar Wilhelm Bies-ter eine große Missionsstation aufgebaut hatte.

Kapitel 7

Als dieser Pioniermissionar krank wurde, übernahm Rudi in relativ jungen Jahren mit seiner Frau Inna diese Station. Im Jahr 2010 lernte ich ihn während seines Heimaturlaubs in Deutschland auf einer KfG-Konferenz kennen, wo er mich bat, doch einmal Bolivien zu besuchen. So habe ich ihn dann in den Jahren 2013 bis 2016 einige Male besucht und ihn bei Diensten in den Gemeinden begleitet (darunter auch die großen Mennoniten-Kolonien), mit ihm Konferenzen organisiert und auch für gute spanischsprachige Literatur gesorgt.

Inzwischen musste er mit seiner Familie aus gesundheitlichen Gründen wieder in seine deutsche Heimat ziehen, wo er nun in der missionarisch sehr aktiven ECB-Gemeinde Weinsberg (bei Heilbronn) Mitältester ist. Er begleitete mich bisher als Verkündiger und Übersetzer in Honduras, Kuba und Argentinien und hat inzwischen die Organisation der Hilfstransporte per Containerfracht nach Kuba übernommen und viele gute und wichtige Kontakte zu Gemeinden und Freunden in Kuba geknüpft.



Kofferweise Medikamente nach Kuba, verwaltet von Dr. Jorge Ernesto



Vladimirs evangelistische Arbeit unter jungen Männern in den Favelas von Havanna

Rudi ist ein praxiserprobter und glaubensfroher Missionar, ein Organisationstalent, ein Hüne von Gestalt, der immer ein fröhliches Lied auf den Lippen hat und anscheinend keine Menschenfurcht kennt. Er ist einer der wenigen Missionare, mit denen man keinen Streit bekommen kann, auch wenn ich ihn öfter dazu provozieren wollte. Ein wertvoller Freund!

Viele Erlebnisse und Erfahrungen in Kuba haben wir besonders in den letzten Jahren in unserer Quartalsschrift »fest&treu« veröffentlicht, die man auch im Internet nachlesen kann.⁴⁶

»Wenn Friede mit Gott ...«

Zurück nach Honduras, wo die Weiche nach Kuba gestellt wurde:

Wenn ich an dieses Land denke, werde ich an eine persönliche Erfahrung erinnert, die sich in mein Gedächtnis tief eingebrannt hat. Es war im Jahr 2010, als wir wieder einmal in dem traum-

46 www.clv.de/Sonstiges/Fest-Treu/

haft schön gelegenen, großen, aber auch recht schlichten Freizeitzentrum »Eden« am Rande der wunderschönen Küstenstadt Tela (deren ursprünglicher Name übersetzt »Triumph des Kreuzes« bedeutet) eine Ältestenkonferenz durchführen konnten.

Es waren wohl um die 150 Brüder anwesend und wir hatten schon ein oder zwei Tage hinter uns. Wir Deutschen übernachteten etwa 10 Kilometer entfernt bei guten Freunden. Wegen der tropischen Temperaturen begannen die Vorträge meist schon um 8 Uhr und endeten meist um 16 Uhr, weil es danach unerträglich heiß wird und die vielen Moskitos die Aufmerksamkeit stören.

Am Abend vorher hatte ich von Ulla per Telefon gehört, dass unsere Tochter Debora plötzlich ins Krankenhaus eingewiesen wurde, weil sie seltsame Taubheitsempfindungen hatte. Das war ungewöhnlich, denn sie war selten krank, hatte sich in der Teenie-Mädchenarbeit unserer Gemeinde verausgabt, war als Erzieherin auch stellvertretende Leiterin eines Kindergartens und der Sonnenschein unserer großen Familie. Immer fröhlich, hilfsbereit, tatkräftig – einfach ein Segen.

Zunächst hatte man eine Entzündung im Rückenmark entdeckt und mit einer Cortison-Behandlung begonnen, weil man eine Autoimmunerkrankung vermutete.

Nun hatte ich von Ulla am Telefon sorgenvolle Befürchtungen gehört und wollte am frühen Morgen natürlich erfahren, wie die Untersuchung verlaufen sei. Als ich morgens um etwa 7 Uhr im Krankenhaus anrief, war Debora sofort am Telefon und teilte mir mit, was die Untersuchungen ergeben haben: MS – Multiple Sklerose! Diese Autoimmunkrankheit wird durch MRT im Gehirn und Lumbalpunktion im Rücken erkannt, gilt bis heute als nicht heilbar und auch die Ursachen sind bei Weitem noch nicht völlig erforscht. Der Krankheitsverlauf ist sehr unterschiedlich.

Sie schilderte, dass sie bis zum Hals taub war und sich wie in ein eisernes Korsett eingeschlossen fühlte. Nun wollte man eine Therapie vorschlagen, um durch gezielte Spritzen ins Rückenmark den Krankheitsverlauf zu verlangsamen und die Beschwerden zu lindern.

Wir weinten beide am Telefon, denn wir ahnten, welche Konsequenzen diese Krankheit mit sich bringen konnte, besonders im Hinblick auf ihre vielen Aufgaben in der Kinder- und Jugendarbeit. Dennoch schien Debora völlig getrost zu sein. Sie entschuldigte sich fast für ihr Befinden, dass sie sich trotzdem im Herrn freute, da sie überzeugt sei, dass Gott keine Fehler macht. Wörtlich sagte sie, während ich am Heulen war:

»Vielleicht wird der Herr mehr geehrt, wenn ich diese Krankheit mit Gottes Hilfe dankbar ertrage, als wenn ich gesund werde.«

Draußen wartete schon das Auto auf uns, das uns zur Konferenz fahren sollte, wo ich ausgerechnet schon um 8 Uhr den ersten Vortrag halten sollte zum Thema »Die Gemeinde und das Abendmahl«. Mit schwerem Herzen saß ich im Auto und fragte mich, woher ich die Kraft nehmen sollte, um nach diesen bedrückenden Nachrichten eine Predigt zu halten.

Als wir mit einigen Minuten Verspätung zum Konferenzgebäude einbogen, sangen die versammelten Brüder bereits mit Inbrunst das bekannte Lied »Wenn Friede mit Gott meine Seele durchdringt, ob Stürme auch drohen von fern ...«. Ich kann schwer beschreiben, welch ein gewaltiger Trost über mich kam, als diese kernigen Männerstimmen dann auch die weiteren Strophen dieses schönen Liedes sangen! Jedenfalls konnte ich aufgerichtet und ermutigt den Vortrag halten und schrieb abends in mein Tagebuch:

Der Blick auf den Herrn hat auch mein Angesicht erheitert.

— Psalm 34,6

Es wurde spontan für Debora gebetet und ein Freund zitierte Joni Eareckson mit ihren Worten: »*Gott würfelt nicht!*« Am Abend hörten wir, dass sich bereits fünf Schwestern getroffen hatten, um für Debora, aber auch für Ulla und mich zu beten.

Drei Tage später rief mich Debora an und sagte: »*Ich kann einfach nicht traurig sein, egal wie die Zukunft aussieht ... Übrigens: Ich spüre wieder Gefühl in den Füßen!*« Die vielen Gebete auch in den heimatlichen Nachbarversammlungen hatte der treue Herr erhört.

Jedes Mal, wenn heute das Lied »Wenn Friede mit Gott« gesungen wird, werde ich an diese Erfahrung der Treue und Gnade Gottes erinnert, der keine Fehler macht.

Später erfuhren wir, dass der behandelnde Chefarzt Debora die Möglichkeit eröffnete, auf die übliche medikamentöse Behandlung zu verzichten und zu versuchen, durch eine veränderte Lebenseinstellung, nämlich mit weniger Stress, gezieltem Sport sowie einer Umstellung der Nahrung die Krankheit in Grenzen zu halten. Dieser für Ärzte nicht gerade gewöhnliche Rat wurde auch von unserem Hausarzt Claudius Bertram unterstützt und so hat Debora völlig auf Medikamente verzichtet, ihre Nahrung umgestellt, ihre vielen Aktivitäten reduziert und diszipliniert ihren Tagesablauf eingeteilt. Debora ist besonders dankbar, dass die Ältesten ihrer Heimatgemeinde über ihr gebetet haben und viele Geschwister im In- und Ausland bis heute für sie beten.

Jahr für Jahr wurde ihr Gehirn und ihr Rückenmark im MRT untersucht und nach zehn Jahren ohne einen einzigen weiteren MS-Schub darf sie auf diese Untersuchungen verzichten. Beim Ausbruch der Krankheit wurde sie informiert, dass sie in 10 Jah-

ren möglicherweise im Rollstuhl sitzen würde. Umso dankbarer sind wir, dass unser Herr den Krankheitsverlauf so gnädig geschenkt hat.



Das Nummernschild an Deboras »Seat Altea« ist ihr Bekenntnis:
GM – KF 828: **G**ott **M**acht – **K**eine **F**ehler – Römer **8,28**

Gott erhört Gebet! Nicht immer so, wie wir es uns wünschen, aber immer so, wie es gut für uns ist.

Nie für möglich gehalten: Auf nach China!

Neben Russland hat mich bereits in jungen Jahren China interessiert. Die Biografen von Hudson Taylor, seine Zubereitung zum Pioniermissionar, die Führungen Gottes in seinem Leben, die leidvollen Prüfungen, aber besonders seine Glaubenserfahrungen waren für mich wertvolle, praktische Lektionen zum Thema »Wahre Jüngerschaft«.

Aber auch das Leben des Chinesen Watchman Nee, seine zahlreichen Bücher über Gebet, Zerbruch, geistliches Leben und die erstaunliche Geschichte der durch ihn geprägten Gemeindebewegung »Little Flock« (»Kleine Herde«) hatten mich tief beeindruckt.

Ferner hatten die ergreifenden Lebensgeschichten von Wang Ming-tao, John Sung, James O. Fraser und Gladys Aylward mein Interesse für China geweckt. Aber der Traum, dieses riesige, für das

Evangelium scheinbar verschlossene Land und die von Kommunisten unterdrückten und teilweise verfolgten Gemeinden einmal persönlich kennenzulernen, schien für mich jahrzehntelang unvorstellbar.

Aber auch hier öffnete der Herr durch scheinbar »zufällige« Begegnungen völlig unerwartet Türen in das »Reich der Mitte«.

Schlüsselperson war Peter Görzen, einer der Gemeindeleiter der großen russlanddeutschen Gemeinde in Gummersbach-Bernberg, den ich schon viele Jahre als einen hingeebenen Christen kannte. Er war Ingenieur bei der Firma ABUS in Gummersbach, die Kräne herstellt und weltweit exportiert, und auch für den Kundendienst in China zuständig. Peter hatte bereits vor Jahren auf einer seiner Geschäftsreisen den berühmten früheren Peking Prediger Wang Ming-tao in Shanghai besuchen können, wo dieser im hohen Alter unter Hausarrest stand.

Irgendwann im Jahr 2002 trafen wir uns in unserem Buchladen, wo mir Peter, der mein Interesse für China kannte, folgenden Vor-



Der erste Besuch in einer chinesischen Hausgemeinde 2003

schlag unterbreitete: »Was hältst du davon, wenn wir als eine Gruppe von etwa 10 Brüdern mal eine offizielle Rundreise durch China planen, um dort die Situation der Christen und der »Untergrundgemeinden« kennenzulernen?«

Dieses abenteuerliche Angebot kam wie aus heiterem Himmel, völlig überraschend, aber ich habe sofort zugestimmt: Ich bin dabei!

Es vergingen noch einige Monate, einige Brüder meldeten Interesse an, sagten dann aber wieder ab. Schließlich hatte sich doch eine Gruppe von sieben Brüdern gefunden, die verbindlich zugesagt haben. Unter denen waren auch Alexander Seibel und Heinrich Janzen, mein erster »Täufling« vor etwa 30 Jahren, der auch einen seiner Söhne mitbrachte.

Es war eine offizielle Reise, die von einem Reisebüro organisiert wurde. Deutsch sprechende chinesische Reiseführer begleiteten uns 14 Tage lang und machten uns mit den wichtigsten historischen Orten und Sehenswürdigkeiten in Peking, Nanjing, Shanghai usw. bekannt.

Nun war es aber nicht unser vorrangiges Ziel, die »Chinesische Mauer« zu besteigen, uns an den berühmten Gärten in Suzhou zu erfreuen oder den riesigen berühmten »Platz des Himmlischen Friedens« in Peking zu bestaunen. Wir wollten vor allem die »Untergrundkirche« ausfindig machen und hofften, auch irgendwie Kontakte zu Christen in den verschiedenen Städten knüpfen zu können. Das war aber nur vereinzelt möglich, weil wir uns an den verschiedenen Orten nur jeweils zwei oder drei Tage aufhielten und so auch keine einzige »Untergrundkirche« besuchen konnten. Aber immerhin war es möglich, dass einige dieser Geschwister uns im Hotel besuchten und uns über die Situation der Christen in China informierten. Darunter war auch ein Bruder, der vollzeitlich unter den Geschwistern der Hauskirchen arbeitet und erst vor Kurzem aus dem Gefängnis entlassen worden war.

Dennoch war diese erste Reise zumindest für mich ziemlich ernüchternd. Ich hatte sehr gehofft, intensive persönliche Kontakte zu den bedrängten und verfolgten Geschwistern und vor allem zu der »Little Flock«-Bewegung zu bekommen. Wenn es wenigstens nur einen Besuch eines geheimen Gottesdienstes gegeben hätte ...

Damals ahnte ich nicht, dass ich mit meinen Vorstellungen ziemlich naiv war und die chinesischen Christen erst einmal sehr zurückhaltend sein mussten, reiselustigen Christen aus dem Ausland vorschnell Vertrauen zu schenken und ihnen die Türen zu öffnen. Erst viel später habe ich diese Zurückhaltung verstehen und nachvollziehen können.

Ausgerechnet auf einer Beerdigung ...

Scheinbar waren für mich die nicht gerade geringen Reisekosten eine Fehlinvestition gewesen. Aber ich hatte mich geirrt. Exakt 12 Monate später saß ich alleine im Flugzeug mit einer Menge chinesischer Bücher im Gepäck und einem Geschäftsvisum in der Jackentasche, das mir beliebig oft die Ein- und Ausreise nach China innerhalb eines Jahres ermöglichte.

Und das kam so: Nur wenige Tage nach der Rückkehr von unserer »Studienreise« nach China machte ich einen Besuch am Sterbebett von »Tante Helmi«, jener Schwester, die damals als junge Witwe mit



1992: Helmi beim Jubiläum
»25 Jahre Freizeitarbeit«

ihren Söhnen bereits seit Ostern 1968 jahrelang auf unseren Freizeiten in Stukenbrock mitgeholfen hatte und auch 1973, etwa ein Jahr nach unserem Umzug nach Schoppen, ebenfalls in das inzwischen renovierte Freizeithaus Schoppen gezogen ist.

Bis 1978 hat sie in großer Treue die Hauswirtschaft im Freizeithaus geleitet und war gleichzeitig eine seelsorgerliche Anlaufstelle für viele Jungen, aber auch für die Mitarbeiter in den Freizeiten, wie auch für die jungen Mädchen, die ihr in ihren Schulferien wochenweise in der Küche usw. halfen. Auch für Ulla, die in diesen Jahren bereits 5 Kinder zur Welt gebracht hatte und eine Menge Arbeit mit den zusätzlichen Pflegekindern und gefährdeten jungen Männern hatte, war sie eine gute Freundin und wertvolle Hilfe.

1976 heiratete sie den Witwer Robert Müller aus der Gemeinde in Worbscheid und zog dann auch bald in dessen Wohnung. 2003 wurde sie sehr krank und wusste, dass sie bald sterben würde. Anfang April besuchte ich sie, als sie bei ihrem Sohn Lothar und dessen Frau Rita lebte und auch dort gepflegt wurde.

Nun habe ich nicht viel Erfahrung mit Besuchen an Sterbebetten und fühle mich auch jedes Mal dabei überfordert. Bei Helmi fiel mir das allerdings nicht schwer. Wir erinnerten uns bewegt an die vielen schönen und schmerzhaften Erlebnisse in den vergangenen Jahren. Aber wenn auch viele Tränen flossen, so war sie völlig zufrieden und dankbar für die Führungen Gottes in ihrem Leben.

Schließlich bat sie mich – wenn möglich – auf ihrer Beerdigung die Traueransprache zu halten. Wörtlich sagte sie: *»Ich weiß, dass du keinen ›Schmu‹ (so etwas wie ›Schmalz‹) reden wirst.«*

Wir sprachen dann über Einzelheiten der Beerdigung und ich fragte sie, ob sie besondere Lieder vorschlagen möchte. Nein, das wollte sie uns überlassen und zeigte dann aber auf eine Karte auf ihrem kleinen Tisch, auf der das ergreifende Lied *»Gott sitzt am Webstuhl meines Lebens«* zu lesen war:

Der Webstuhl

Gott sitzt am Webstuhl meines Lebens,
und seine Hand die Fäden hält,
er schafft und wirket nicht vergebens,
wenn ihm ein Muster wohlgefällt.

Mir will es manchmal seltsam dünken,
wenn er die Fäden so verwirrt,
doch niemals seine Arme sinken,
wenn er das Weberschifflein führt.

Manch raue Fäden lässt er gleiten,
durch seine liebe Vaterhand,
er weiß aus allem zu bereiten
für mich des Himmels Lichtgewand.

Auch dunkle Fäden eingebunden,
flieht er in das Gewebe ein,
das sind des Lebens trübe Stunden,
dann schweige ich und harre sein.

Und stille ich am Webstuhl stehe,
wenn er die dunklen Fäden spinnt,
den goldnen Faden ich nur sehe
und freu mich dessen wie ein Kind.

Denn ob es helle oder trübe,
aus allem glänzet doch hervor:
der goldne Faden seiner Liebe,
der mich zu seinem Kind erkor.

Und ist der letzte Tag zerronnen,
mein Sterbetag, von Gott gewollt,
dann ist der Webstuhl abgesponnen,
und alles glänzt wie lauter Gold.

Dann sing ich mit den Engelschören,
nach letzter durchgekämpfter Nacht,
dem großen Meister dann zu Ehren:
»Ja, du hast alles wohlgemacht!«
(Verfasser unbekannt)

Unter Tränen sagte sie: *»Ich wünschte, ich könnte allen vermitteln, welche Ruhe und welchen Frieden der Herr mir geschenkt hat. Er hat mir die Angst vor dem Sterben genommen. Nicht im Voraus, aber dann, als es nötig war. Der Herr hat mich nie im Stich gelassen, er wird es auch zum Ende nicht tun.«*

Wenige Tage später ist sie dann im Beisein ihrer drei Söhne still heimgegangen. Sie hat tiefe Segensspuren hinterlassen, ohne sich dessen bewusst zu sein und ohne damit auffallen zu wollen.

Zu ihrer Beerdigung erschienen neben ihrer Verwandtschaft auch viele Christen aus den verschiedenen Gemeinden der Umgebung, die leider nicht immer miteinander in Harmonie lebten, aber sich mit Helmi über alle Unterschiede hinaus verbunden fühlten und diese demütige, stille, gottergebene Dienerin des Herrn überaus geschätzt haben.

In der Traueransprache fiel es mir nicht schwer, anhand ihres Lieblingsliedes *»Gott sitzt am Webstuhl meines Lebens«* ihr leidgeprüftes, hingeegebenes Leben zu schildern, was der treue Gott für sie war und was Helmi für uns war, die Gott uns irgendwie in ihr gesegnetes Leben eingewoben hatte.

Der Herr öffnet manchmal völlig unerwartet Türen

Und Gott benutzte auch noch den Tag ihrer Beerdigung, um besondere Fäden in meinen Lebenslauf einzufügen:

Es war auf der Beerdigungs-Nachfeier, als wir in dem schönen großen Saal der Gemeinde »Ihne« in Valbert wie üblich zu Kaffee und Kuchen eingeladen waren, um noch manche Erinnerungen an Helmi auszutauschen. Mich hatte man überraschend neben einen seriösen Herrn platziert, den ich aus meiner Jugendzeit in Schwelm kannte und viele Jahre aus den Augen verloren hatte. Es war Siegfried Haase aus Mettmann.

Damals erschien mir dieser smarte Mann etwas fragwürdig, weil er als Geschäftsführer einer großen Firma immer elegant gekleidet war, sich gewählt und vornehm auszudrücken pflegte und ein hochklassiges Auto fuhr, was mir als junger, ungestümer Christ äußerst suspekt schien. Aber immerhin, er besuchte auch die Versammlungen, war auf den Konferenzen zu sehen und kannte sich auch in der Bibel aus.



Predigt über drei Stationen: von Deutsch über Englisch ins Chinesische

Vielleicht war ich auch nur etwas neidisch auf ihn, der ich nicht mit diesen Qualitäten gesegnet war ... Jedenfalls war es damals für mich jedes Mal eine Genugtuung, wenn ich ihn bei unseren gelegentlichen Tischtennis-Turnieren haushoch schlagen konnte.

Aber jetzt saß ich als Beerdigungsprediger neben ihm, musste mich anständig benehmen und mich natürlich auch nach seinem Ergehen in den letzten Jahren erkundigen. Als ich ihn dann so nebenbei fragte, was er denn jetzt in seiner beruflichen Karriere so mache, gab er mir eine Antwort, die ich überhaupt nicht erwartet hatte und die mich Streuselkuchen und Kaffee vergessen ließ: *»Ich habe in China eine Firma gegründet!«*

Völlig verwirrt, aber hoch interessiert fragte ich ihn: *»Wie kommst du nach China und was treibt dich in dieses Land?«*

Er antwortete gewohnt sachlich: *»Ich versuche dort in der Firma Christen aus der Untergrundkirche einzustellen und Kontakte zu den Hauskirchen in China zu bekommen!«*

Um es kurz zu machen: Ich musste meine Vorurteilsschubblade gegen ihn völlig entleeren. Er war inzwischen in den Gefängnissen in seiner Umgebung als Seelsorger tätig, hatte trotz BMW ein Herz für kaputte, gescheiterte Existenzen und versuchte nun, auch in China nicht nur Geschäfte zu machen, sondern auch die Christen im Untergrund zu unterstützen, von denen wir kaum etwas wussten und die ich vor einigen Wochen vergeblich auf unserer ersten China-Reise gesucht hatte.

Uns beiden wurde klar: Hier hatte Gott seine Hand im Spiel. Er sitzt auch am Webstuhl unseres Lebens und benutzte die Beerdigungsfeier unserer lieben Helmi dazu, neue Verbindungen zu knüpfen. Es war eindeutig: Gott hat uns an diesen Tisch gesetzt, und bei nächster Gelegenheit reisten wir gemeinsam nach China, um die Christen im Untergrund kennenzulernen. Unerwartet hatte Gott eine Tür geöffnet – ausgerechnet bei einer Beerdigung!

Noch im selben Jahr flogen wir gemeinsam nach China und ich bekam sogar als Begleiter von Siegfried ein Geschäftsvisum und konnte damit ohne große Formalitäten in den nächsten Jahren beliebig oft im Jahr nach China reisen.

Die vielen abenteuerlichen Erlebnisse und Begegnungen in den Jahren 2004 bis 2019 – vor allem in den Millionenstädten Shanghai, Wenzhou, Nanjing, Peking, Shenzhen, Guangzhou und Hongkong – würden Bücher füllen. In diesen Jahren lernten wir tief beeindruckende Männer Gottes in hohem Alter kennen, die alle 20 und mehr Jahre Lagerhaft hinter sich hatten, weil sie sich unter Mao Tse-tung nicht beugten und als Evangelisten und Bibel-lehrer im Land unterwegs waren.

Ihre beeindruckende Standhaftigkeit kann man in den Büchern »Niemals allein« über das Leben von Samuel Lamb⁴⁷ und »Siegfried Koll – Der verfolgte, aber nicht verlassene Deutsch-Chinese«⁴⁸, beide im CLV-Verlag erschienen, nachlesen.

Viele Jahre konnten wir wichtige Bücher von William MacDonald, Erwin Lutzer, auch »Jesus unser Schicksal« von Wilhelm Busch und zahlreiche andere Bücher wie »Das Gebetsleben Jesu«, »Kann denn Liebe Sünde sein?« usw. in China drucken und weit verbreiten. Als Übersetzerin hatte sich eine chinesische Schwester, die an der Universität Germanistik unterrichtete, zur Verfügung gestellt. Einige Titel konnten sogar mit staatlicher Genehmigung veröffentlicht werden, und auf diese Weise wurden wir auch mit den vielen legalen christlichen Buchhandlungen in den zahlreichen Großstädten Chinas bekannt und bekamen sogar guten Kontakt zu einer christlichen Privatschule.

47 Ken Anderson, *Niemals allein: Samuel Lamb – Verfolgung und Erweckung im Land des Roten Drachen*, Bielefeld: CLV, 2008.

48 Wolfgang Bühne, *Siegfried Koll – Der verfolgte, aber nicht verlassene Deutsch-Chinese*, Bielefeld: CLV, 2020.

Nicht nur ein Blick in die Ferne ...

Als es 2014 Siegfried Haase aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr möglich war, nach China zu fliegen, schenkte mir der Herr in Jin Wei einen chinesischen Bruder, der zu dieser Zeit mit seiner jungen Familie in China lebte und arbeitete, aber vorher einige Jahre in München studiert und gelebt hatte und perfekt Deutsch sprach. Er hatte auch das TMG in Salzburg besucht und war einer der Ältesten der chinesischen Gemeinde in München. Er bot sich an, mich bei meinen Besuchen in China zu begleiten und zu übersetzen, was die Kommunikation mit den chinesischen Geschwistern natürlich enorm erleichterte.

Bisher sprach und predigte ich Deutsch, weil ich die englische Sprache nur kümmerlich verstehe und spreche, und Siegfried übersetzte mich ins Englische; ein chinesischer Bruder musste dann in einer zweiten Stufe vom Englischen ins Chinesische übersetzen.

Nun konnte ich durch Jin Wei direkt ins Chinesische übersetzt werden, was für die Hörer sehr viel einfacher und verständlicher war. Da wir uns auch geistlich sehr gut verstanden und ein gemein-



Mit Jin Wei, meinem Übersetzer seit 2014



Konferenz in China im Jahr 2017

sames Anliegen hatten, wurde es viel leichter, mit den chinesischen Geschwistern ins Gespräch zu kommen, zumal auch Jin Wei als Chinese die Kultur der Chinesen kannte. So war er mir in jeder Beziehung ein wertvoller Übersetzer und Begleiter, der – nebenbei bemerkt – mich in unseren Unterkünften in den wenigen freien Stunden bisher in jedem Tischtennis-Match ziemlich deutlich geschlagen hat.

Besonders in der Regierungszeit von Hu Jintao (2003 bis 2013) gab es auch für die »Untergrundgemeinden« eine relative Freiheit, und so konnten wir zum Beispiel auch eine der größten illegalen Gemeinden in China mit etwa 4000 Mitgliedern kennenlernen. Es war die »Gemeinde ohne Namen« in Guangzhou, die von Pastor Samuel Lamb gegründet und viele Jahre geleitet wurde, die wir mehrmals besuchen und auch unterstützen konnten.

Seit 2020 und dem Ausbruch der Corona-Pandemie waren Besuche in China leider nicht mehr möglich. Unter Xi Jinping wurde der Druck auf die Christen in China von Jahr zu Jahr erhöht. So konnten sie sich ab 2021 auch nicht mehr als Gemeinden, sondern bestenfalls in kleinen Hauskreisen treffen oder ansonsten nur per Internet miteinander kommunizieren und Predigten hören.

Die Gemeinschaft mit den chinesischen Gemeinden und Geschwistern war für mich immer ein besonderes Erlebnis. Ihre enorme Lernbereitschaft, ihr Fleiß, ihre Dankbarkeit, Disziplin und Pünktlichkeit waren zugleich eine geistliche Erfrischung wie auch Herausforderung, die ich sehr vermisse. Zurzeit (2023) können wir nur für sie beten und über gelegentliche Videokonferenzen ermutigende Bibelvorträge halten und in Verbindung damit Informationen über ihre Umstände erfahren.

Kapitel 8

Unerwarteter Glücksfall Andi



Kapitel 8

Wir brauchen nicht die Regungslosen,
die zu Lebzeiten vermoosen.

Wir brauchen nicht die Eingestaubten,
die noch niemals wirklich glaubten.

Wir brauchen nicht die Pessimisten,
die nur Risiken auflisten.

Wir brauchen weder Kissenwärmer
noch die religiösen Schwärmer.

Wir brauchen nicht die Mitmarschierer,
keine Glaubensmut-Verlierer.

Wir brauchen keine Volksbefrager,
keine Wenn-und-Aber-Sager.

Wir brauchen keine Schlachtenbummler,
und auch keine Kriegsspiel-Schummler.

Wir brauchen keine Trittbrettfahrer,
keine Schweiß- und Mühe-Sparer.

Wir brauchen keine Drückeberger,
und auch keine Angst-Verstärker.

Wir brauchen nicht Bedenkenträger,
nicht die Aufbruchs-Abfangjäger.

Wir brauchen nicht die Panikmacher,
nicht interne Widersacher.

Wir brauchen keine Hoffnungs-Dämpfer.

Was wir brauchen, sind die Kämpfer!

Andreas Fett 2005

Von China 2019 drei Jahrzehnte zurück ins Sauerland, nach Schoppen.

1987 wurde ich von Werner Arthur Hoffmann – manchen Lesern durch seine Lieder und Evangelisationen bekannt – eingeladen, in der dortigen Landeskirchlichen Gemeinschaft in Kirn (Hunsrück) einige Bibelabende zu halten. Diese Gegend war mir damals noch unbekannt und ich wusste auch nichts über das geistliche Klima in den Gemeinschaften. Wohl hatte ich die erschütternde Biografie des mutigen, kompromisslos-treuen evangelischen Pfarrers Paul Schneider gelesen, der von den Nazis 1939 im KZ Buchenwald ermordet und nach seinem Tod in Dickenschied unter ungewöhnlich großer Teilnahme beerdigt wurde.⁴⁹

Nicht in Dickenschied, sondern ein paar Dörfer weiter in Ippenschied gab es damals eine Familie Fett, die in unserem Leben eine wichtige und gesegnete Rolle spielen sollte. Sie gehörten dort zur Landeskirchlichen Gemeinschaft und Andreas, einer ihrer Söhne, der mir bis dahin völlig unbekannt war, sprach mich nach einem Vortrag an, ob man in Schoppen einen Zivi brauchen könnte. Seine Schwester Birgit hatte irgendwie Kontakt zu Schoppen bekommen und ihm davon berichtet. Er hätte zwar schon eine Zusage von einer Rettungswache bekommen, aber das ließe sich noch ändern ...

Meine beiden üblichen spontanen Fragen an Zivi-Bewerber – »Hast du einen Führerschein?« und »Spielst du Fußball?« – konnte er nur etwas halbherzig bejahen, denn Fußball war nicht unbedingt sein Lieblingssport. Na ja ...

Dummerweise bin ich bei dieser spontanen Zusage aber einer Verwechslung erlegen. Ich hatte nämlich einen jungen Mann be-

⁴⁹ Margarete Schneider, *Paul Schneider – Der Prediger von Buchenwald*, Holzgerlingen: SCM Hänssler, 2021.

obachtet, der für die Bibelwoche die Fahrdienste organisierte, sich um die Kassetten-Aufnahmen kümmerte und einen guten Eindruck machte. Wahrscheinlich habe ich die beiden Jungs in meiner Erinnerung vertauscht und dem vermeintlich falschen eine Zusage gegeben, weil beide den mir nicht so vertrauten Hunsrucker Dialekt sprachen.

Als dann einige Wochen später ein dunkelhaariger Lockenkopf mit dem Namen Andi Fett vor der Tür stand und sich als neuer Zivi vorstellte, war ich total verwirrt, denn diesen scheinbaren Zigeuner hatte ich überhaupt nicht erwartet. Aber nun war er einmal da und wir mussten die damals üblichen 20 Monate Zivildienst gemeinsam überstehen. Gut, dass wenigstens gleichzeitig mit ihm Werner Schmidt den Dienst antrat, den ich schon jahrelang aus den Jungenfreizeiten kannte und der ein exzellenter Fußballer mit Stürmerqualitäten war! Damals hätte ich nie gedacht, dass beide Zivis mit uns bis auf den heutigen Tag verbunden blieben und wir in einer Gemeinde miteinander dem Herrn dienen würden. Werner heiratete später unsere damalige langjährige und auch von unseren Kindern sehr geliebte Hauswirtschafterin Lena Seel, die inzwischen seit 2001 in unserem Buchladen für Ordnung und Disziplin sorgt.

Und genau dieser Andi, von dem ich zunächst dachte, dass er als empfindsamer Künstlertyp es nicht lange in unserer etwas ungehobelten Gesellschaft und der rauen Umgebung aushalten würde, der verschwand nach seiner Dienstzeit nicht in seine weinselige, sonnige Heimat, weil Gott einen anderen Plan für ihn hatte – wie wir noch sehen werden.

Einwurf

Andi Fett

— Anders als gedacht!



Dass ich 1988 in Schoppen gelandet bin, verdanke ich dem Rat Fürst Otto von Bismarcks, der 100 Jahre früher sinngemäß gesagt hat:

»Wenn man irgendwo Gottes Schreiten durch die Geschichte vernimmt, soll man zuspringen und versuchen, einen Zipfel seines Mantels zu fassen, und sich mit forttragen lassen.«

— Fürst Otto von Bismarck

Genau diesen Zipfel erwischte ich mit meiner Zivildienststelle. Gott schenkt hier und da seinen »Kairos« – den gnädigen Augenblick, die einmalige Chance, die man ergreifen muss, wenn sie nicht ungenutzt verstreichen soll.

1986 saß ich unter den Zuhörern eines Jugendtags der Evangelischen Gesellschaft in Wuppertal. Vorne stand ein schnörkelloser Redner in schmucklosem Sakko mit Poloshirt, aber seine Worte hatten Kraft. Das war Wolfgang Bühne.

Da war null Anbiederung an Jugendliche, stattdessen provokante Predigt. Ein kompromissloser Ruf zur Nachfolge. Seine Botschaft war kantig und klar. Wolfgang zitierte damals aus Jim Elliots Tagebuch »Im Schatten des Allmächtigen«. Dieses Beispiel hat mich nachhaltig gepackt und überzeugt.

Nicht mehr für sich selbst zu leben (vgl. 2. Korinther 5,15), sondern tatsächlich in erster Linie nach dem Reich Gottes zu trachten (vgl. Matthäus 6,33) – diese Herausforderung drang mir so klar ins Bewusstsein, wie damals Jesu steile Worte an die Zwölf:

»Wenn jemand mir nachkommen will, so verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf und folge mir nach.«

— Matthäus 16,24

Wenige Monate später hörte ich den gleichen Botschafter bei einer Evangelisation in Kirn an der Nahe. Unvergesslich ist mir der Teil der Botschaft, als die Bundeslade durch den Jordan zog. Sie musste damals mitten im Flussbett stehen bleiben, um die Flut aufzuhalten, bis der letzte Mann an ihr vorbei ins neue Land geschritten war. Wolfgang bezog diese Passage dann auf Psalm 69 und die Vorübergehenden auf Golgatha. Das hat mich zutiefst erschüttert. Ich sah mich förmlich unter dem Kreuz hergehen.

*Wie tief muss Gottes Liebe sein? Er liebt uns ohne Maßen,
hat seinen Sohn an unsrer statt für alles büßen lassen.
Als alle Sünde auf ihm lag, der Vater sein Gesicht verbarg,
als er, der Auserwählte, starb, gab er uns neues Leben.*

*Ich schaue auf den Mann am Kreuz, kann meine Schuld dort sehen.
Und voll Beschämung sehe ich mich bei den Spöttern stehen.
Für meine Sünden hing er dort! Sie brachten ihn ums Leben.
Sein Sterben hat sie ausgelöscht. Ich weiß, mir ist vergeben.*

*Ich werde keiner Macht der Welt und keiner Weisheit trauen.
Auf Jesu Tod und Auferstehn will ich mein Leben bauen.
Ich hab das alles nicht verdient. Ich leb durch seine Gnade.
Sein Blut bezahlt für meine Schuld, damit ich Leben habe.*

— Stuart Townend

Niemals zuvor hat mich eine Botschaft so tief gepackt. Nach dem Vortrag sprach ich mit meiner Schwester Birgit darüber. Sie meinte dann: »Frag den doch mal, ob du bei ihm Zivildienst machen kannst. Ich habe gehört, dass der eine Einrichtung hat, in der es auch Zivis gibt.« Ich kannte bis dato nichts von Schoppen.

Aber unerklärlicherweise gab mir Wolfgang an demselben Abend noch eine Zusage – ohne mich zu kennen! Fast wäre mir der Zipfel durch die Hand gerutscht, aber ich packte zu.

In Schoppen beobachtete ich dann gelebtes Christsein, Liebe zu Verlorenen, klare Verkündigung, Verzicht um des Evangeliums willen. Irgendwie schritt Gott durch die ganze Geschichte – das nahm mich völlig mit.

Nie zuvor hatte ich so deutlich erlebt, dass Gott am Wirken ist, wie das Evangelium Kraft hat, Menschen überführt und neu macht. Bei »Komm-und-sieh«-Wochenenden im Freizeitheim kamen etliche zum lebendigen Glauben. Ich erlebte Gottes Schreiten und Wirken und wollte so gerne Teil davon sein. Daher blieb ich über die 20 Monate meines Zivildienstes hinaus. Das Beispiel von Ittai, dem Gatiter, gab mir damals die Gewissheit (vgl. 2. Samuel 15,19ff.).

Auch ich war, was die Brüdergemeinde betrifft, erst »gestern gekommen«, Schoppen war damals eine winzige Schar verzagter Geschwister. Wir litten Ende der 1980er-Jahre noch sehr schmerzhaft unter Streitigkeiten zwischen Brüdern – wie David unter Absalom. Die Zeit glich dem Umherirren und Verstoßenfühlen von David. Der fragte damals Ittai: *»Und willst du wirklich mit in die verzichtvolle, heimatlose Ungewissheit?«*

Ja, das wollte ich. Und siehe da: Bald wurde Schoppen nicht nur meine geistliche Heimat, sondern auch das Freizeitheim mein Beruf und meine Berufung.

Meine Vorurteile Andi gegenüber musste ich sehr schnell begraben. Es zeigte sich nach wenigen Wochen, dass er – geprägt von dem bekannten und beliebten Bundessekretär des CVJM-Westbundes Max Hamsch, dessen Jungscharfreizeiten und Erzähl talent Andi nachhaltig beeindruckt hatten – ein sehr begabter, kontaktfreudiger und ideenreicher Mitarbeiter war. Und nicht nur das, sondern seine Freude an Gottes Wort, verbunden mit intensivem Bibelstudium und Lernbereitschaft wirkte auf uns alle belebend. Sowohl Ulla und mir als auch unseren Kindern wurde und ist er bis heute ein vertrauter Freund.

Da Andi auch durch seine Herkunft und Prägung (sein Vater war selbstständiger Zimmermann) sehr praktisch veranlagt war, hat er im Lauf der Jahre viele Verbesserungen und Verschönerungen an und in unseren Freizeitgebäuden und auch im Gelände vorgenommen. So wurde er ein wichtiger Allround-Mitarbeiter, der schon bald auch Kinderfreizeiten einführte und leitete und dank seiner dichterischen Begabung viele Gedichte und wertvolle geistliche Lieder geschaffen hat, von denen einige in den Liederbüchern »Einklang«⁵⁰ und »glorify«⁵¹ veröffentlicht wurden.

Er ist ein Jongleur mit Worten, mit Wortwitz und Wortspielen, die sich auch in seinen Predigten, wie auch in schriftlichen Beiträgen und seinen Büchern widerspiegeln.

Nach seiner Zivi-Zeit wollte er gerne bei uns bleiben, weil er auch inzwischen unsere wachsende Gemeinde lieb gewonnen hatte und in dem ehemaligen Zivi Kornelius Schulz und dessen Freund David Seel Vorbilder gefunden hatte, die jeweils halbtags arbeiten, um sich etwas Geld zu verdienen und die übrige Zeit zu nutzen, um sich per Selbststudium in Gottes Wort zu vertiefen.

50 *Einklang* (Gemeindeliederbuch), Bielefeld: CLV, 2018.

51 *glorify* (Jugendliederbuch), Bielefeld: CLV, 2022.



Andi mit Herbert König («King Kong»)

So bot der gläubige Architekt Ulrich Kurz dem Andi eine Halbtagsstelle an; die freie Zeit nutzte Andi fleißig, um sowohl die Bibel zu studieren als auch sich für die Freizeitarbeit einzusetzen.

Seine Eltern waren zunächst von dieser Entscheidung nicht so begeistert, sie hätten ihn gerne wieder bei sich in Ippenschied gehabt. Damals schien ihnen wohl auch unser Frömmigkeitsstil etwas fragwürdig zu sein, was sich bald aber völlig änderte, und wir haben bis heute eine sehr schöne Beziehung zu ihnen.

Da Andi nun das Zivi-Zimmer, das er mit Kollege Werner geteilt hatte, verlassen musste, um den neuen Zivis Platz zu machen, entschloss er sich, im ehemaligen Pferdestall ein winziges »Zimmer« einzurichten, das tatsächlich nur 2 x 2 Meter groß war, mit einer Höhe von ebenfalls 2 Metern. Er hat sich dann unter der Treppenschräge ein Bett eingepasst, daneben befand sich sein Schreibtisch, dazu gab es ein paar Haken an der Wand für die Kleidungsstücke, und das war's.

Als unser damaliger Mitarbeiter Werner Dutz, der die Erfahrung einer jahrelangen Gefängnishaft hinter sich hatte, diese Klausur besichtigte, meinte er verblüfft: *»Das ist ja nur die Hälfte einer Normzelle für deutsche Gefängnisse!«* Aber Andi hat es tatsächlich vier Jahre darin ausgehalten – für ihn galten und gelten andere Normen für Jüngerschaft im Alltag.

Im Januar 1994 verlobte sich Andi mit Gabi Kleine aus Düsseldorf, die ein Jahr zuvor eine Predigt von Andi über »Heiligung« auf einem »Folge-mir-nach«-Wochenende gehört und von da an für ihn gebetet hatte. Nicht ihre Gebete, aber die drohende Trennung von Andi war für uns und für die Freizeitarbeit ein schwerer Schlag, während Andi verständlicherweise auf Wolken schwebte und bald nach ihrer Hochzeit mit seiner Frau in Wuppertal landete, wo er bei dem bekannten Autor und Grafiker Eberhard Platte eine Anstellung und eine Menge Impulse für seine künftigen gestalterischen Aufgaben bekam.

Andis Abschied von Schoppen war für uns sehr schmerzlich. Meine Hoffnung und mein Gebet war damals, dass es Gott gefallen möchte, Andi zu meinem Nachfolger in der Freizeitarbeit zu machen. Aber nun zog er voller Freude aus seiner »halben Normzelle« und ich konnte ihm beim Abschied unter Tränen nur noch wehmütig zurufen:

| »Denke an uns, wenn es dir gut geht!«

| — 1. Mose 40,14

In Wuppertal besuchte er mit Gabi eine traditionsreiche Gemeinde in Heckinghausen und brachte sich dort ein. Aber Gott war dabei, unsere heimlichen Gebete zu erhören, auch wenn es fünf magere Jahre im frommen Wuppertal dauerte, bis er und Gabi realisierten, dass sie auf dem besten Weg waren, zu langweiligen Spießern

zu werden. Vor seinem 30. Geburtstag bat er mit Gabi Gott um eine klare Führung für die Zukunft und bekam darauf innerhalb einer Woche zwei Angebote bzw. Einladungen: ein verlockendes Angebot aus dem Lahn-Dill-Kreis, um dort in der überörtlichen Jugendarbeit mitzuarbeiten, und einen Anruf von mir, um ihn an Schoppen und die Aufgaben in der Freizeitarbeit zu erinnern.

Gott sei Dank entschied sich Ehepaar Fett für die zweite Aufgabe, auch wenn das viel Selbstverleugnung beinhaltete. Und so konnten wir als inzwischen etwas geschrumpfte Familie in den 500 Meter entfernten ehemaligen Bauernhof »Ingemert« umziehen und Andi in unsere ehemalige, nun renovierte Wohnung, in der wir etwa 28 Jahre lang gewohnt hatten.

Im Haus Ingemert befand sich zuerst bis zum Jahr 1995 die »Gefährdetenhilfe«, die Kornelius und Anna Schulz geleitet hatten. Als sie danach mit ihren Kindern als Missionare nach Derschinsk (Russland) zogen, wurde die Wohnung von unserer Hauswirtschafterin Lena und ihrem Ehemann, dem damaligen Zivi Werner Schmidt, bezogen. Fünf Jahre später, genau zu dem Zeitpunkt, als wir unsere Wohnung in Schoppen für Familie Fett frei machen wollten, zog dort auch diese Familie aus, und so hatten wir nun Platz mit unseren verbliebenen Kindern, nachdem die älteren schon wegen Studium, Beruf oder Heirat unser Haus bereits verlassen hatten.

Mit diesem Umzug begann für uns ein neuer Lebensab-



Gabi und Ulla im Gespräch

schnitt, der mir – anders als Ulla – recht leichtfiel. Wir blieben weiter mit der Freizeitarbeit verbunden, aber die Organisation und Verantwortung hatten nun Andi und Gabi. Da alle unsere Kinder in der Freizeitarbeit groß geworden und davon geprägt waren, hatte unsere Tochter Christine bis zur Geburt ihres dritten Kindes die Mädchenfreizeiten (14 bis 18 Jahre) geleitet, und etwa vom Zeitpunkt unseres Umzugs an hat dann Debora bis heute diese Arbeit fortgeführt.

Bereits 1997 hatte unser Daniel die Freizeitarbeit für Jungen von 14 bis 18 Jahren übernommen und mich dadurch stark entlastet, wobei sich die Anzahl der Mitarbeiter für alle Freizeiten inzwischen enorm vergrößert hatte.

Andi und Gabi konnten sich vor allem auf die Freizeiten für Kinder und das Jungschar-Alter konzentrieren und auch für die stark wachsenden evangelistischen Wochenendfreizeiten für Erwachsene.

Unter Andis Führung hat sich in den vergangenen Jahren eine Menge positiv verändert. Es konnte an- und umgebaut werden. Viele Verschönerungen an den Außenanlagen wurden durchgeführt, und auch besonders die Freizeiten für Kinder bekamen einen neuen Charakter: Es wurde mehr gebastelt, mehr gesungen und gespielt. Die Geländespiele nahmen mehr Erlebnischarakter an und Andis Kreativität und Erzähltalent begeisterten die Kinder. Das Niveau wurde in jeder Beziehung sichtbar gehoben, mit Ausnahme der Freizeiten für die älteren Jungen, in denen es immer noch (zu meiner heimlichen Freude!) ziemlich rustikal zugeht. Hier spielen Sport, Kampf, Mutproben, Entführungen und nächtliche Überfälle nach wie vor eine Rolle, was für Spannung und eindruckliche Erlebnisse sorgt, welche die Teilnehmer sicher noch in 20 Jahren ihren Kindern am Lagerfeuer zum Besten geben werden.



Tafelbotschaft auf einer Kinderfreizeit

Interessant, dass sowohl in den Freizeiten für die älteren Mädchen als auch für die älteren Jungen von den Teilnehmern dankbar begrüßt wird, dass keine gemischten Freizeiten (also Jungen und Mädchen gemixt) in diesem entscheidenden Lebensalter angeboten werden! Das hat sich bis heute positiv und segensreich auf die Freizeitatmosphäre und auch auf die Charakterbildung ausgewirkt. Das geistliche und seelsorgerliche Anliegen kann auf diese Weise viel ehrlicher und glaubwürdiger verwirklicht werden.

So, wie ich Andi kenne, wird er nach seiner 8-bändigen Reihe von Kurzgeschichten für Kinder⁵² auch bald eine Anzahl Bände für die etwas ältere Generation schreiben, in der einige der urigen und spannenden Abenteuer, die in diesen Freizeiten erlebt wurden, ihren Niederschlag finden.

⁵² Andi Fett, Reihe *Limm & Nies* (Vorlesegeschichten für junge Leute in 8 Bänden), Bielefeld: CLV, ab 2016.

»Ja, Vater! Auch wenn ich dich nicht verstehe ...«

Ende 2004 waren Gabi und Andi knapp 10 Jahre verheiratet. Gott hatte ihnen drei gesunde Kinder geschenkt, die Freizeitarbeit machte viel Freude, brachte aber auch viel Arbeit und Unruhe. Daher war man am Ende des Jahres froh, alle Mitarbeiter für einige Tage in den Weihnachtsurlaub schicken zu können. Ein paar Tage der Besinnung und Erholung nur im Kreis der Familie zu haben, war Gold wert, bevor eine Menge junger Gäste zur traditionellen Jahresschlussfreizeit das Haus wieder bevölkern würde.

Aber es kam ganz anders. Ausgerechnet am vierten Adventssonntag musste Gabi zur Notaufnahme ins Krankenhaus nach Attendorn eingeliefert werden, weil sie am linken Unterarm wahnsinnige Schmerzen bekam. Ihr Arm war auf Beinstärke angeschwollen und die Finger waren taub. Es folgte ein zehnwöchiger Kampf auf Leben und Tod mit zahlreichen erfolglosen Operationen und einem Helikoptertransport in eine Spezialklinik nach Bottrop. Dort war man wegen der dramatisch schlechten Blutwerte völlig hilflos



Gabi im Koma – mit Blutvergiftung

Kapitel 8

und verlegte sie am selben Tag noch in die Unfallklinik nach Duisburg, wo man Andi erklärte, dass sie wenig Hoffnung haben, Gabi am Leben zu erhalten. Auf der Intensivstation bekam sie Valium und wurde schließlich ins Koma gebracht.

Als Andi uns an Heiligabend verzweifelt per Telefon informierte, haben wir uns als Gemeinde spontan zum Gebet versammelt, um von da an wochenlang jeden Abend zum Gebet für Gabi, Andi und ihre Kinder einzutreten und unseren Herrn ernsthaft um Hilfe, Heilung und Beistand zu bitten.

Nach vielen Wochen enormer Mühe, Gabi durch Hauttransplantationen, Infusionen usw. am Leben zu erhalten, wurde den Ärzten klar, dass es keine andere Möglichkeit mehr gab, als Gabis Arm sofort zu amputieren, weil das tiefer liegende Muskelgewebe bereits abgestorben war. Die Operation verlief gut und nach vielen Nachbehandlungen konnte sie nach 70 Tagen Krankenhausaufenthalt wieder nach Hause zu ihrer geliebten Familie kommen.

Andi hat ein ergreifendes, wertvolles Buch mit vielen Tagebucheintragungen, Briefen, Gedichten und Erfahrungen über diese Zeit geschrieben mit dem Titel »Ja, Vater – Auch wenn ich dich nicht verstehe – ich vertraue dir!«. Leider ist dieses Buch, 2009 erschienen, inzwischen vergriffen, jedoch im Internet weiterhin lesbar⁵³.



Das persönliche Zeugnis von Gabi ist in dem evangelistischen Taschenbuch »Schrei aus der Tiefe«⁵⁴ heute noch erhältlich.

⁵³ Andreas Fett, *Ja, Vater*, Bielefeld: CLV, 2009.

⁵⁴ M. Braun/M. Ulrich, *Schrei aus der Tiefe*, Bielefeld: CLV, 2007, S. 31-54.

Während der Zeit, als Gabi noch im Krankenhaus lag, wenige Tage nach der Amputation, lagen wir in der Gebetsstunde auf den Knien, um für Gabi und ihre Familie zu beten. Unser ältester Bruder, einerseits ein sehr intelligenter und erfolgreicher Unternehmer, der sich in geschäftlichen Angelegenheiten nicht übers Ohr hauen ließ, besaß andererseits eine gewisse Naivität in geistlichen Dingen und glaubte gelegentlich auch den spektakulären Heilungsberichten aus der charismatischen Szene. Er hatte in den vergangenen Wochen wie wir viel für Gabis Genesung gebetet und mit einem göttlichen Heilungswunder gerechnet. Aber nun war Gabis Arm amputiert. An diesem Abend betete unser lieber Bruder ein gewagtes Gebet, das wohl keiner der Anwesenden vergessen wird: *»Herr, Du kannst Wunder tun. Wir bitten Dich, bewirke doch, dass Gabis amputierter Arm wieder nachwächst. Amen!«*

Das darauffolgende »Amen« der versammelten Gemeinde war auffällig leise und verhalten, und es folgte eine peinliche Stille, bis ein weiterer Bruder ein etwas bescheidenes Gebet sprach. Keiner äußerte sich öffentlich zu dem Gebet des alten Bruders, aber alle schüttelten insgeheim den Kopf und dachten: *»Wie kann man nur ...!«*

Einige Wochen und Monate vergingen, Gabi war schon längst wieder zu Hause und hatte ihre Amputation aus Gottes liebender Hand angenommen, als wieder einmal Gebetsstunde war und wir wie üblich zunächst Gebetsanliegen sammelten. Nachdem einige wichtige Anliegen geäußert wurden, meldete sich Andi mit gespielt ernster Miene zu Wort und sagte sinngemäß Folgendes:

»Ihr erinnert euch sicher daran, dass vor wenigen Wochen unser lieber Bruder XY gebetet hat, dass Gott Gabis Arm nachwachsen lassen möge. Der Herr hat dieses Gebet in seiner Gnade erhört ...« – es folgte eine Pause von drei oder vier Sekunden, in denen nur noch ungläubige Fragezeichen auf den Gesichtern der Anwesenden zu lesen waren, bis Andi scheinbar gleichmütig fortfuhr:



Familie Fett im Jahr 2006

»... *Gott hat nicht nur einen, sondern sogar zwei Arme nachwachsen lassen: Gabi ist schwanger!*«

Erleichtertes Aufatmen, Freude und großer Dank erfüllten nun die Versammlung und prägte die folgenden Gebete.

»*Typisch Andi!*« – hat zwar keiner gesagt, aber alle erleichtert und erheitert gedacht ...

Gott benutzte die tragische und schmerzliche Krankheitsgeschichte von Gabi in den folgenden Jahren dazu, dass sie als dankbare und fröhliche Ehefrau und Mutter oft in Krankenpflegeschulen, auf Frauenkonferenzen, in Schulklassen und zu evangelistischen Frauenabenden usw. zu Vorträgen eingeladen wurde.

Dort konnte sie glaubwürdig bezeugen, dass Gott keine Fehler macht und unser Glücklichein nicht von unserer körperlichen Unversehrtheit abhängig ist.

Kapitel 9

Wie bitte? »Bomber« und Bücher?



Eigentlich hieß er nicht »Bomber«, sondern Andreas und war der Sohn meines Bruders Gerd, mit dem ich in jungen Jahren eine sehr freundschaftliche Beziehung hatte und der uns in den ersten Freizeitjahren in Stukenbrock mit seiner Frau Gerda eine große Hilfe war.

Aber nach unserem Umzug nach Meinerzhagen wurden die Kontakte weniger. Man traf sich gelegentlich auf Familientreffen und auch dann, wenn er seinen Sohn Andreas zu unseren Jungenfreizeiten fuhr, als dieser im Alter von etwa 13 bis 15 Jahren bei uns für Stimmung und Furore sorgte.

Er fiel durch seinen stämmigen Körperbau auf, durch seine Unternehmungslust, seine Schlitzohrigkeit und auch dadurch, dass er als begeisterter Fußballspieler bei unseren Turnieren in der Verteidigung kraftvolle und lange Flanken nach vorne drosch. So hatte er schnell seinen treffenden Spitznamen »Bomber« bekommen, den er bis an sein frühes Lebensende zumindest in der jüngeren Generation behalten hat.

Allerdings war er in den Jahren danach kaum noch zu sehen. Die Freizeiten waren ihm inzwischen schnuppe und von seinen Eltern hörte ich, dass er ihnen ziemlich Sorgen bereitete. Besonders seine Mutter Gerda hat mir oft mit Tränen in den Augen berichtet, dass ihr Andreas scheinbar absolut keinen Funken Interesse an der Bibel und geistlichen Dingen hat, Freundschaften mit sehr zweifelhaften Leuten pflegt und kaum noch zu Hause anzutreffen ist.

Wenn man ihn in dieser Zeit gelegentlich bei einer Familienfeier traf, konnte man auf den ersten Blick seine Veränderung erkennen: auffallend lange Haare, hippiemäßige Kleidung, provozierendes Grinsen – mir war klar, dass er Drogen nahm ...

Etwa fünf oder sechs Jahre später, Ende Juni 1993, sah ich ihn wieder. Ein Freund hatte ihn in aller Eile zu uns gebracht. Er stand vor unserer Haustür, sein kaputter rechter Arm in einer Schlinge, mit

bunter Bermuda-Hose, Hawaii-Hemd und Schlappen an den Füßen. Von seiner Pläte hingen die langen Haare bis auf die Schultern herab. Wir grinsten uns beide an – und doch sah ich in seinen Augen eine grundlegende Veränderung, die sich in den folgenden Monaten und Jahren des gemeinsamen Lebens immer deutlicher zeigte.

Was war geschehen?

Andi – so nannten wir ihn in der Familie – hatte sich in den vergangenen Jahren zum kriminellen Dealer von Drogen wie Kokain, Marihuana usw. entwickelt. Er war als Randalierer und Schläger für jede Prügelei zu haben, hatte keinen Berufsabschluss, fuhr Auto ohne Führerschein. Ein Lügner und Betrüger, der jeden Gegner über den Tisch zog. Er konnte sich aber durch sein Organisations-talent, als »Faxenkönig« und talentierter Schauspieler fast jedem Zugriff entziehen. Ein Tausendsassa, der zwar als ungelernter Koch und Restaurantbesitzer für eine kurze Zeit Karriere machte, aber durch seinen Drogenkonsum trotzdem überall verschuldet und bald pleite war.

Von seinem Kinderglauben hatte er sich zum Kummer seiner Eltern längst verabschiedet. Gott hielt er für eine Spaßbremse, und bereits mit fünfzehn Jahren hatte er alle frommen Verhaltensweisen hinter sich gelassen und begonnen, die Nächte in Diskotheken zu verbringen und die ersten Erfahrungen mit Marihuana zu machen.

Als er aber etwa sechs Jahre später mit einem auf Pump erworbenen Motorrad unter Drogen unterwegs war und mit einem Beifahrer ohne Helm und Schutzanzug einen heftigen Motorradunfall erlebte, sodass er mit Knochenbrüchen, Gehirnerschütterung und Sehnenabriss mit Blaulicht ins Krankenhaus gebracht werden musste, wurde es auch für ihn eng. Kein Führerschein, keine Krankenversicherung, alle Lügen und Verdrehungen wurden immer

fadenscheiniger, und die Polizei war dabei, seine Betrügereien zu durchschauen.

Schließlich sah er keinen anderen Ausweg, als aus dem Krankenhaus zu humpeln und irgendwie nach Hause zu kommen; seine Familie war jedoch gerade im Urlaub und das Haus stand leer. Mit dem Rücken zur Wand sah er nur noch eine Konsequenz: sich im Keller zu verschanzen, die letzten Drogen zu schlucken und das Messer bereitzuhalten, um sich die Pulsader aufzuschneiden.

Auf einer alten Matratze liegend wartete er auf die Wirkung der Drogen und auf sein baldiges Ende. Aber er spürte keinen Rausch, und als er verwirrt und etwas benebelt in seiner Aussichtslosigkeit über sein kaputtes Leben nachdachte, kamen ihm plötzlich christliche Kinderlieder in Erinnerung, die er vor über zehn Jahren einmal gelernt hatte, und auch der bekannteste Vers aus der Bibel, den jeder einmal auswendig kennt, der in einer christlichen Familie aufgewachsen ist:

»Denn so hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlorenghe, sondern ewiges Leben habe.« — Johannes 3,16

Zuerst fürchtete er, ein Opfer von Halluzinationen zu sein, und versuchte, sich weiter zu betäuben. Doch schließlich wurde ihm klar: *»Wenn ich mir jetzt das Leben nehme, dann stehe ich vor Gott mit meinem verlogenen und völlig vergeudeten Leben.«*

Jetzt überfiel ihn eine panische Angst vor dem Sterben. Auf seiner Matratze liegend schrie er zu Gott um Hilfe.

Kurz darauf schlief er ein – die Drogen wirkten offensichtlich mit Verspätung –, und als er am Morgen erwachte, wusste er noch genau, was er gebetet hatte. Er rief ein Taxi an und ließ sich zu einem Christen fahren, den er noch in guter Erinnerung hatte und

der ihm einmal vor Jahren gesagt hatte: *»Andreas, egal was ist, egal welche Uhrzeit, du kannst immer bei mir klingeln. Ich bin immer für dich da!«*

Dort saß er mit Jürgen vier Stunden zusammen, demontiert und gebrochen, und danach sind beide auf die Knie gegangen und Andi hat alle seine Sünden, an die er sich erinnern konnte, vor Gott bekannt und um Vergebung gebeten: seine Alkohol- und Drogenabhängigkeit, Diebstähle, Lügen, Betrügereien usw. Dann hat er alle Reste seiner Drogen in der Toilette hinuntergespült.

Mit einem unglaublichen Gefühl der Erleichterung und Freiheit konnte er sein bisheriges Leben hinter sich lassen und auf Gottes Zusage der Vergebung vertrauen.

Da er aber als ehemaliger Dealer und Drogenabhängiger unbedingt aus seiner alten Umgebung verschwinden musste, um nicht in Gefahr zu geraten, rückfällig zu werden, erinnerte er sich an seinen Onkel in Schoppen und rief mich an, ob er bei mir für eine Zeit unterkommen könnte. Völlig überrascht und natürlich hocherfreut, lud ich ihn ein. Ich bat ihn, Arbeitsklamotten einzupacken und sofort zu uns zu kommen. Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich noch nicht, dass er aufgrund seines Unfalls eher einen Rollstuhl als Arbeitskleidung nötig hatte.

Wenige Stunden später war er bei uns und wurde in unsere Familie und Hausgemeinschaft aufgenommen; er hat dann in den folgenden Jahren eine Veränderung erlebt, die vorher kein Psychologe für möglich gehalten hätte. Schon nach wenigen Tagen kam er strahlend zu mir mit einem Buch in der Hand und erklärte: Dieses Buch sei das erste, das er in seinem Leben durchgelesen habe. Aus einem absoluten Lesemuffel wurde ein Vielleser, der durch seine Lesebegeisterung viele beschämte und ansteckte, die bereits einige Jahre bekehrt waren.

Sobald seine Brüche und Verletzungen einigermaßen geheilt wa-

ren, ging er als einer, der sich früher vor jeder Arbeit gedrückt und der es nirgendwo lange ausgehalten hatte, sofort auf Arbeitssuche und schaffte es, in wenigen Jahren durch Nachtschichten bei der Firma Fuchs alle Schulden zurückzuzahlen. Trotz zahlreicher Vorstrafen musste er nicht ins Gefängnis, sondern bekam nur ein paar Auflagen, durfte auch nicht sofort einen Führerschein machen, war aber nach etwa zwei Jahren in jeder Beziehung von allen Lasten und Lastern der Vergangenheit befreit.

Auch das früher für ihn Udenkbare geschah: Er lebte sich nicht nur schnell, sondern mit ganzer Hingabe in unsere Gemeinde und auch in die Freizeitarbeit ein, sorgte für Stimmung und Abwechslung, gewann viele Freunde und wurde vielen ein guter Freund, gerade auch solchen, die eine ähnlich chaotische Vergangenheit wie er hinter sich hatten.

Von seiner früheren Faulheit und fehlenden Disziplin war nichts mehr zu sehen. Im Gegenteil, er aktivierte seine unglaublich vielseitige praktische Begabung und Fantasie, sorgte für Stimmung und jede Menge unterhaltsame Aktionen in den Jungenfreizeiten und im Zusammenleben mit den ehemaligen Junkies. Aber wenn er auf den Freizeiten oder bei evangelistischen Aktionen sein Zeugnis oder eine originelle Botschaft gab, dann hörten alle aufmerksam zu, weil er einfach glaubwürdig und überzeugend lebte.

Ich vergesse nicht, wie er mich nach drei oder vier Jahren fragte, ob ich ihn nicht im Buchladen gebrauchen könnte. »Bomber« und Buchladen – das passte eigentlich überhaupt nicht zusammen. Aber inzwischen hatte er sich zu einer Leseratte entwickelt und hatte in den wenigen Jahren seit seiner Bekehrung mehr Bücher gelesen als andere Christen in ihrem ganzen Leben.

Seine sichtbaren Veränderungen in vielen Lebensbereichen sind ein ermutigender Beweis dafür, wie Gott einen Charakter völlig

verändern und heiligen kann. In seinem Leben wurde das Rätsel Simsons für alle, die »Bomber« aus seinem früheren Leben kannten, gelöst:

»Aus dem Fresser kam Fraß, und aus dem Starken kam Süßigkeit.« — Richter 14,14

Die Ordnungsliebe, die Geschäftstüchtigkeit und der Ideenreichtum dieses ehemaligen Taugenichts führten dazu, dass ich ihm tatsächlich bald als Mitgeschäftsführer die Leitung des Buchladens anvertrauen und mich selbst nach und nach von dieser Aufgabe zurückziehen konnte.

Im Jahr 2000 mussten wir mit dem Buchladen aus dem Haus in Hardenberg ausziehen, das wir in den Jahren zuvor hatten erwerben können. In den oberen Etagen dieser umgebauten Pension befand sich die Gefährdetenhilfe »Ausweg« und unten hatte unsere wachsende Buchhandlung vorübergehend Platz gefunden, weil in Schoppen die Räume eng wurden.

Nach dem Abschied von Kornelius und Anna Schulz in Richtung Russland hatten zunächst Carsten und Bettina Görsch deren Aufgaben übernommen, und als diese ihren Missionsauftrag wenige Jahre später in Oberitalien sahen, übernahmen Timo und Katja Fischer für etwa 10 Jahre diese schöne und schwere Aufgabe.

Nun wurde also in der Gefährdetenhilfe mehr Platz gebraucht und wir beteten um Gottes Führung und suchten eine hoffentlich längerfristige Bleibe für unseren Buchversand, der aus allen Nähten platzte.

Auch hier war Andi wesentlich daran beteiligt, dass wir in einem Industriegebiet im Außenbezirk von Meinerzhagen eine ehemalige Produktionshalle mit Büroräumen kaufen konnten, die für unsere Aufgaben wie maßgeschneidert war.

In Verbindung damit gab es wenige Tage vorher noch eine schöne Erfahrung: Eine ähnliche Halle – allerdings nicht so günstig gelegen – sollte öffentlich versteigert werden. Andi und ich waren zum ersten Mal bei einer solchen Versteigerung dabei, hatten also gar keine Erfahrung, wie man sich zu verhalten hat. Einige vornehme Herren mit ihren Steuerberatern oder Geschäftsführern waren ebenfalls anwesend und wir kamen uns ziemlich deplatziert vor. Nach wenigen Minuten packten wir unsere Sachen, denn wir hatten keine Chance, gegen diese Großunternehmer anzutreten, und fuhren ziemlich enttäuscht und auch bedrückt nach Hause.

Wenn ich mich recht erinnere, begann gleich am nächsten Vormittag die große »Brüderkonferenz« in Hückeswagen. Etwa 800 bis 1000 Brüder waren hier versammelt und sangen ohne Instrumentalbegleitung vierstimmig das Lied *»Du, Herr, wirst es versehen«*. Allein dieser Gesang war schon ein einmaliges emotionales Erlebnis, zumal das Lied von »Onkel Paul Kiene« stammt, dessen Beerdigung im Jahr 1982 in Winterthur ich so gut in Erinnerung hatte.

Als wir dann die zweite Strophe dieses ergreifenden Liedes sangen, wurde ich derart von dem Text angesprochen und getröstet, dass ich alle Zukunftssorgen abschütteln konnte mit der Gewissheit, dass der Herr zur rechten Zeit die richtige Tür öffnen würde:

*»Du drückst dein gültig Siegel
hier unter einem Plan,
dort schiebst du einen Riegel
vor eine falsche Bahn;
heut öffnest du uns Türen,
die wir noch nicht gesehn;
wer wird uns morgen führen?
Du, Herr, wirst es versehn!«*

— Paul Kiene

Ob es noch an diesem oder am nächsten Tag war: Einer der Ältesten der Meinerzhagener Evangeliums-Christen-Baptisten aus der Beethovenstraße hatte sich bei Andi gemeldet: Er hätte sich im Eisenweg 2 eine Halle mit einem integrierten Wohnhaus angesehen, aber das sei für seine Bedürfnisse zu groß. Vielleicht wäre das etwas für unseren Buchladen ...

Um es kurz zu machen: Wenige Wochen später zogen wir ein und haben dort seitdem unseren »Leseplatz« ...

Andi hat dann in Verbindung mit David, Lena, Reinhard, Norbert, Martin und Lucian dafür gesorgt, dass auch der Online-Handel entstand, der sich recht erfolgreich entwickelte. Bis dahin hatte ich kaum Ahnung von der Sache und auch heute noch ist sie mir etwas suspekt. Kontakte durch persönliche Beziehungen waren und sind mir wertvoller und vertrauter, scheinen mir auch beständiger – aber mit diesem Eindruck stehe ich weitgehend alleine ...

Parallel dazu hatte Dirk Emrich, einer unserer leitenden Brüder in Schoppen, der mit seiner Familie in Marienheide-Müllenbach wohnte, in seinem großen Haus einen evangelistischen Hauskreis begonnen. Andi, der Dirk als älterem Bruder sehr viel geistliche Zurüstung verdankte, stieg dort mit ein.

Nach relativ kurzer Zeit wuchs dieser Hauskreis auf etwa 30 Personen, von denen sich ein großer Teil bekehrte. Das waren alles junge und unerfahrene Christen, darunter auch einige Familien, und so stand die Frage im Raum, wie man diesen jungen Gläubigen weiterhelfen und sie auch in eine Gemeinde eingliedern könnte.

Aber wie und wo? In Schoppen platzten wir bereits aus allen Nähten und hatten schon lange an eine nötige Teilung gedacht und auch dafür gebetet. Daher kam die Frage auf, ob nicht einige Geschwister aus Schoppen nach Müllenbach ziehen könnten, um

dort unter den Dorfbewohnern zu leben und sich am Ort auch als kleine Gemeinde zu versammeln.

In völliger Harmonie mit den Geschwistern in Schoppen sind dann in den folgenden Wochen mehrere Familien und Einzelpersonen nach Müllenbach umgezogen, darunter auch Andi als einer der Initiatoren mit seiner Frau Lena, die er 2002 geheiratet hatte. Unsere Tochter Debora wohnte bereits in Marienheide; sie arbeitete dort als Kindergärtnerin und pflegte viele evangelistische Kontakte. Dabei war auch unser Grafiker Lucian (»Pip« genannt), der ein enger Freund von Andi war und ebenfalls mit seiner Frau nach Müllenbach zog.

Dort konnte man bald mitten im Dorf eine ehemalige Kneipe kaufen und umbauen, sodass die Gemeinde Platz fand und auch Räume für Jugendarbeit und dergleichen zur Verfügung standen. Unter der Leitung von Andi wurde ein intensiver evangelistischer Jugendtreff begonnen, der damals viele junge Leute aus dem Dorf anzog. Ein Kicker stand dort, eine Theke war vorhanden, auch einen Pizzaofen hatte man installiert. Im Mittelpunkt stand immer eine 15-Minuten-Botschaft, an die sich viele Gespräche anschlossen. Nach und nach schenkte Gott Bekehrungen, und so wuchs die zunächst kleine Gemeinde auf mehr als 100 Geschwister und musste bald nach größeren Räumlichkeiten Ausschau halten.

In dieser Zeit entwickelte sich Andi zu einem originellen Evangelisten und wurde immer mehr zu evangelistischen Männerabenden und Evangelisationen eingeladen, oft in Verbindung mit einem Grillabend am Lagerfeuer, wo Andi seine Koch- und Bratkünste zeigte und dabei humorvoll und gleichzeitig sehr ernst seine spannende Lebensgeschichte erzählte.

»Andi ist tot!« Unfassbar!

Am 21.08.2016 um 9:40 Uhr klingelte bei mir das Telefon. Lena – Andis Frau – rief an: »Andi ist tot!« Unfassbar! Noch um 7 Uhr hätte er ziemlich geräuschvoll geschlafen und sie hätte erst wieder um 9 Uhr nach ihm geschaut, weil sie gedacht hatte, er wollte sich nach einer sehr intensiven Arbeitswoche ausschlafen. Aber da lebte er schon nicht mehr. Die medizinische Todesursache blieb unbekannt. Gott hatte ihn abberufen.

Für Lena und ihre beiden Töchter Naemi und Hannah war das ein Schock. Für Ulla und mich platzte ein Lebenstraum. Unsere Kinder und seine vielen Bekannten hatten einen vertrauten Freund verloren. Im Buchladen standen wir auf dem Schlauch. Im Tresor hatten Andi und ich unsere Testamente hinterlegt. Fünf Jahre lagen sie friedlich nebeneinander. Keiner von uns beiden ahnte, dass jeder den anderen in seinem Testament als Beerdigungsprediger bestimmt hatte. Und so blieb mir als dem 25 Jahre Älteren nichts anderes übrig, als diese Herausforderung anzunehmen.

Wenige Tage später fand dann bei strahlendem Sonnenschein die zumindest für mich unvergessliche und auch außergewöhnliche Trauerfeier in dem großen Saal der russlanddeutschen Gemeinde in Gummersbach-Bernberg statt. Über 700 zum großen Teil jüngere Trauergäste waren in ganz alltäglicher Kleidung erschienen, denn Andi hatte in seinem Testament folgenden Wunsch für seine Beerdigung niedergeschrieben:

»Ich wünsche mir, dass es keine normale Trauerfeier wird. Es soll ein Tag sein, an dem Gott gedankt wird, dass er einem miesen Sünder vergeben hat und ihm neues Leben geschenkt hat. Dankt dem Schöpfer dafür, dass er mir so tolle Leute gegeben hat (Lena, meine Kinder, Eltern, Wolfgang und Ulla, die Gemeinde in Müllentbach, das Buchladenteam und so viele andere ...)

Bitte zieht keine schwarzen Kleider an, das hat mich immer an Beerdigungen gestört. Lass unsere Mädels ihre Lieblingskleider tragen ... Freut euch, ich bin an einem besseren Ort und warte auf euch!«

Es wurde tatsächlich ein sehr bunter Tag, auf dem getrauert, aber auch dankbar Freude geäußert wurde – besonders auf der großen Nachfeier in Meinerzhagen, wo viele Freunde und Verwandte gemeinsame Erlebnisse mit Andi erzählten und Gott für das große Geschenk echter Freundschaft gedankt haben.⁵⁵

Dass wir nach diesem überaus schmerzlichen Verlust dennoch im Jahr 2022 auf 50 Jahre »Christliche Buchhandlung W. Bühne« zurückblicken dürfen, verdanken wir vor allem der Gnade und Hilfe Gottes. Aber auch dem treuen, unglaublich einsatzfreudigen und verantwortungsbewussten Team im Buchladen, das besonders in den ersten Jahren nach dem Heimgang von Andi nicht im Chaos versunken ist, sondern mit vereinten Kräften unter der Leitung von Norbert und Nadine Stücher, in Verbindung mit Lucian Binder (»Pip«), Martin Reitz, Mario Kahlenbach und Lena Schmidt das »Schiff« wieder neu »auf Kurs gebracht« hat.

⁵⁵ Die Lebensgeschichte von Andi, die Trauerfeier und der Nachruf vieler Freunde kann man nachlesen in folgendem Buch: Wolfgang Bühne (Hrsg.), *Andi Bühne – Bomber*, Meinerzhagen: Leseplatz, 2020.

Kapitel 10

Wie Gott uns Väter auf die Knie bringt ...



»Dann, wenn du deine Vaterrolle ernst nimmst, wirst du an jedem Tag wissen, dass du dieser Aufgabe nicht gewachsen bist, nicht du allein. Und das ist demütigend. Deinen Beruf kannst du vielleicht spielend ausüben. Den Beruf des Ehemanns glaubtest du vielleicht ziemlich bewundernswürdig auszuüben. [...] Aber ein Vater zu sein, wird dich auf deine Knie zwingen, wenn nichts anderes es vermochte ...«⁵⁶

Ich erinnere mich gut daran, dass vor Jahren ein guter Freund von mir sein Bedauern und Unverständnis ausdrückte, als ich ihm mitteilte, dass wir ein weiteres Kind erwarteten: *»Wie kann man nur verantworten, in dieser immer gottloser werdenden Welt Kinder in die Welt zu setzen!«*

Diese und ähnliche Bemerkungen werden sicher auch Amram und Jokebed (vgl. 2. Mose 2,1-10) von ihren Freunden gehört haben, als sie das Risiko einer Schwangerschaft in einer Zeit eingingen, als aller männliche Nachwuchs auf Befehl des Pharaos getötet wurde.

Ulla und ich haben uns darüber nie den Kopf zerbrochen, weil wir beide aus kinderreichen Familien kamen und uns viele Kinder wünschten. Es hat sicher Zeiten gegeben, in denen wir nicht vor Freude an die Decke gesprungen sind, als sich eine weitere Schwangerschaft ankündigte. Aber wir haben jedes Kind aus Gottes guter Hand angenommen und sind heute dankbar für den Segen, der damit verbunden war und ist.

Wahrscheinlich hat uns kaum etwas anderes mehr gedemütigt, erzogen und ins Gebet getrieben und uns unsere eigene Hilflosigkeit bewusst gemacht, als jahrelang eigene Kinder zu begleiten und ihre moralische und geistliche Entwicklung vor Augen zu haben.

56 Elisabeth Elliot, *Mann sein – Frau sein*, Bielefeld: CLV, 2012, Seite 157.

Wenn heute alle unsere Kinder den Wunsch haben, als glaubwürdige Christen zur Ehre Gottes zu leben – mit allen Höhen und Tiefen –, dann ist das allein Gottes Gnade und in keiner Weise unser Verdienst als Eltern oder die Frucht unserer Erziehung, für die zumindest ich mir viel zu wenig Zeit genommen habe.

Sicher war es ein gnädiges Geschenk Gottes, dass unsere ersten vier Kinder uns in ihrer geistlichen Entwicklung nur wenig Sorge und schlaflose Nächte bereitet haben.

Michael (»Micha«) war von klein auf nachdenklich, dankbar, folgsam, belastbar und leicht zu führen. Er war ein Tüftler, ein Knoten- und Rätsellöser, mit einer reichen Fantasie und schrieb gerne Gedichte. Oft hat er mich schon als kleiner Junge mit Freuden zu Vorträgen oder zu Konferenzen begleitet. Weder auf der Grundschule noch auf dem Gymnasium hatte er Probleme und zog bereits mit 19 Jahren nach Paderborn, wo er Elektrotechnik studierte und sich einer jungen russlanddeutschen Gemeinde anschloss, in der er auch schnell aktiv wurde. Nach seinem Studium zog er nach München, wo er seine Diplomarbeit abschloss und durch den Kontakt zu Alois Wagner in Verbindung mit einer der zahlreichen missionarisch aktiven Gemeinden kam, in der er bis heute mitarbeitet. 2002 bis 2003 besuchte er das TMG in Salzburg, was er mit einem dreimonatigen Besuch und Einsatz bei amerikanischen Missionaren in der Türkei beendete.

Christine (»Tine«) hatte ein ganz anderes Temperament. Sie war tollpatschig, musisch begabt, sehr kontaktfreudig und manchmal etwas übermütig. Sie las und sang sehr gerne, erfand spannende Geschichten für ihre jüngeren Geschwister und war für jedes Abenteuer zu haben. Sie wurde schon im Teenie-Alter für Ulla eine Hilfe und Freundin, als sich die Kinderzahl und auch die geistlichen Aufgaben für Ulla mehrten und an ihren Kräften zehrten. Nach ihrem Abitur reiste sie – wie bereits geschildert – für ein

Jahr nach Honduras und lernte dort in einer Jüngerschaftsschule sehr praktisch, wie Mission in Verbindung mit Gemeindearbeit aussehen kann. Nach ihrer Rückkehr studierte sie in Siegen Pädagogik, wohnte aber weiterhin bei uns und war in der Kinder-, Jugend- und Freizeitarbeit aktiv.

Daniel (»Dani«) war eine Mischung aus Ernsthaftigkeit und Fröhlichkeit, sehr konsequent und verantwortungsbewusst, sportlich begabt und aktiv, bekehrte sich in jungen Jahren und bekannte sich auch im Gymnasium zu seinem Glauben und scheute keine Diskussion. Dani war allerdings auch recht risikofreudig, hinterfragte selbstkritisch seinen Glauben und war der Einzige unter den vier, der mich zur Zeit seines Abiturs auf die Knie trieb und mich zum Weinen brachte, wenn er damals in manchen Nächten erst nach 24 Uhr zu Hause auftauchte. Nach dem Abitur studierte er in Münster Mathematik, Physik und Sport. Er wurde mein Nachfolger in der Organisation und Leitung der Freizeiten für ältere Jungen ab 14 Jahren.

Debora (»Boba«), zwei Jahre jünger als Tine, war immer fröhlich, folgsam, pflegeleicht, kontaktfreudig, musikalisch und unternehmungslustig. Sie ist ein Sonnenschein für ihre Umgebung, hatte immer eine Menge Freundinnen – auch unter ihren nichtgläubigen Kolleginnen im Kindergarten, weil sie ihr Christsein selbstlos, freudig und glaubwürdig lebte. Sie war sehr selbstständig, praktisch begabt, allerdings mit einem Hang zum Perfektionismus, und wurde schon recht früh nach ihrer Ausbildung an einer Fachschule für Pädagogik Erzieherin in einem Kindergarten. Sie hatte ihre eigene Wohnung in Marienheide und leitet inzwischen über 20 Jahre die Teenie-Mädchenarbeit unserer Gemeinde und die Mädchenfreizeiten in Schoppen.

Johannes (»Hannes«) war als Kind ungewöhnlich lieb, warmherzig, ruhig, ausgeglichen, sehr empfindsam mit einer besonders

intensiven Beziehung zu Ulla. Als kleiner Kerl saß er in den Bibelstunden immer neben ihr und hatte eine erstaunliche Einfühlungsgabe. Er schlief dankbar und zufrieden mit einem Lächeln ein und wachte ebenso mit einem Lächeln auf. Er wurde von allen sehr geliebt und jemand beschrieb ihn treffend als »kleiner, knuffiger Braunbär«. Er verstand sich mit Dani sehr gut, der ihm Fußball und Tischtennis beibrachte, und wurde bald ein begabter, filigraner Mittelfeldspieler, sportlich sehr ehrgeizig, aber mit geringem Interesse an schulischen Leistungen. Mit Fernglas und Rucksack bewaffnet, streifte er lieber in aller Frühe durch die Wälder, um Raubvögel und alle möglichen Tiere zu beobachten, und war bald ein wandelndes Lexikon für Ornithologie (Vogelkunde). Nach seinem Abitur und dem anschließenden Zivildienst im »Geistlichen Rüstzentrum Krelingen« studierte er wie seine Schwester Tine Grundschulpädagogik in Siegen. Hatten wir an ihm als Kind fast nur Freude, änderte sich das heftig mit der Pubertät, was ich in einem anschließenden Abschnitt ausführlicher beschreiben werde.

Tabitha (»Bitha«), von der schon die Rede war, hatte bereits als kleines Kind eine ungewöhnlich intensive Fantasie, schrieb schon vor ihrer Einschulung köstliche Briefe und fiel damit auf, dass sie sehr gerne anderen kleine Geschenke machte. Sie hatte allerdings auch den Drang, beachtet zu werden und unter Gleichaltrigen »Chef im Ring« zu sein, zumal sie viele Ideen hatte und andere enorm motivieren und begeistern konnte. Als Jugendliche und junge Erwachsene litt sie stark unter Minderwertigkeitskomplexen, die ihr fast durch waghalsige öffentlichkeitswirksame Ausbrecher zum Verhängnis wurden. Damals hat sie uns als Eltern viel Kummer und schlaflose Nächte bereitet und gleichzeitig denen, die Ulla und mich sehr kritisch beurteilten, viel Munition für ihre schadenfrohe Häme geliefert. Diese und ähnliche Episoden hat sie in ihren

beiden Büchern »Mit Sari auf Safari«⁵⁷ und »Ab morgen bin ich schön«⁵⁸ ungeschönt beschrieben.

David, unser Jüngster, profitierte als Letzter in der Kinderschar von den Erfahrungen seiner älteren Geschwister und von unserer nachlassenden Erziehungskonsequenz. Er war unkompliziert, eng mit Bitha verbunden und aufgrund seiner sportlichen Begabung auch bei Gleichaltrigen geachtet und beliebt, wurde aber mit den Jahren im sportlichen Bereich sehr ehrgeizig und hatte Mühe zu lernen, auch mal ein guter Verlierer zu sein. Obwohl literaturbegeistert, mit einer Vorliebe für Dostojewski und andere russische Dichter, dauerte es lange, bis sein Widerstand gegen den christlichen Glauben langsam zu bröckeln begann. Im Gegensatz zu seinen älteren Geschwistern erlebte er unsere Regeln und Ideale vor allem als Freiheitsentzug, auf den er mit starker Reaktanz reagierte. Ulla wiederum musste jahrelang unter anderem ertragen, dass Küche und Wohnzimmer von heftigen Metal-Klängen erfüllt wurden ... Mit dem Auszug, der seinem Studium inklusive Promotion an der Deutschen Sporthochschule Köln vorausging, verwandelte sich ihr spannungsreiches Verhältnis dann allerdings immer mehr in ein sehr liebevolles.

Eine traumhaft günstige Umwelt

Gott hat es uns sehr leicht gemacht. Dadurch, dass wir in einem zum Freizeithaus umgebauten Bauernhof leben durften, umgeben von Wiesen, Wäldern und Feldern – die Listertalsperre und die Biggetalsperre nur wenige Kilometer entfernt –, konnten die Kinder eine weitgehend unbeschwerte und auch glückliche Kindheit verbringen. Mit Fußballwiese, Volleyball-Platz, Tischtennisraum

57 *Mit Sari auf Safari – Wie Indien mein Leben auf den Kopf stellte*, Basel: fontis, 2018.

58 *Ab morgen bin ich schön – Mein wilder Weg vom Selbstzweifel zur Selbstannahme*, Basel: fontis, 2019.

und allen möglichen Voraussetzungen, um in freier Natur Buden zu bauen, auf Bäume zu klettern und abenteuerliche Unternehmungen zu starten, war für Langeweile kaum Platz.

Auch die verschiedenen jungen Leute, die wir im Laufe der Jahre für kurze Monate oder manchmal auch viele Jahre aufnahmen, sorgten für Abwechslung und Stimmung, weil sich die Kinder meist sehr gut mit ihnen verstanden. Die vielen Freizeiten mit den sportlichen Aktivitäten und spannenden Aktionen machten Fernsehen und Kino überflüssig. Gleichzeitig lernten sie schon in jungen Jahren, wenn Drogensüchtige bei uns einen Entzug machten oder junge Männer nach einer Knastzeit bei uns eine neue Perspektive für ihr Leben suchten, dass ein Leben in der Sünde und ohne Beziehung zu Gott keine begehrenswerte Alternative ist.

Wenn wir auch viele Jahre sehr bescheiden und sparsam leben mussten, so erlebten sie doch immer wieder, wie Gott uns versorgte und welch ein Segen mit einem Familienleben unter Gottes Führung verbunden ist.

Viele der jungen Schwestern, die für Monate oder Jahre bei uns wohnten und mit uns lebten, um Ulla etwas zu entlasten oder auch in den Freizeiten mitzuhelfen, brachten Freude, Farbe und Abwechslung in unser Leben, und so entstanden auch viele freundschaftliche und wertvolle Beziehungen, für die wir noch heute sehr dankbar sind und die uns damals eine große Entlastung und Bereicherung waren.

In Verbindung mit der Gemeinde, die sich bei uns im Freizeitheim versammelte, gab es bald auch einen Jugendchor mit gelegentlichen evangelistischen Einsätzen oder Besuchen in anderen Gemeinden. Die hinreißenden Stimmen der Caspari-Schwestern öffneten nicht wenige Herzen.

Fußball- oder Volleyballturniere sorgten für Abwechslung und auch die recht gut besuchte und meist lebhafteste Bibelstunde am

Samstagabend hinterließ bei unseren Kindern den bleibenden Eindruck, dass Christsein eine erfüllende, sinnvolle, fröhliche und spannende Sache sein kann.

In ihren ersten Jahren war vor allem Ulla die Bezugsperson für unsere Kinder. Sie spielte mit ihnen, inszenierte zu besonderen Tagen auch mal ein Puppentheater, las ihnen aus der Kinderbibel vor, betete mit ihnen, gestaltete die jeweiligen Geburtstagsfeste und achtete auf ihre Umgangsformen.

Mit dem Besuch der Grundschule sah ich vor allem meine Aufgabe darin, mit ihnen viel Sport zu machen, Ausflüge zu organisieren, aber auch an regelmäßigen Leseabenden ihr Interesse für Bücher und besonders für spannende Missionsberichte, Biografien und unterhaltsame, humorvolle Literatur zu wecken.

Sobald es uns finanziell möglich war, sorgte ich für einen ein- oder zweiwöchigen Familienurlaub im Jahr. Zuerst in Ferienparks in den Niederlanden oder in Belgien, und als die Kinder etwas älter waren und es sehr günstige Urlaubsangebote in der Türkei gab, sind wir einige Jahre für 8 oder 14 Tage in die Türkei geflogen. Diese gemeinsamen Urlaube waren Höhepunkte im Jahr, an die wir sehr gerne zurückdenken und in denen wir viele lustige und manchmal auch peinliche gemeinsame Erlebnisse hatten.

Ab 2012 entdeckten wir den »Reiherhals« in Brandenburg, wo unsere Freunde Klaus und Ute Güntzschel mit ihren Kindern und Freunden eine an dem wunderschönen Wurlsee gelegene Freizeitanlage aufgebaut hatten. Hier werden Freizeiten für Kinder, Jugendliche und auch eine Teenager-Ferienbibelschule sowie Seminare für Erwachsene und Familien durchgeführt. Etwa 10 Jahre lang durften wir dort jeweils im Sommer eine Woche lang einen unvergesslichen Familienurlaub und auch die Gemeinschaft mit Familie Güntzschel und den Geschwistern der kleinen Versammlung in Lychen erleben.



Familienurlaub 2021 am »Reiherhals«

Gleich auf der ersten Familienfreizeit äußerte unsere jüngste Tochter den Wunsch, getauft zu werden. Die Taufe fand dann am 19. Juli 2012 nach dem Abendessen statt. Wir sangen am See einige Lieder, Tabitha erzählte unter Tränen ihr Zeugnis, Daniel hielt eine kurze, bewegende Taufansprache und ich durfte Tabitha taufen. Mit dem Lied *»Wie der Töpfer nimmt den Ton«* schlossen wir ab und konnten dann noch in der abendlichen Runde miteinander beten, singen und Gott für diese Gnade danken. Jahrelange Gebete hatte unser treuer Herr erhört.

Abgesehen von unseren Familienurlaube haben ich einige unserer Kinder, als sie 10 Jahre und älter wurden, so oft wie möglich mitgenommen, wenn ich zu Diensten im Ausland eingeladen wurde. Unvergesslich sind für uns die Reisen nach Süditalien, wohin uns die Italien-Missionare Walter Adank und seine Frau Jeannette eingeladen hatten. Dort haben wir in einem unglaublich schlichten »Campamento« in irgendeinem Wald mit 30 bis 40 jungen Italienern bei tropischer Hitze in Zelten übernachtet, wo es nur eine

primitive Dusche gab und auch nur zwei oder drei provisorische Toiletten. Aber hier erlebten wir eine überaus herzliche und fröhliche Gemeinschaft, zumal auch immer eine Gruppe junger Österreicher aus Bad Ischl und Umgebung mithalfen, für gute Stimmung zu sorgen. Die Freude an Gottes Wort, das Singen aus voller Kehle und die Lebensfreude und das Temperament der Italiener waren auch für unsere Kinder immer eine besonders segensreiche Erfahrung.

Wenn es machbar war, habe ich auch den einen oder anderen unserer Kinder mitgenommen, wenn ich zu Besuchen und Vorträgen in der damaligen DDR, Österreich, Ungarn, Honduras, Kuba oder in den USA eingeladen war. Mein Wunsch war es, dass die gemeinsamen Erfahrungen auf diesen Reisen die Beziehung zueinander vertieften. Aber vor allem hoffte ich auch, dass die Missionssituation und die bescheidenen Lebensumstände in den meist armen Ländern unseren Kindern eine gute Prägung und einen weiten Horizont vermittelten.

Vielleicht liest sich das so, als wären Ulla und ich perfekte und selbstlose Eltern gewesen. Aber das war nicht so – zumindest, was meine Rolle als Vater betrifft. Oft waren die außergewöhnlichen Urlaube, in denen ich mir viel Mühe gab, den Kindern eine schöne Zeit zu bieten, an die sie sich gerne erinnern würden, nur ein schwacher Ersatz dafür, dass ich oft viele Wochen im Jahr in Asien oder Lateinamerika unterwegs war. In dieser Zeit musste Ulla die Erziehungsaufgaben allein stemmen und stand oft am Rand der Erschöpfung.

Uwe Holmer, der als »Der Mann, bei dem Honecker wohnte« weit bekannt wurde, schreibt in seiner sehr lesenswerten Biografie als Vater von 10 Kindern:

»Es ist leichter, zehn Kinder zu erziehen als ein Kind. [...] Es ist nämlich unglaublich schwer, ein Einzelkind so zu erziehen, dass es kein Egoist wird, sondern sich sozial einordnen kann. Geschwisterkinder dagegen lernen auf natürliche Weise, abzugeben, zurückzustecken, nachzugeben, zu streiten und zu versöhnen. [...] Durch jedes Kind wurde unser Familienleben reicher.«⁵⁹

Ulla und ich würden diesem bewährten Vater und Pastor unbedingt zustimmen – auch wenn es Situationen und Jahre gab, wo wir das nicht so freimütig bekannt hätten ...

Heute tut es mir sehr leid, dass ich mir damals nicht mehr Zeit genommen habe, unsere Kinder besonders in der Zeit ihrer Pubertät zu begleiten, an ihren Nöten und Freuden teilzunehmen und sie bewusst zu prägen. Das wird der folgende Abschnitt über eine für Ulla und mich besonders schmerzliche Zeit sicher deutlich machen.

Gott hat in seiner Gnade gerade in solchen Zeiten unsere Zivis und Küchenschwestern und auch nicht wenige Geschwister aus der Gemeinde ermutigt und befähigt, die entstandenen Lücken zu füllen und Ulla zu entlasten und zu ermutigen. Das entschuldigt aber meine Versäumnisse meinen Kindern und auch besonders Ulla gegenüber in keiner Weise. Sie hat mich nie daran gehindert, meinen Koffer zu packen und mich auf eine Auslandsreise zu begeben, wenn ich den Eindruck hatte, dass der Herr mir dafür die Türen geöffnet hatte. Oft hat sie während dieser Reisen tagelang und manchmal wochenlang kein Lebenszeichen von mir bekommen, weil es dort kein Telefon gab oder ich damals noch kein Handy hatte.

⁵⁹ Uwe Holmer, *Der Mann, bei dem Honecker wohnte*, Holzgerlingen: SCM Hänssler, 2021, S. 45.

Hannes' Geisterfahrt ...

Wenn ich die folgende Geschichte wie bereits angedeutet etwas ausführlicher schildere, dann möchte ich verzweifelten Eltern Mut machen. Besonders dann, wenn sich Kinder oder Jugendliche scheinbar hoffnungslos verrannt und Gott radikal den Rücken zugekehrt haben. Betet weiter, auch wenn momentan kein Licht am Horizont zu sehen ist! Gott hört Gebet! »Gott lässt sich erbitten« – wie es (wenn ich richtig gezählt habe) sieben Mal im Alten Testament zugesagt wird.

Gleichzeitig möchte ich damit auch deutlich machen, dass wir weder eine Bilderbuchfamilie sind noch Vorzeigee Eltern waren. Wir haben manche Fehler in der Ehe und Erziehung gemacht und wir haben tatsächlich weinen und zu Gott schreien gelernt, wenn wir hilflos zusehen mussten, wie einige unserer Kinder scheinbar ihr Leben skrupellos an die Wand fuhren.

Gebt auf keinen Fall auf und bittet den Herrn, dass er es euch schenkt, eurem Kummerkind unbedingt spüren zu lassen, dass ihr ihn oder sie zu jeder Zeit bedingungslos lieb habt, auch dann, wenn sie euch schwer enttäuscht, verletzt oder sogar gehasst haben! Nur so können wir »Nachahmer Gottes« (Epheser 5,1) sein und etwas von Gottes Liebe widerspiegeln.

Wir haben erfahren, dass es tatsächlich stimmt: »Gott ist gnädig!«, was die Bedeutung des Namens »Johannes« ist. Der »gute Hirte« sucht sein verlorenes Schaf, »bis er es findet« – auch dann, wenn scheinbar keine Lebenszeichen zu erkennen und keine Spur von Hilferuf zu vernehmen ist.

Die dunkle Zeit in Hannes' Leben begann mit dem Wechsel auf das katholische Gymnasium in Attendorn. Wir hatten mit dieser Schule bisher recht gute Erfahrungen gemacht. Christliche Werte wurden weitgehend beachtet oder zumindest respektiert und zu den Lehrern standen wir als Eltern in gutem Kontakt, schließlich

hatten unsere vier älteren Kinder dort einen guten Eindruck hinterlassen und auch recht gut abgeschlossen.

Aber für Hannes war der Schulwechsel eine Überforderungssituation. Bisher hatte er in der dörflichen Grundschulde in Meinerzhagen-Valbert eine unbeschwerte schöne Zeit ohne Druck und mit sehr fähigen und freundlichen Lehrern und Lehrerinnen erlebt. Nun tauchte er in Attendorn in einer Stadt und Schule auf, wo eine ganz andere Atmosphäre herrschte. Obwohl seine älteren Geschwister zunächst auf derselben Schule lernten, fühlte sich Hannes in der fremden Umgebung ziemlich fehlplatziert, einsam und verlassen, zumal es abseits der Busfahrten kaum Berührungspunkte mit seinen Geschwistern gab. Dazu kam in den folgenden Jahren, dass einige Klassenkameraden heimlich Drogen nahmen, Beziehungen zu Mädchen anstrebten und er dort mit einem ganz anderen Wertesystem konfrontiert wurde und seine kleine und bisher heile Welt zusammenbrach.

Im Unterricht bekannte er sich zwar recht mutig zu seinen Überzeugungen, wenn es im Religionsunterricht um ethische Fragen ging oder um »Schöpfung oder Evolution«. Er wurde bald als »Lehrerschreck« bekannt, unter anderem, weil er immer wieder andere Ansichten vortrug und begründete, was sicher auch zur Belebung des Unterrichts beitrug. Aber das ganz andere Leben und Denken seiner Mitschüler mit Partys, Discobesuch, Beziehungen zum anderen Geschlecht, Umgang mit Medien usw. war für ihn verwirrend und überfordernd. Es übte auf Hannes eine abschreckende, aber zugleich auch anziehende Wirkung aus.

Plötzlich verliebte er sich in das ein oder andere Mädchen, blickte daher vermehrt in den Spiegel und fand sich zu wenig männlich und wegen seiner Akne, seiner »Hasenzähne« und seinem frommen Bekenntnis unattraktiv, obwohl er gleichzeitig von seinen Mitschülern durchaus respektiert wurde und sportlich zu den Besten gehörte.

Lernen machte ihm absolut keine Freude und in seiner freien Zeit flüchtete er sich in die Natur, beobachtete Tiere und trainierte vor allem mit Dani Fußball, wozu er offensichtlich besonders begabt und worin er seinen Sportkameraden haushoch überlegen war.

Da wir aber in unserem Freizeitheim zwar regelmäßig Fußball spielten, wir es aber nicht gut für unsere Jungen hielten, sie zum Vereinsfußball zu schicken, fühlte er sich benachteiligt und flüchtete in eine sportliche Traumwelt, in der er sich selbst bald zu einem begehrten Fußballstar visualisierte. Wenn sich dann mal heimlich für ihn eine Trainingsmöglichkeit in den Fußballvereinen ergab, wollten diese ihn gerne als Spieler haben, was aber im Widerspruch zum Familienleben stand, und das frustrierte ihn noch mehr.

Als ich spürte, dass Hannes in die Pubertät kam, gab ich ihm das damals recht bekannte und hilfreiche Buch »Zwischen 12 und 17 – Tips für Teens« von Eberhard Mühlen zu lesen. Ich glaubte, dass dieses Buch ihm in einer guten Weise helfen könnte, seine körperlichen und emotionalen Fragen und Probleme zu beantworten. Dazu kam, dass wir in den zahlreichen Jungenfreizeiten, die Hannes immer begeistert miterlebt hatte, an einem Abend der Freizeitwoche die Themen Sexualität, Selbstbefriedigung usw. deutlich und mit der Bibel in der Hand behandelt haben. Jedenfalls nahm ich an, dass es für Hannes auf diesem Gebiet keine offenen Fragen mehr gäbe. Das war ein tragischer Irrtum, was ich aber leider nicht wahrgenommen habe.

Ich hätte es eigentlich besser wissen müssen: Als ich in den 1950er-Jahren in die Pubertät kam, hatte ich fürchterliche Anfechtungen, weil ich ebenfalls in keiner Weise aufgeklärt oder darauf vorbereitet wurde. Damals gab es auch keine Aufklärungsbücher für Kinder und Teenies. Monatelang dachte ich, ich wäre irgendwie abnormal oder krank, und es wäre mir eine große Hilfe gewe-

sen, wenn mir eine erwachsene Person behutsam erklärt hätte, dass ich einen ganz normalen und gesunden Prozess durchleben würde.

Byron Forrest Yawn hat eine solche Situation in seinem hervorragenden Buch »Wann ist ein Mann ein wahrer Mann?«⁶⁰ eindrücklich beschrieben:

»In genau dem Moment, in dem ein junger Mann die tiefgreifenden Änderungen seines Lebens auf körperlicher, emotionaler, hormoneller und sozialer Ebene erlebt, ist er alleingelassen und muss alles selbst herausfinden. Wir sorgen dafür, dass sie ihr Zimmer aufräumen, aber wir verlieren kein Wort über Sex. Sie gehen zu Bett, träumen von den Legosteinen ihrer Kindheit und wachen auf als Bigfoot.

Niemand warnt sie vor dem, was kommt. Niemand tut ihnen diesen unglaublichen Gefallen, ihnen klarzumachen, dass diese bizarre körperliche Verwandlung normal ist. Sie wachsen heran und denken, sie seien verrückt. [...] Der Punkt ist, dass in den meisten Fällen diese Kämpfe (und viele andere) darauf zurückzuführen sind, dass ein Vater nicht den Platz ausgefüllt hat, zu dem er bestimmt ist. Ist es da verwunderlich, wenn erwachsene Söhne so nachtragend gegenüber ihren Vätern sind?«

Hannes geriet durch meine Nachlässigkeit in eine jahrelange fürchterliche Krise, die ihn total veränderte und seine vorherige gute Beziehung zu Ulla und mir ins Gegenteil verkehrte, sodass er manchmal mit geballten Fäusten und Wutausbrüchen mir gegenüberstand und mich anschrie: »Ich hasse dich!«

⁶⁰ Byron Forrest Yawn, *Wann ist ein Mann ein wahrer Mann?*, Friedberg: 3L Verlag, 2015, S. 27.

Sir Peter Ustinov bemerkt dazu: *»Eltern müssen schmerzhaft erkennen, dass sie die Knochen sind, an denen sich ihre Kinder die Zähne scharf beißen.«*

War Hannes vorher bei unseren Gemeindebesuchen mehr oder weniger aufmerksam dabei, so änderte sich das in dieser Zeit total. Immer deutlicher zeigte er seine Ablehnung allem Christlichen gegenüber, bis er sich schließlich konsequent weigerte, die Versammlungen zu besuchen.

Es war am 19.7.1992. Wenige Tage vorher hatte ich Hannes noch einmal gefragt, ob er mit uns zur Freizeit nach Süditalien fliegen wollte – er reagierte zu meinem Kummer mit einem endgültigen und eiskalten »Nein, will ich nicht!«.

An diesem Vormittag holte ihn einer seiner Freunde ab, der ein Moped besaß, um mit ihm in einer Meinerzhagener Sporthalle Tennis zu spielen. Ich habe ihn noch vor Augen, wie er auf den Rücksitz kletterte, den Tennisschläger und die Turnschuhe in der Hand, und mit seinem ungläubigen Freund Ralf losdüstete.

Etwa eine Stunde später stürmte ein aufgeregter, völlig erschütterter Herr in Arbeitskleidung zu uns und erklärte uns stockend, dass er mit seinem VW-Bus auf der Bundesstraße das Moped mit Ralf und Hannes überholt habe. Er wollte dann links abbiegen, hatte aber gar nicht gemerkt, dass er mit seiner hinteren Stoßstange das linke Fußgelenk von Hannes getroffen und zerschmettert hatte. Es sähe schlimm aus mit Hannes und er sei sofort mit Blaulicht ins Krankenhaus nach Lüdenscheid transportiert worden ...

Als Dani das hörte, sackte er erschüttert zusammen und weinte, denn er hatte noch wenige Minuten vorher Hannes gefragt, ob er ihm beim Streichen der Bänke helfen wollte. Auch hier hatte Hannes mit einem entschiedenen »Nein!« geantwortet.

Tief geschockt ahnte ich, was sich jetzt in Hannes' Gedanken und Gefühlen abspielte: Nun hatte Gott ihm auch noch das Letz-

te, was ihm Spaß machte, genommen: Er könnte nie wieder Sport machen und vor allem kein Fußball mehr spielen!

Ich war dermaßen betroffen von diesem Geschehen, dass ich in mein Studierzimmer flüchtete, auf die Knie fiel und zu Gott um Hilfe geschrien habe. In meiner Verzweiflung tat ich etwas, was ich sonst nicht mache: Ich flehte den Herrn an, er möge doch, wenn ich jetzt die Bibel aufschlage, meine Augen auf einen Vers lenken, der mir in Bezug auf Hannes Hoffnung und Trost schenkt.

Ich stand von den Knien auf, schlug meine Bibel auf – und mein Blick fiel auf Psalm 34,21: *»Er bewahrt alle seine Gebeine, nicht eins von ihnen wird zerbrochen.«*

Mit der vollen Gewissheit, dass der Herr auch mit Hannes' Bein alles gut machen würde, raste ich zum Krankenhaus und konnte Hannes noch kurz sprechen; man hatte ihn bereits für die Operation vorbereitet. Er sagte mir stockend, dass er wohl nie wieder Fußball spielen könne und man ihm mitgeteilt habe, dass sein Fuß eventuell amputiert werden müsse. Ich teilte ihm erschüttert mit, was ich kurz vorher in der Bibel gelesen hatte und dass ich überzeugt sei und dafür beten würde, dass Gott seinen Fuß erhalten würde und er auch bald wieder Sport machen könnte.

Der Arzt, den ich dann noch kurz sprechen konnte, machte mir nur wenig Hoffnung. Es sei ein offener Bruch, der Fuß hänge nur noch an einigen Sehnen und er habe zusätzlich heftige tiefe Fleischwunden und große Hautverletzungen. Aber sie wollten alles versuchen, um den Fuß zu retten.

Tatsächlich hat man dann in einer längeren Operation den Fuß irgendwie wieder anschrauben und mit einem Fixateur versehen können. Später kamen noch einige Hautverpflanzungen dazu und nach einigen Monaten konnte Hannes tatsächlich mit diesem Fixateur zumindest Tennis und später auch wieder in alter Manier Fußball spielen.

Was aber sein geistliches Leben betrifft und auch seine Beziehung zu Ulla und mir, da war keine Spur von Heilung zu erkennen, im Gegenteil. Er geriet in einige Abhängigkeiten und Süchte und seine Perspektivlosigkeit nahm ihm jeden Anreiz zu lernen. In dieser Zeit wurde Hannes seine überaus geliebte Fotoausrüstung aus dem Auto gestohlen. Er begann selbst zu stehlen – nicht weil er kein Geld hatte, sondern er suchte den Nervenkitzel, das Risiko, die Genußtuung, anderen zu schaden.

Mit der Zeit entwickelte er Routine darin, in Geschäften zu stehlen, ohne dabei von Kameras erfasst oder von Detektiven erwischt zu werden. Doch als das Stehlen in immer größerem Umfang erfolgte, wurde er mit 17 Jahren mehrfach erwischt und kam schließlich vors Jugendgericht. Aber er konnte sich dermaßen charmant und reuevoll verkaufen, dass die Richter ihn laufen ließen. Allerdings wurde ich selbst auch einmal von der Meinerzhagener Kriminalpolizei wegen Hannes vorgeladen. Sie kannten mich gut, weil wir oft gefährdete oder kriminelle junge Männer aufgenommen hatten. Peinlich, dass ausgerechnet in einer anscheinend so frommen und hilfsbereiten Familie einer der Söhne tatsächlich auch kriminell geworden war ...

Noch peinlicher war, was bald darauf in Kanada geschah: Hannes, inzwischen 18 Jahre alt, wurde von einer jungen Familie aus unserer Gemeinde, die vorübergehend in Neufundland lebte, zu einem Besuch eingeladen. Hannes, der trotz aller Probleme immer noch eine große Liebe zur Natur hatte, freute sich über diese Einladung und über die Möglichkeit, dieses wenig besiedelte, aber an Naturparks reiche Land mit den Karibu-Herden, Seevögel-Kolonien und Walen besuchen zu können.

Die lieben Gastgeber wussten in etwa um die Probleme, die Hannes hatte, und versuchten, ihm Freude zu bereiten und ihm eine geistliche Hilfe zu sein. Aber auch hier, in einem Supermarkt,

wähnte sich Hannes unbeobachtet und stopfte seinen Rucksack mit gestohlenen Sachen voll, bis die Polizei kam und ihn abführte, weil man ihn durch eine verspiegelte Decke beim Stehlen beobachtet hatte. Das war für die Gastgeber und noch viel mehr für uns eine äußerst niederschmetternde Erfahrung. Hannes musste Neufundland frühzeitig wieder verlassen.

Auch wenn Hannes scheinbar sehr »cool« und abgebrüht wieder bei uns auftauchte, so realisierte er sehr deutlich, dass er sein Leben an die Wand fuhr, wenn sich nicht bald etwas Entscheidendes ändern würde.

Inzwischen hatte er mühsam sein Abitur geschafft und ich hatte ihm geraten, sich doch einmal in Krelingen zu informieren, ob dort im »Glaubenshof«, wo eine rechte gute und große Arbeit an Drogensüchtigen gemacht wird, eine Zivildienststelle frei wäre.

Das war tatsächlich der Fall und die Arbeit an den Suchtkranken in dieser sehr schönen Umgebung wurde für Hannes ein wichtiger Wendepunkt. Er war bei allen Therapiesitzungen dabei, trug aber auch Verantwortung für eine Gruppe dieser Männer im Alter von 15 bis 40 Jahren. Hier fand er eine Gelegenheit, die Flucht nach vorne zu wagen: ein strukturierter Tag, Disziplin, regelmäßiges Bibellesen, harte Arbeit (u. a. in der Putenzucht), Verantwortung für die Rehabilitanden tragen, seine Begabung einsetzen, Kontakte suchen und pflegen. Die verantwortlichen Leiter schenkten ihm ungewöhnlich viel Vertrauen, was ihn stark ermutigte und anspornte.

Hannes hatte hier in der Lüneburger Heide tatsächlich seinen Platz gefunden, fühlte sich geschätzt und gebraucht und gesundete geistlich, seelisch und körperlich; er blieb sogar noch zwei Monate über seine offizielle Dienstzeit von 13 Monaten hinaus in Krelingen.



Taufe von Hannes im Schoppenteich

Zwischendurch, als er ein Wochenende bei uns zu Hause war, drückte er seinen Wunsch aus, getauft zu werden, und so durfte ich ihn an einem Sonntag im Beisein der Gemeinde taufen, was wir als Familie 15 Monate früher nie für möglich gehalten hätten. Unser Herr hatte die vielen Gebete erhört. Zwar gab es anschließend noch zahlreiche Kämpfe und Rückfälle in alte Gewohnheiten und Abhängigkeiten und oft genug war er drauf und dran aufzugeben, doch schlussendlich siegten Gottes Gnade und Vergebung in seinem Leben.

Eine wesentliche Hilfe war dabei Heiner Kemmann. Heiner, einer der Ältesten unserer Gemeinde in Schoppen, hatte Hannes vor seinem Abitur erfolgreich Nachhilfe im Fach Physik gegeben. Seine selbstlose Glaubwürdigkeit war Hannes in dieser schweren Phase eine große Hilfe. Als er nach seiner Umkehr wieder einmal schwere Zweifel an seiner Wiedergeburt hatte, weil er Gedanken-sünden nicht ablegen konnte, hat Heiner ihn gefragt:

»Wenn Jesus dir jetzt leibhaftig erscheinen würde – wie würdest du reagieren? Würdest du vor ihm weglaufen oder zu ihm hin flüchten?«

Diese simple, aber für Hannes in dieser Situation sehr weise Frage benutzte Gott, um ihm Mut zu machen, zu unserem Herrn Jesus zu flüchten und von da an auch wieder regelmäßig die Gemeinde zu besuchen.

Da ihm Jungschararbeit leichtfiel und er recht schnell Kontakte zu Kindern knüpfen konnte, entschloss er sich nach seiner Zeit in Krelingen kurzfristig, Grundschulpädagogik in Siegen zu studieren.

Hier lernte er Frieder Tröps und seine Frau Svenja kennen. Sie waren frisch verheiratet und arbeiteten in der Gemeinde in Siegen-Achenbach mit. Frieder spielte wie Hannes gerne Fußball, war sehr kontakt- und redefreudig und studierte ebenfalls Pädagogik in Siegen, und so lernten die beiden sich in Seminaren kennen, trafen sich immer in der Mensa zum Essen, wobei heftig und laut diskutiert wurde.

An einem der Nebentische saß oft zu gleicher Zeit Claudia, eine etwa gleichaltrige Studentin, die interessiert den meist lautstarken theologischen und philosophischen Diskussionen zuhörte, immer näher rückte und eines Tages fragte, ob sie sich zu ihnen an den Tisch setzen dürfe, weil die Themen sie sehr interessierten.

Die beiden hatten nichts dagegen und erfuhren dann von Claudia, dass sie sich in einer heftigen Lebenskrise befand und nach Halt suchte. Sie kam aus einem völlig ungläubigen Elternhaus, eine Beziehung war in die Brüche gegangen und zudem war ihre Oma kürzlich gestorben. In ihr und um sie herum war alles dunkel und ungewiss, und in ihrer Not hatte sie gebetet: »Gott, wenn es Dich gibt, dann hilf mir!« Sie erinnerte sich, dass sie eine Luther-Bibel ungebraucht im Schrank stehen hatte. Sie begann darin zu lesen

und ergriff im schlichten Glauben die gute Hand Gottes, die sich ihr entgegenstreckte.

Nun suchte sie nach Christen und fand in Siegen eine Teestube, die damals von Ebi Hof geleitet wurde und in der sie lebendige Christen kennenlernte.

Nun saß sie in der Mensa bei zwei vermeintlich gestandenen und überzeugten Christen, die sicher bereit waren, auf ihre vielen Fragen einzugehen.

Frieder übergab diesen »Fall« glücklicherweise an Hannes, und der musste in seinen noch nicht ausgeräumten Kartons nach hilfreichen Büchern suchen, um Claudia vernünftige Antworten geben zu können. Auf diese Weise lernte sie tatsächlich die Bibel besser kennen, wurde gewiss im Glauben und gleichzeitig frischte Hannes sein Gedächtnis auf und wuchs ebenfalls geistlich.

Da Hannes inzwischen auch ein Zimmer in Achenbach mieten konnte, um nicht täglich von Meinerzhagen nach Siegen und zu-



Hochzeit von Hannes und Claudia im September 2001

rück pendeln zu müssen, besuchte er wie auch Claudia die Christliche Gemeinde in Achenbach, wo beide eine sehr herzliche Aufnahme fanden und viele Kontakte bekamen.

Den Rest der Geschichte wird sicher jeder Leser bereits ahnen: Nach einigen Monaten gegenseitigen Kennenlernens heirateten die beiden am 28. 9. 2001 im Beisein der beiden Familien und der großen Gemeinde. Sie waren zunächst in der evangelistischen Jung-schararbeit der Gemeinde aktiv und zogen nach ihrem Studium nach Bielefeld, wo beide in der Georg-Müller-Schule bis heute als Lehrer arbeiten.

Auch in der Ehe wirkte Gottes Gnade. Trotz beiderseitiger Unbedarftheit zum Zeitpunkt ihrer Eheschließung und vieler charakterlichen Ecken und Kanten führen die beiden seit über 21 Jahren eine stabile Ehebeziehung. Im Bewusstsein der vielen Auf- und Abs in der Beziehung und im Glaubensleben und in der Verantwortung für die Erziehung ihrer drei Kinder gehen die beiden doch einträchtig weiter.

Es ist ihr Ziel, die Brüche und Fehler in der Vergangenheit wahrzunehmen und daraus für die Gegenwart und Zukunft zu lernen. Die bitteren Erfahrungen helfen ihnen, verständnisvoller und barmherziger mit anderen Menschen umzugehen. Die beiden wünschen sich, auf ihren weiteren Wegen Gott zu vertrauen und mit seiner Hilfe zu rechnen. Sie wollen in der Liebe zueinander wachsen, mehr und mehr dem Nächsten ein Segen sein und lernen, Gott zu ehren.⁶¹

Der letzte Vers aus dem wertvollen Lied von Erich Remmers »*Wie oft hast du mich aufgerichtet*« gilt für Hannes und Claudia, aber auch für unser aller Leben:

61 Den Abschnitt »Hannes' Geisterfahrt ...« habe ich mit ausdrücklicher Zustimmung von Hannes und Claudia geschildert.

»Wie oft werd ich es noch erfahren,
dass du mit mir nicht fertig bist;
und langsam dämmert mir nach Jahren,
dass alles, alles Gnade ist.

*Vater, ich will dir danken,
weil deine Tür noch offen steht,
weil deine Liebe über Schranken
und über meine Grenzen geht.«*

ERICH REMMERS

Einwurf

Gorden Winter

— Eine Mutter in Israel!



Im Buch der Richter findet man einige faszinierende Männer und Frauen im Volk Gottes, und eine von ihnen ist Debora. Sie wird »eine Mutter in Israel« genannt (Richter 5,7). Wenn ich an Ulla denke, dann fällt mir diese Bezeichnung ein: »eine Mutter in Israel« – eine Mutter im Volk Gottes.

Als Wolfgang mich fragte, ob ich etwas über Ulla schreiben könnte, hatte ich ziemlich schnell eine Überschrift zu meinem Beitrag: »Eine Mutter in Israel«. Debora war eine außergewöhnliche Mitarbeiterin im Volk Gottes und gehörte zu den Führungskräften in Israel. Sie war eine Richterin und warum sie mich an Ulla erinnert, möchte ich kurz schildern:

Ich lernte Ulla durch einen nächtlichen Besuch kennen, den ich vor etwa 22 Jahren machen durfte. Damals kümmerte ich mich um einen jungen Mann, der sich aus irgendeinem Grund in meinem Umfeld wiedergefunden hat und der ziemlich am Ende war. Wir luden ihn ein, mit uns Gemeinschaft zu haben, und er blieb eine Zeit bei uns.

Er erzählte mir dann, dass er mal bei einer Familie Bühne gewohnt und diese beklaut hatte. Das würde er gerne wieder in Ordnung bringen ...

Zu später Nachtstunde

Aus diesem Grund versuchte ich herauszufinden, wo Ulla und Wolfgang wohnten, um dann mit »Martin« die Reise zum Sündenbekenntnis anzutreten.

Wir sind sehr spät abends – ich denke, es war schon nachts – bei Ulla und Wolfgang angekommen und brachten »Martin« mit, der hier seine Sünde bekennen wollte.

Da es wirklich sehr spät war, wurden wir von Wolfgang mit einer kritischen Bemerkung bezüglich der Uhrzeit begrüßt und ich war dadurch tatsächlich etwas ausgebremst, denn ich dachte, dass

dieser nächtliche Besuch doch ein Freudenfest war. Da sollte die Uhrzeit doch egal sein. Ulla hat uns dafür sehr freundlich empfangen und so konnte »Martin« dann doch noch seine Last loswerden. Wolfgang hat uns dann zum Schluss nach Mitternacht noch Mut zugesprochen, dass es doch gut war, dass wir gekommen sind.

Diese Begegnung mit Ulla sollte nicht die letzte sein, und über die Jahre habe ich noch so manchen »Notfall« zu Ulla bringen dürfen. Durch meine Reisen quer durch manche Gemeinden und Jugendfreizeiten bin ich immer wieder auf Mädels oder junge Frauen gestoßen, die sexuell missbraucht wurden oder andere Lebenskrisen zu bewältigen hatten. In Ulla hatte ich eine zuverlässige Ansprechpartnerin für belastete Mädels und Frauen gefunden, und so kam es, dass ich manche an Ulla weiterleiten durfte und erleben konnte, wie ihnen geholfen wurde.

Obwohl Ulla ca. eineinhalb Autostunden entfernt von mir wohnt, waren die drei Stunden Hin- und Rückfahrt ein lohnendes Ereignis. Denn ich habe gesehen, dass hier eine geistliche Mama ist, die es versteht, mit jungen Frauen zu reden und ihnen Mut zuzusprechen.

So wurde Ulla über die Jahre eine Art Außenstelle für mich, die ich kontaktieren konnte, wenn es nötig war. Und es wurde immer wieder mal wieder nötig, und Ulla hat sich jedes Mal Zeit dafür genommen.

Kekse reichen manchmal

Aus dieser Notfall-Seelsorge ist eine herzliche Beziehung entstanden und wir haben Ulla als Referentin in unsere Gemeinde eingeladen. Das war ein prägendes Ereignis für unsere Frauen und meine Frau Rita kann sich noch gut daran erinnern, wie Ulla erzählte, dass sie manchmal keine Zeit fand, einen tollen Kuchen für eine Veranstaltung zu backen, und darum Kekse mitgebracht hatte.



Ulla mit den Schwestern der jungen Gemeinde in Schloß Holte

Sie wollte damit wohl sagen, dass sie keine perfekte Hausfrau war und unsere Frauen es auch nicht zu sein brauchen. Auch das war eine Ermutigung.

Wenn ich mit Ulla geredet habe, hatte ich das Gefühl, dass sie erahnt, in welchen Umständen wir als Familie lebten. Wir hatten immer mal wieder Menschen bei uns wohnen, hatten ein Pflegekind und ich war gleichzeitig viel auf Freizeiten unterwegs. Außerdem waren wir als Familie in die örtliche Gemeindegemeinschaft eingebunden. Wenn ich mit Ulla geredet habe, dann hat sie irgendwie mitgelitten und deutlich gemacht, dass sie uns wünscht, dass wir durchhalten.

Und so kam es, dass Ulla meiner Frau eine Karte schrieb und ein Buch dabeigelegt und damit ausgedrückt hat, dass sie an uns denkt. Das war ermutigend. Wahrscheinlich wusste sie, wie es war, mit einem einseitig-schwierigen Mann verheiratet zu sein.

Wenn ich in Schoppen war, bin ich immer mal wieder bei Bühnes reingeschneit und dann hat Ulla mir am Küchentisch Platz

gemacht, um sich kurz Zeit für ein Gespräch zu nehmen und mit mir über die Dinge des Glaubenslebens zu reden.

Ich erinnere mich gerne daran.

An der Seite ihres Mannes

Auch als sie erkrankte (»Burn-out« mit der Folge einer Depression), durfte ich sie besuchen und wir konnten langsam miteinander reden und ich hatte den Eindruck, dass es trotz aller Schwierigkeiten eine schöne Zeit war. In unserem letzten längeren Gespräch sagte sie mir, dass ihr Platz an der Seite von Wolfgang sei, und das war eine sehr bewegende Sache. Denn hier saß eine kranke Frau, die nicht nur mir, sondern vielen ein Segen war, und erzählte mir, dass sie an die Seite von Wolfgang gehört. Es waren wenige Worte mit viel Inhalt.

Dass Ulla an Wolfgangs Seite gehört, trifft wohl weitaus mehr zu, als wir erahnen können. Wo wäre unser Wolfgang mit all seinen Diensten und Aufgaben, wenn die Ulla nicht wäre? Wahrscheinlich wäre ohne Ulla nicht so viel passiert.



Immer mal wieder muss ich an eine besondere Begegnung mit Wolfgang und Ulla denken. Ich hatte sie besucht und wir saßen in ihrem Garten und wie so oft erzählte Wolfgang begeistert von einem Glaubenshelden. In diesem Fall war es – denke ich – Robertson McQuilkin, ein Diener Gottes, dessen Frau Alzheimer bekam. Dieser Mann hat dann für seine Frau seinen gesamten Dienst aufgegeben, um sich ganz um seine Frau zu kümmern.

Als Wolfgang mit seiner begeisterten Erzählung fertig war, sagte Ulla dazu ungefähr so etwas: *»Na ja, dann musst du jetzt nur noch dasselbe tun ...«*

Wer hätte gedacht, dass Ulla recht behalten würde?



Abpfiff am Spielfeldrand?

Ulrich Parzany schließt seine Autobiografie »Dazu stehe ich«⁶² mit der Erinnerung an Psalm 90,10: »*Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre*« (Luther 1984). Danach bemerkt er in Anlehnung an die Spielzeit beim Fußball:

»Die offizielle Spielzeit ist um, sagte ich mir. Bei mir gibt es vielleicht noch eine Nachspielzeit – wie beim Fußball. Da kann ich noch Tore schießen, vielleicht aber auch noch einige kassieren. Diese Zeit ist also noch einmal spannend.« — *Ulrich Parzany*

Ähnlich geht es mir. Ich hätte nicht gedacht, einmal so alt zu werden, aber unser Herr hat mir diese Lebenszeit geschenkt, und so befinde ich mich auch jetzt in oder kurz vor der Nachspielzeit. Man hat noch die Möglichkeit, für den Herrn zu leben und für das Evangelium zu arbeiten – das ist unendliche Gnade.

62 Ulrich Parzany, *Dazu stehe ich – Mein Leben*, Holzgerlingen: SCM Hänssler, 2014, S. 355.

Aber man kann auch noch »Tore kassieren«, große Fehler machen und damit die Glaubwürdigkeit eines ganzen Lebens infrage stellen.

Viele Mannschaften spielen in der Nachspielzeit sehr defensiv, um nur ja kein Tor kurz vor Schluss zu kassieren und um sich auf das Elfmeterschießen zu konzentrieren. Das liegt mir aber nicht. Davor habe ich mich immer gedrückt, weil ich nie ein kraftvoller und sicherer Schütze war.

Wenn der Herr mir noch Zeit schenkt, möchte ich lieber unsere Kinder, Enkel und unsere vielen jüngeren Geschwister und Freunde vom »Spielfeldrand« aus anfeuern. Ich möchte vor Fehlern warnen, die ich in der Vergangenheit gemacht habe. Oder sie anspornen, ermutigen und ihnen gute Ratschläge geben. Das wäre dann ein weiteres unverdientes Geschenk, für das ich dankbar wäre.

Das ist auch das Ziel dieses Buches und der Grund der Veröffentlichung: dass meine und unsere Fehler im Leben nicht wiederholt werden, sondern dass man daraus lernt und ermutigt wird, es mit Gottes Hilfe besser, allein zur Ehre Gottes und zum Segen unserer Mitmenschen zu machen.

»Stark abzuschließen, bedeutet, dass du deinen Kindern und Enkelkindern das unschätzbar wertvolle Erbe eines gottesfürchtigen Lebens hinterlässt.« — *Steve Farrar*

Diese inhaltsstarken Worte schrieb Steve Farrar ziemlich am Ende seines Buches »Zielstrebig – Mit Gott ins Ziel«⁶³. Ich hoffe und bete, dass unser treuer Herr auch in unserem Leben dazu seinen Segen schenkt und uns kurz vor der Ziellinie vor »Stolpern«, »Sturz« oder »Herzversagen« bewahrt.

63 Steve Farrar, *Zielstrebig – mit Gott ins Ziel*, Lychen: Daniel-Verlag, 2021, S. 268.

Daher schließe ich diese Lebenserinnerungen mit zwei Bibelversen, die Bakht Singh fast immer am Ende seiner Predigt aus dem Gedächtnis zitierte:

»Dem aber, der euch ohne Straucheln zu bewahren und vor seiner Herrlichkeit untadelig darzustellen vermag mit Frohlocken, dem alleinigen Gott, unserem Heiland, durch Jesus Christus, unseren Herrn, sei Herrlichkeit, Majestät, Macht und Gewalt vor aller Zeit und jetzt und in alle Ewigkeit! Amen.«
— Judas 24 und 25

Ihm allein sei die Ehre!
Soli Deo Gloria!

Ein Gebet und Bekenntnis von C.H. Spurgeon⁶⁴

»Also auch ihr, wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen war, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren!« — Lukas 17,10

Liebe Brüder, wir sollten bekennen, dass wir mit jeder Arbeit, die wir für den Herrn getan haben, nur einen Teil unserer Schuld abgetragen haben. Ich hoffe, wir sind moralisch nicht so tief gesunken, dass wir es uns als etwas Großes anrechnen, wenn wir unsere Schulden bezahlen. [...]

Jesus Christus hat uns erkauft. Wir gehören uns nicht selbst. Was wir auch tun, es ist immer etwas, worauf er als Schöpfer und Erlöser ein Anrecht hat. Wenn wir alles getan haben, so haben wir nur getan, was wir zu tun schuldig waren. All unser Tun ist und bleibt sehr unvollkommen. Beim Pflügen gibt es Unebenheiten; das Vieh haben wir nicht versorgt, wie es hätte sein sollen; und der reich gedeckte Tisch ist des Herrn, dem wir dienen, unwürdig gewesen.

Kann jemand von euch mit Genugtuung auf den Dienst für unseren Herrn zurückblicken? Ich kann es nicht und habe gewünscht, mein Leben wieder von vorn anfangen zu können. Und doch tut es mir leid, dass sich mein stolzes Herz einen solchen Wunsch erlaubt hat, denn aller Wahrscheinlichkeit nach würde ein zweites Leben noch schlechter ausfallen.

Was die Gnade für mich getan hat, erkenne ich mit tiefer Dankbarkeit an, aber für das, was ich selbst getan habe, bitte ich um Vergebung.

64 C.H. Spurgeon, *Auf Dein Wort – Andachten für jeden Tag*, Bielefeld: CLV, 2022, S. 111.

Ich bitte Gott,
mir meine Gebete zu vergeben,
denn sie sind fehlerhaft.

Ich bitte Gott,
mir selbst dieses Bekenntnis zu vergeben,
denn es ist nicht so demütig, wie es sein sollte.

Ich bitte ihn,
meine Tränen zu waschen und
meine Andacht zu reinigen,
sowie mir zu schenken,
dass ich mich selbst ganz vergesse.

O Herr,
du weißt, wie wir zu kurz kommen
in der Demut gegen dich! Vergib uns.
Wir sind unnütze Knechte,
und wenn du uns nach
dem Gesetz richten würdest,
wären wir alle verloren.

Von Konferenzen, Bibeltagen, »Taupunkten« und »Kraftstoffen«

Während die Freizeit- und Literaturarbeit im Laufe der Jahre an Umfang, Mitarbeiterzahl und hoffentlich auch an Qualität zunahm, entwickelte sich unabhängig davon bei vielen auch älteren Christen der Wunsch, Möglichkeiten der Gemeinschaft unter Gottes Wort zu schaffen.

Besonders solche Geschwister, die durch die zahlreichen Fehlentwicklungen in den letzten drei Jahrzehnten ihre geistliche Heimat verloren hatten, sehnten sich nach geistlicher Orientierung und Auferbauung.

Auch zahlreiche Brüder, die als Verkündiger, Autoren und Verantwortliche in der Gemeindeleitung unter der zunehmenden Verwirrung und Aufweichung biblischer Prinzipien durch die charismatischen, ökumenischen und auch liberalen Einflüsse litten, suchten Austausch mit gleichgesinnten Brüdern.

So traf man sich gelegentlich zunächst recht unorganisiert und manchmal auch etwas chaotisch in kleineren Kreisen, wobei die Anzahl der Interessenten wuchs und der Wunsch nach mehr und auch regelmäßigem Austausch deutlich wurde.

»Das prophetische Wort«

Bereits 1992 hatte Martin Vedder damit begonnen, unter dem Thema »Das prophetische Wort« zunächst kleinere Seminare durchzuführen, um die Prophetie der Bibel in Bezug auf Israel und die Gemeinde intensiver ins Bewusstsein zu rücken und auch die Wiederkunft Jesu mehr in den Mittelpunkt der Verkündigung zu stellen. Dazu gehörte auch, dass die aktuellen Entwicklungen in der Christenheit beleuchtet wurden, zumal in diesen Jahren spektakuläre Offenbarungen und Visionen von einer bisher nie da gewesenen weltweiten Erweckung die Runde machten.

So schrieb zum Beispiel Bill Bright, der bekannte Gründer von »Campus für Christus« in seinem Buch »Die kommende Erweckung«, was Gott ihm nach einer dreiwöchigen Fastenzeit geoffenbart hatte:

»Amerika und weite Teile der Welt werden vor Ende des Jahres 2000 eine große geistliche Erneuerung erleben! Und diese Erneuerung wird die größte geistliche Ernte in der Kirchengeschichte hervorrufen.«⁶⁵

Nun war damals Bill Bright nicht unbedingt als extremer Charismatiker bekannt, obwohl auf seinen Konferenzen immer schon ranghohe und auch extreme Charismatiker und katholische Würdenträger auftraten, wie z. B. der Pater Raniero Cantalamessa, der Beichtvater des ehemaligen Papstes Johannes Paul II.

Aber dieses Buch wurde damals sogar von Horst Marquardt (ERF) warm empfohlen und passte natürlich zu den Zielen des damaligen Papstes Johannes Paul II., *»Jesus Christus zum 2000. Geburtstag eine geeinte Christenheit und eine christliche Welt als Geschenk zu präsentieren«*.

Etwa zeitgleich begannen die spektakulären »Erweckungen« in Toronto (»Toronto-Segen«) und wenige Jahre später auch in Pensacola/Florida, deren Praktiken und Phänomene bereits John Wimber mit seinem Programm »Power Evangelism« in den 1980er-Jahren weltweit bekannt gemacht hatte.

Die »Jesus-Märsche« wurden in aller Welt durchgeführt, und am 29.3.1994 wurde in New York eine Erklärung von prominenten Evangelikalen und Katholiken unterschrieben und veröffentlicht: *»Evangelikale und Katholiken zusammen: Die Christliche Mission im*

65 Bill Bright, *Die kommende Erweckung*, Gießen: Campus für Christus, 1997, S. 18.

dritten Jahrtausend«. Von evangelikaler Seite wurde dieses 25-seitige Dokument unter anderem von Bill Bright, Charles Colson, Pat Robertson, J.I. Packer und Os Guinness unterschrieben.

(Ausführlich geschildert und dokumentiert werden diese Aktionen und Entwicklungen in den Büchern »Die okkulte Invasion« von Dave Hunt und »Die Propheten kommen!« von W. Bühne. Beide Bücher sind vergriffen, aber weiterhin im Internet auf der Website von CLV zu lesen.)

Diese kurze Aufzählung der Ereignisse, die damals auch in evangelikalen Kreisen meist positiv begrüßt und auch von der Evangelischen Allianz unterstützt wurden, macht deutlich, warum die wenigen kritischen Stimmen, die in diese Euphorie nicht einstimmen konnten, Austausch mit gleichgesinnten Brüdern suchten.

Das war der Grund, warum die von Martin Vedder initiierten Wochenend-Konferenzen stattfanden, und zwar zunächst im Erholungsheim Waldesruhe (im Schwarzwald) und ab 1995 in Rehe (im Westerwald).

In den ersten Jahren gehörten zu den Rednern John Lennox, dann auch Benedikt Peters; etwa ab 1999 wurden die Vorträge im Haus Felsengrund (Zavelstein im Schwarzwald) von Martin Vedder, Roger Liebi und von mir gehalten, wobei ich kein Experte für prophetische Themen war und bin und eher die praktischen Konsequenzen für unser Alltagsleben aus den prophetischen Themen herausgepickt habe.

Die Nachfrage nach diesen Konferenzen wurde im Lauf der folgenden Jahre so groß, dass umliegende Hotels und Gästehäuser einbezogen werden mussten, um die vielen Teilnehmer unterzubringen.

Der »Maleachi-Kreis« und die »Maleachi-Konferenzen«

Während bei den Konferenzen »Das prophetische Wort« mehr die Heilsgeschichte Gottes mit Israel und der Gemeinde im Vordergrund steht, hatte die Gründung des »Maleachi-Kreises« eine etwas andere Vorgeschichte. Hier ging es zunächst um Austausch und Ermutigung von Brüdern, die Orientierung und Gemeinschaft unter Gleichgesinnten suchten, und erst später kam der Wunsch auf, auch größere Veranstaltungen und Konferenzen zu veranstalten, um vereinsamen oder vernachlässigten Geschwistern Gemeinschaft unter Gottes Wort anzubieten.

Am 10. April 2002 schrieben die Brüder Martin Vedder und Kurt Wiener einen Brief an eine zunächst kleinere Anzahl ihnen bekannter Brüder mit folgendem Inhalt:

*»Da unterredeten sich miteinander, die den HERRN fürchten ...«
(Maleachi 3,16)*

Lieber Bruder,

in einer Zeit immer größer werdender Verwirrung und Verirrung erscheint es uns dringend erforderlich, dass Brüder, denen das Wohl des Volkes Gottes am Herzen liegt und denen der Herr auch einen Teil seiner Herde anvertraut hat, näher zusammenrücken und im Sinne des obigen Bibelverses zusammenkommen, um sich gegenseitig zu stärken und darüber zu beraten, wie dem wachsenden Abfall in einer biblischen Weise begegnet und die Gemeinde auf ihren wiederkommenden Herrn vorbereitet werden kann.

Wir haben den Eindruck, dass es an der Zeit ist, dass sich solche Brüder einmal in absehbarer Zeit in einem kleineren Kreis

für mehrere Tage treffen. Wir denken dabei an solche, die nicht nur eine klare Haltung zur antichristlichen Ökumene haben, sondern auch die sich immer mehr abzeichnende Vermischung der Evangelischen Allianz mit unguten Elementen zutiefst bedauern. Darüber hinaus sollten es Brüder sein, die im Hinblick auf die charismatischen Verirrungen eine klare Sicht haben und auch eine gewisse Trauer verspüren hinsichtlich der sich mehr und mehr ausbreitenden »Spaßkultur« in den verschiedenen christlichen Gemeinden und Gemeinschaftskreisen. Nicht zuletzt geht es uns um solche Diener Gottes, die sich nicht scheuen, das Übel beim Namen zu nennen, und die auch bereit sind, eventuelle Nachteile und Verfolgungen um Jesu willen auf sich zu nehmen.

Wir glauben, lieber Bruder, dass diese Voraussetzungen bei dir zutreffen, und würden uns sehr von Herzen freuen, von dir eine Zusage zum nächsten Treffen zu bekommen.

Mit herzlichen brüderlichen Grüßen

Martin Vedder – Kurt Wiener

Diese mehrtägigen Treffen fanden in den ersten Jahren in einem kleinen, aber wachsenden Kreis von Brüdern im »Haus Waldesruhe« in Vesperweiler statt, den irgendjemand halb im Scherz »Maleachi-Kreis« nannte in Anspielung auf den zitierten Vers aus Maleachi 3,16.

Es war also niemals die Absicht, einen etwas »elitären«, erlesenen Kreis von Brüdern zu formen und bekannt zu machen, der den »treuen Überrest« repräsentieren wollte, sondern eine offene Austauschmöglichkeit anzubieten, um die vielen aktuellen Zeitströmungen zu beurteilen, aber auch Gottes Wort reden zu lassen und Zeit zum gemeinsamen Gebet zu haben.

Erst später kam der Wunsch auf, zusätzlich eine größere Konferenz durchzuführen, um viele Geschwister einladen zu können, um sowohl durch erbauliche Bibelarbeiten als auch durch apologetische Vorträge über aktuelle Entwicklungen und Gefahren in der Christenheit aufmerksam zu machen.

Die ersten Konferenzen, die nun offiziell als »Maleachi-Konferenz« bezeichnet wurden, fanden 2005 im Bibel- und Erholungsheim Hohegrete (Pracht/Sieg) statt, wo etwa 300 Gäste untergebracht werden konnten und außerdem eine große Halle für etwa 700 Personen zur Verfügung stand. Hierzu wurden vor allem die Geschwister eingeladen, die aus der Mitte und dem Norden Deutschlands kamen.

Mit wenigen Wochen Abstand fand eine weitere Maleachi-Konferenz im »Haus Felsengrund« (Zavelstein) statt, zu der vor allem Geschwister aus dem Süden eingeladen wurden.

Die ersten drei Konferenzen in Hohegrete wurden sehr gut besucht und die große Halle war mit etwa 700 Besuchern gefüllt. Da die Heimleitung allerdings mit einigen Lehraussagen verschiedener Referenten nicht einverstanden war (Heilssicherheit, Entrückung vor der Trübsal), mussten wir in den kommenden Jahren nach Rehe ausweichen.

Die Konferenzen in Zavelstein unter der Heimleitung von Kurt und Elvira Philipp (ab 2015 unter Roland und Carmen Bretschneider) waren immer bereits im Voraus ausgebucht und wurden sehr dankbar angenommen, zumal eine Anzahl bekannter Verkündiger sowohl in Vorträgen im Plenum als auch in Seminaren zu aktuellen Themen zu Wort kamen und eine erweckliche Atmosphäre die Konferenzen prägte. Die Redner in den ersten Jahren sowohl in Zavelstein als auch in Hohegrete (später in Rehe) waren: Martin Vedder, Eberhard Platte, Lothar Schäfer, Roland Antholzer, Alexander Seibel, Kurt Philipp, Siegfried Weber, Andreas Fett,

Johannes Pflaum, Ulrich Skambraks, Friedemann Wunderlich, Wilfried Plock, Wolfgang Bühne, Wolfgang Nestvogel, Johannes Vogel, Dietrich Georg, Robert Gönner, Kornelius Schulz. In den letzten Jahren kamen noch Michael Happle, Thomas Powilleit, Markus Schulze, Alexander Janzen, Eberhard Dahm und Joachim Klotz dazu ...

Inzwischen wurde die Arbeit des Maleachi-Kreises ausgeweitet auf »Maleachitage« und »Maleachi-Jugenttage«, also zusätzliche Tageskonferenzen unter anderem in Stuttgart, Niesky, Bielefeld und Großheide (Ostfriesland), die meist in der zweiten Jahreshälfte an Feiertagen oder Samstagen durchgeführt werden.

Konferenz für Gemeindegründung (KfG)

Anfang der 1980er-Jahre hatten die Brüder Eckehard Strickert und Ernst G. Maier den Wunsch, eine Plattform für Geschwister anzubieten als Hilfe zur Gründung und zum Aufbau bibeltreuer Gemeinden. Das sollte kein neuer Gemeindebund sein, sondern dem Austausch und der Unterstützung von Geschwistern dienen, denen die Gründung neuer bibeltreuer Gemeinden besonders in solchen Gebieten am Herzen liegt, in denen nur wenige Gemeinden existieren. Gleichzeitig wollte man auch auf bedenkliche Entwicklungen im Bereich des Gemeindebaus aufmerksam machen und den Austausch unter bibeltreuen Gemeinden fördern.

So entstand 1983 die »Konferenz für Gemeindegründung« (KfG). Die ersten Konferenzen fanden in Siegen und Holzhausen statt. Als das Interesse an diesen Veranstaltungen zunahm, wich man aus Platzgründen nach Rehe aus, wo dann in den folgenden Jahren die Zahl der Teilnehmer stark wuchs, zum Teil bis auf 300 bis 330 Besucher. Häufige Redner waren hier Brüder, die viel Erfahrung mit der Neugründung von Gemeinden hatten: Fred Colvin, Daniel Herrmann, Richard Haverkamp, Walter Mauerhofer,

Roger Peugh u. a. Aber auch Brüder und bekannte Autoren aus den USA wie Erwin Lutzer, Dave Hunt, Arnold Fruchtenbaum, Wayne Mack, Alexander Strauch und schließlich John MacArthur, der pünktlich zum Zeitpunkt der ersten deutschen Auflage seiner Studienbibel in Rehe erschien und auf diese Weise dieses wertvolle Hilfsmittel zum Bibelstudium vielen Teilnehmern bekannt machen konnte.

1995 hatte Wilfried Plock die Leitung der KfG übernommen, wobei Mike Leister ihm viele Jahre zur Seite stand, und seit 2002 wird zusätzlich pro Jahr eine Frühjahrskonferenz in Ostdeutschland organisiert, die zunächst in Groß Väter (Brandenburg) stattfand. Dort gab und gibt es in vielen Gebieten kaum Gemeinden.

Seit etwa 1995 durfte ich vielfach an beiden Konferenzen teilnehmen und dort mit einer Menge Literatur an die Lesefreudigkeit der Teilnehmer appellieren und meist auch einen Abendvortrag halten.

»Hirtenkonferenzen«

Durch die KfG-Konferenzen in Groß Väter wurden wir mit den Brüdern vom EBTC Berlin bekannt, zunächst mit Martin Manten und Christian Andresen, die uns als enge Mitarbeiter von John MacArthur auch mit dessen Literatur und mit weiteren wichtigen amerikanischen Autoren bekannt machten. So kam es, dass wir als CLV in den folgenden Jahren nicht nur die MacArthur-Studienbibel in deutscher Sprache herausgeben konnten, sondern auch noch eine größere Anzahl seiner Kommentare und Sachbücher und auch weitere Bücher seiner Mitarbeiter.

Vor allem die Studienbibel von John MacArthur ist vielen Lesern zu einem großen Segen geworden. Besonders innerhalb der evangelischen Kirche und in den Gemeinschaftskreisen der Landeskirche waren viele Geschwister außerordentlich dankbar für

diese Hilfe, die Zusammenhänge in der Bibel und auch die Heilsgeschichte zu verstehen, zumal auch viele schwierige Themen und Bibelstellen in Exkursen gut und verständlich erklärt werden. Die Zusammenarbeit zwischen KfG und EBTC war viele Jahre harmonisch und für alle Beteiligten zum Segen.

Interessant war, dass sowohl auf den Hirtenkonferenzen, die 2001 vom EBTC in Berlin unter dem Thema »Männer zurüsten« gestartet wurden und dort vor allem Älteste und Gemeindeleiter sammeln und ermutigen wollten, als auch auf den KfG-Konferenzen und den Maleachi-Konferenzen Brüder wie Benedikt Peters, Johannes Pflaum, Wolfgang Nestvogel, Eberhard Dahm und andere Gottes Wort gelehrt haben. Ein Beispiel dafür, wie gesegnet es ist, »wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen« (Psalm 133,1).

Die »Hirtenkonferenzen« haben in den letzten Jahren einen enormen Aufschwung erlebt, was die Teilnehmerzahlen betrifft, und so kann man dankbar sein, dass durch die Konferenzen und die dadurch entstandenen Kontakte viele Gemeinden aufbaut und gestärkt wurden.

»Taupunkt« in Schoppen

Schon seit vielen Jahren fanden über Pfingsten Bibeltage in Schoppen statt, die aber zusehends überalterten. Es kamen fast immer die gleichen Besucher. Da hatte unser Ex-Zivi Christoph Grunwald 2005 die Idee, ein ganz neues Konzept zu beginnen. Er fragte sich:

1. Wie erreichen wir die kommende Generation, also heutige Jugendliche mit unserem Anliegen?
2. Wie viele Personen können wir maximal in Schoppen unterbringen?



Taupunkt 2017

Zu 1: Vieles ist so eingestaubt. Tau ist das Gegenteil von S.Tau.B. Auf einem Jugendtag sollten junge Menschen auftauchen, auftauchen und auftanken können.

So kam es zum Namen »Taupunkt«.

Zu 2: Aus Platzgründen konnten wir in Schoppen nur 50 Personen im Freizeitheim unterbringen, aber immerhin passten 200 Menschen in unseren großen Tagungsraum. Warum also nicht groß denken und zusätzliche Unterkünfte suchen? Entweder in Zelten oder externen Quartieren?

So kam es zu 200 Teilnehmern.

Ganz bewusst sollte dieses Jugendwochenende keinen Event-Charakter haben: Bibelbasiertes Christsein soll gefördert werden ohne Bühnenshow, ohne Band und ohne Brimborium.

Auf der »Taupunkt«-Homepage (www.taupunkt.org) heißt es dazu:

»Taupunkt ist ein Jugendtag in Schoppen über Pfingsten für 200 Jugendliche zwischen 15 und 25 Jahren. Wir möchten Durst nach Gottes Wort schüren und stillen. Die Bibel soll an diesen Tagen im Mittelpunkt stehen. Außerdem gibt es viel Raum für Musik, Sport und Gemeinschaft ...«

Diese »Taupunkt«-Tage sollten eine bescheidene, aber geistlich attraktive und erweckliche Alternative sein zu den großen Jugendveranstaltungen, die vielerorts über die Pfingsttage angeboten werden. Wichtig sind die persönlichen Kontakte und die Gemeinschaft von Mitarbeitern und Teilnehmern. Die Tage werden von einem großen Mitarbeiterkreis der Freizeitarbeit in Schoppen gestaltet.

Wie beliebt »Taupunkt« ist, kann man daran erkennen, dass bereits wenige Minuten nach der Freischaltung der Anmeldung jeweils Mitte Januar alle Plätze ausgebucht sind.

»Kraftstoff«

Wegen des großen Andrangs beim »Taupunkt« kam uns 2017 die Idee, Jugendlichen ein weiteres Angebot zu machen: einen Tag zum Auftanken im Advent. Um über die 200 Plätze hinaus Jugendlichen die Möglichkeit der Gemeinschaft unter Gottes Wort anbieten zu können, wurde 2018 zusätzlich der »Kraftstoff«-Bibeltag in Bielefeld ins Leben gerufen.

Initiatoren und Organisatoren waren und sind vor allem Daniel Zach, David Grimm und Kevin Kläs, die mit einem Team von weiteren Mitarbeitern diesen Tag vorbereiten und durchführen.

Auf der Homepage (www.kraftstoff.bibeltag.org) kann man Folgendes lesen:

Kraftstoff wird vom Christlichen Freizeithaus Schoppen e.V. ausgerichtet. Unser Anliegen ist es, junge Menschen für Jesus Christus und die Bibel zu begeistern, was seit mittlerweile 50 Jahren über viele verschiedene Ferienlager und Freizeitangebote geschieht. Jugendliche sollen in ihrem Glauben an Jesus Christus gestärkt werden, der »das A und das O«, Anfang und Ende, ist (Offenbarung 22,13).

Diese kurze Übersicht mit der Entstehungsgeschichte der einzelnen Konferenzen und Bibeltage soll die geistliche Verbundenheit, aber auch die verschiedenen Zielsetzungen dieser Veranstaltungen deutlich machen. Sie sind zwar unabhängig voneinander entstanden, werden aber alle von dem Wunsch und Gebet getragen, unseren Herrn Jesus zu ehren und vielen jungen und älteren Christen



Andreas Lindner auf dem Kraftstoff-Tag 2022



Erfreulich großes Gedränge am Kraftstoff-Büchertisch

Orientierung zu geben und sie zu ermutigen, im Glauben zu wachsen und ein Segen im persönlichen Umfeld zu sein.

Von der großen Anzahl weiterer wertvoller und gesegneter Bibeltage und Konferenzen, die jedes Jahr an verschiedenen Orten in Deutschland durchgeführt werden, sollen abschließend noch einige erwähnt werden, bei denen wir zumindest gelegentlich mitwirken konnten:

- die meist sehr gut besuchte »Christliche Glaubenskonzferenz Norddeutschland«, die seit vielen Jahren am 1. Mai in Neumünster stattfindet und von Brüdern aus Gemeinden in Norddeutschland organisiert wird,
- die »Bibeltage Knüll« in Hessen, eine Familienkonferenz, die jedes Jahr von Martin Kaal im Spätsommer organisiert wird,
- und die von Peter Lüling gestarteten »Saarland-Bibeltage« in Lebach-Thalexweiler.